Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917

Erster Band

(Januar bis März)

März-Verlag
G. m. b. H.
Stuttgart

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes 1917

Hauptteil

Seite

Achelis, T. O.: Burckhardt und Heyse 92
Albrecht, Krafft: „Das Täubchen von Amsterdam" 233
Balázs, Béla: Auf Grenzwache 114
Behne, Dr. Adolf: Künstler und Kritiker 163
Bonus, Artur: Zu den deutsch-polnischen Beziehungen 6
Buß, J. P.: Anmerkungen zur Friedensfrage 260
Charmatz, Richard: Die Politik der Deutsch-Österreicher . . . 251
Corbach, Otto: Amerikas Lebensmittelausfuhr 26
Eisenstein, Karl von: Vor einem Angriff 78
* * *: England und die Kriegsziele der Entente 197
Fenigstein, Berthold: Les Boches 55
Fischer, Max: E. T. A. Hoffmann 213
— Über allen unseren Taten blaut der Traum 243
Goldschmidt, Dr. Alfons: Gewinn- und Verlustrechnung 1916 . 21
Gothein, Georg: Gedanken zur Friedensfrage 41
Greeven, E. A.: Erwartung 94
Haebler, Rolf Gustav: Pastorale 51. 68. 90
— Zwei Gedichte 142
Hansen, Dr. N.: Die amerikanische Kriegsbereicherung 61
— Englands verwundbarste Stelle 152
Haußmann, Conrad: Die erste Etappe 1
— Europa und Amerika 101
— Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 187
— Graf Zeppelin 225
Hennig, Richard: Rußlands militärische Verkehrspolitik 179
Hesse, Hermann: Erlebnis 20
Heuß, Theodor: La Tour 87
— Zeppelin und der Volksgeist 238
— Die sechste Kriegsanleihe 282
Hutter, Heinrich: Die Zeit 20
Jacques, Norbert: Wilson 201
Kahn, Ernst: Die Kriegsinteressen Amerikas 129
Kleeis, Friedrich: Mehr Schutz der Mutter und dem Kind . . 84
Kliche, Josef: Deutsche Preßorganisation in Rußland 64
Knapp, Ludwig: Zwei Sonette 264
Kosztolányi, Desider: Graue Glorie 284

Digitized by Google

Seite
Krüger, Alfred: Schicksalsreise 33
Lachmann, Eduard: Zwiesprache 158
Liefmann, Prof. Dr.: Gold- oder Papierwährung? 173
Linter: Bankenverschmelzung im Krieg 171
— Unsere Valuta 194
— Die englische Siegesanleihe 222
— Kirdorf und Duisberg 247
— Verlosbare Kriegsanleihe 273
— Das englische Schiffsproblem 293
* * *: London—Paris 30
Löwenberg, Karl: Die gefesselten Genießer 184
Nordström, Ludwig: Jan Aageens Heirat 10
—o— —u—: „Die heilige Not" 74
Planck, Mathilde: Zeitstimmung und Philosophie 116
Rabindranath Tagore: Sage, Liebster 289
Rohrbach, Dr. Paul: Die russische Revolution 275
Schäff, H.: Grenzen 156
Schäffer, W.: Stellungswechsel 211
Schairer, Dr. Erich: Staat und Inseratenwesen 48
Schmidt, Axel: Rußlands Friedensbesorgnisse 149
Schmidt, Karl Eugen: Der Amerikaner 108. 132
Schulz-Mehrin, Otto: Nationalpolitische Aufgaben der deutschen Industrie 229
Stegemann, Hermann: Die Schlacht am Ourcq 121
Stein, E. K.: Die ungarischen Parteikämpfe 81
Thoma, Ludwig: Lied aus „Heilige Nacht" 167
— Künstler und Kritiker 240
Tömörkény, Stefan: Die Seele begibt sich vor den Herrn . . 137
Weer, Reinhard: Ostseetage 205
Wentscher, Erich: Erwachen 57
— Deutschland 95
— Aus einem alten Park 190

Digitized by Google

Glossen

Seite

Aphorismen aus dem Herrenhaus 268
Baguſche, Hermann: Die Kakteenſammlung 39
Barthel, Max: Geſpräch in der Nacht 80
— Kotz 193
Blech-Merwin, Thekla: Ein pietiſtiſcher Dichter 289
Bormann, Hans Heinrich: Leo Sternberg 246
Buß, J. P.: Geiſt und Macht 146
Corbach, Otto: China und der Krieg 265
Dünnwald, Willi: Goethe und ſeine Frau 34
Fiſcher, Max: Der Hauptmann 57
— Der Vampir 97
Graetzer, Franz: Gruß aus dem Grab 98
Harbeck, Hans: Guſtav Sack † 78
Heuß, Theodor: Guſtav Schönleber † 119
— A. Suppers „Herrenſohn“ 143
— Politiſches Leben 169
— Steuer auf Kohle und Verkehr 191
— Zwiſchenſpiele 220
— Nachträgliches zu einem Vorwort 271
Hutter, Heinrich: Karl V. und Luther 192
Jungnickel, Max: Soldatenmoden 143
Kampffront, die innere 267
Kiefer, Otto: Volk in Not 292
Lapp, Adolf: Hans im Schnakenloch 36
Mohr, H.: Politiſche Diſziplin 95
Nikolaus, Paul: Stendhal 268
— Raimanns Grotesken 293
Pernerſtorfer, E.: Ein Junkerleben 60
— Johann Heinrich Fehrs 79
— Finnland 98
— Stille Bücher 244
Rick, Otto: Eine Schickſalstragödie 38
Ries, Richard: Kurt Münzers Märchen vom „Ladenprinz“ . . 58
— Ludwig Thomas Weihnachtslegende 145
v. S.: Feindliche Propaganda 243
Thoma, Ludwig: Der Münchner Kritikerprozeß 221
Wiedmer, Emil: Der ſtarke Mann 148
Zentner, Wilhelm: Pepi Ludl 99

Digitized by Google

Digitized by Google

Die erste Etappe

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Stuttgart, den 26. Dezember 1916.

Der Krieg hat alles in Bewegung gesetzt und alles provisorisch gemacht. Nun ist er selber für provisorisch erklärt von einer Note. Und die andere Seite fährt auf, er sei nicht provisorisch, er sei noch stabil, das heißt „zur Zeit noch fortdauernd". Die neutralen Zuschauer rufen gedämpft dazwischen: 's wäre Zeit!

Dieses Schauspiel fällt in die empfängliche Zeit der heiligen Nacht, in der die Lippen seit zwei Jahrtausenden aufzuatmen sich gewöhnt haben: „Pax vobis cum!" Das gedankenlos gesprochene Wort erhält auf einmal den gewaltigsten Inhalt. Die Hoffnung ringt mit dem Zweifel in jeder Brust, die Wünsche mit dem Trotz in jedem Volk.

Es ist der interessanteste und folgenschwerste Konflikt und Augenblick in dieser Zeit, die übergroß ist an grauenhaften Anstrengungen, die in sich zusammenschauert unter dem lastenden Zweifel an ihre Fruchtbarkeit.

„Schluß!" sagt ein englisches Parlamentsmitglied, der Korporal war und in den Schützengräben die Blicke gesehen hat. „Dann wäre alles vergeblich", sagt Bonar Law. Dieses Wort ist banal und erschütternd, wahr und unstaatsmännisch. Das Wort ist der bittere Vorgeschmack vor dem Nachgeschmack nach dem Trank aus dem Becher. Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Das Wort Bonar Law's müssen alle Engländer und alle Europäer durchdenken, und erst wenn sie das gelernt haben, ist die Zeit der endgültigen Antwort gekommen. Die Frist, die sie zu diesem Lernen gebrauchen, entspricht genau dem Zeitraum, der uns von den Friedensverhandlungen trennt. Die Deutschen,

Digitized by Google

kraft ihrer Gelassenheit, sind den Gegnern schon geraume Zeit voraus, obwohl es auch bei ihnen noch Bruchteile gibt, die meinen, dem Schicksal und Kriegsgott befehlen zu können; Bruchteile, die heimlich auf das Scheitern der Friedensbewegung infolge der gegnerischen Sprödigkeit rechnen. Aber es ist die kleine Minderzahl. Die übergroße Mehrzahl ist in ihrem Willen vertreten von Bethmann Hollweg, und zwar deshalb durch ihn, weil seine Urteilsbildung und Handlungsweise der deutschen Betrachtungsweise und Gedankenbildung entspricht, folgt und vorausgeht. Bethmann ist ebenso ein Ausdruck des deutschen Temperaments, wie Briand ein Spiegel der französischen Mentalität ist. England war in der Ueberlegtheit von Asquith, im Hochmut von Lloyd George repräsentiert und darum mußte jener diesem weichen, als durch die rumänische Katastrophe der englische Hochmut getroffen und herausgefordert war. Dieser Zustand flüchtet zum Trotz als seiner Kraftquelle und darum trifft die deutsche Note gerade in dem Augenblick des englischen Ministerwechsels auf den rauhesten Resonanzboden.

Verkehrt wäre es daraus den Mittelmächten mit ihrem Schritt den Vorwurf mangelnder Psychologie bei Wahl des Zeitpunkts zu machen. Sie mußten ihren starken Moment wählen, um dem Schein der Schwäche zu entgehen und darum mußten sie zum Voraus auf den Fall von Bukarest abstellen — vielleicht wäre eine Woche vorher noch scharfsinniger gewesen, wenn sie des nachfolgenden Ereignisses durch Hindenburg versichert waren. Im einen wie im andern Fall wußte Bethmann-Hollweg genau, daß unser starker Moment der nichtstarke des Gegners war und daß die Complementärfarbe der Stimmung bei der Entente ihrem Einlenken schon wegen dem Schein des Schwächebekenntnisses, nicht am allergünstigsten war. Aber man kann nicht beides gleichzeitig haben, die gehobene Stimmung in beiden Lagern.

* * *

Digitized by Google

Wir wissen in diesem Augenblick nur, wie England und Entente auf offener Redetribüne öffentlich reagierten. Der Inhalt der diplomatischen Erwiderung ist heute noch nicht bekannt. Die hohe Wahrscheinlichkeit und die Verlegenheit welche die Zentralnote auf der Peripherie ausgelöst hat, auslösen mußte und im Interesse des Friedens auslösen sollte — spricht für eine in der Form kurzangebundene Gegenfrage nach den Bedingungen der Mittelmächte.

Was sollen dann die Mittelmächte tun? Sich keinen Augenblick besinnen und erklären: Unser Schritt wollte dem Frieden dienen und deshalb haben wir wohlüberlegterweise den Vorschlag mündlichen Gedankenaustausches über die Friedensmöglichkeiten durch verantwortliche Vertreter dem schriftlichen Verfahren d. h. einem öffentlichen Wortgefecht in achthundert Zeitungen und acht Parlamenten vorgezogen. Es liegt in der Natur von Friedensverhandlungen, daß die Forderungen am Beginn der Verhandlungen und vor allem, wenn dies in öffentlichen Noten geschieht, allerseits höher gespannt werden, als voraussichtlich durchzusetzen ist. Dies führt wieder mit psychologischer Notwendigkeit dazu, daß die Forderungen des einen auf den andern abstoßend wirken und das Echo in der leidenschaftlich erregten Presse, die meist ebenso gutgläubig als ungeschickt einen Druck auszuüben zu sollen meint, steigert die Kontrastwirkung. So wird der Zweck, den wir ohne Hintergedanken anstreben, geschädigt und zerstört, durch die unrichtige Form. Im Interesse des Friedens wollen wir die andere Form und wir sind durch den Gang der Dinge und die Erregung in den Ententeparlamenten und Zeitungen, so sehr von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugt, daß wir im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht von ihr abgehen können, ohne den Hauptzweck zu gefährden, der uns am Herzen liegt.

* * *

Nun hat sich am 21. Dez. Wilson mit einer Kundgebung eingestellt fast genau so, wie ich im „März" am 2. Dez. 1916 an-

Digitized by Google

genommen habe. Ich habe damals gesagt, man solle „Wilsons Vermittlungsneigung weder sanguinisch noch spöttisch behandeln." Das wird auch heute noch das richtige sein. Der Schritt ist ernst und er rechtfertigt die deutsche Aktion, die ihm zuvorkam. Unwillentlich sekundiert er auch diese Aktion. Besonders glücklich ist die Schweizer Note, in der sich Bundesrat Hoffmann als ein Staatsmann aufs neue ausweist.

Die Mittelmächte können diese Note ohne sauersüßes Gesicht freundlich und zustimmend erwidern. Gerade auch dann, wenn sie eine vorhergehende schriftliche Bedingungenpublikation seitens des einen Teils als unzweckmäßig ablehnen. Diese Möglichkeit einer offen zustimmenden Antwort auf neutrale Friedlichkeitsanregung ist ein politischer und diplomatischer Vorteil, der sich von der Verlegenheit der Entente, die neutrale Anregung zu erwidern, erfreulich abhebt und die Probe auf die Richtigkeit der Politik Bethmann-Hollwegs darstellt — auch wenn der Schritt jetzt nicht zum Ziele führt.

Ich habe am Tag nach dem 12. Dez. 1916 geschrieben: „Es ist die Zeit des Schnees, man darf Blüten erst im Mai erwarten" und „Bethmann-Hollweg hat stattliche Mehrheiten hinter sich: Alle Frauen der ganzen Welt, alle Soldaten in allen Lagern, alle Bauern, alle Arbeiter und alle übrigen vernünftigen Leute." Das halte ich auch heute noch für ein erfolgverheißendes Gefolge. Die Hauptsache ist die werbende und bohrende Kraft der verkündeten Vernünftigkeit im Kopf und Herz der Menschen in den zur Zeit noch trotzenden Ländern.

Nachschrift vom 30. Dezember.

Die erste Vorfriedensverhandlung verlief bisher folgendermaßen:

Die Note der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 ist bis heute von der Entente nicht beantwortet. Dagegen hat Nord-Amerika durch die Wilson-Note vom 21. Dezember ds. Js. die Stunde zu Friedenserwägungen für gekommen erklärt. Die Schweiz hat sekundiert. Bethmann-Hollweg hat sofort Wilson

Digitized by Google

und der Schweiz zustimmend erwidert und sich zu alsbaldigem Gedankenaustausch zwischen Vertretern der kriegsführenden Mächte an einem neutralen Ort bereit erklärt.

Darnach ist mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit das folgende Ergebnis vorweg zu nehmen: Die Entente wird, halb trotzig und halb verlegen, äußerstenfalls in ihrer Antwort eine Rückfrage nach den Friedensbedingungen der Mittelmächte stellen, deren Mitteilung aber schriftlich verlange, bevor sie sich über die Antwort auf die Note vom 12. Dezember schlüssig macht. Deutschland wird auf seine Antwort an Wilson verweisen, die eine Festlegung auf die Form des mündlichen Gedankenaustausches enthält. Die Entente wird „feststellen", daß ihrer Forderung, der vorherigen Mitteilung der Friedensbedingungen, nicht entsprochen worden sei — und der Krieg wird fortgeführt.

Der Krieg wird weitergeführt, bis der große Schritt Deutschlands seine Früchte trägt und der Vernunft auch in der Entente Wortführer erstehen.

Der englische Kolonialminister hat unter dem 26. Dezember die Premierminister der Dominions (in Canada, Australien, Capland) zu einer „dringlichen Reichskriegskonferenz auf Ende Februar eingeladen", in welcher die „Kriegsfortsetzung" und die „etwaigen Friedensbedingungen der Alliierten", sowie die „daraus sich ergebenden Probleme" vom Londoner Kriegsrat mit den Premierministern in fortlaufenden Sondersitzungen besprochen werden sollen.

Daraus ergibt sich: erstens Friedensbedingungen der Entente werden jetzt nicht bekannt gegeben, zweitens sie werden Ende März beraten werden, also vor einer etwaigen Frühjahrsoffensive der Entente; drittens England will die Stunde festsetzen.

Diesen Schein der Iniative, die doch nur die Folge des deutschen Schritts sein wird, mag England sich „wahren," wenn es seine Entschließungen erleichtert. Was dann herauskommt, ist abzuwarten. Zwischenfälle können bei solchen Hochspannungen

Digitized by Google

eine Rolle spielen. Der Wahrscheinlichkeit nach aber wird Krieg und Kampf die nächsten Monate an allen Fronten erfüllen, soweit nicht der Winter eine teilweise Abschwächung der Kämpfe bringt.

Deutschland ist, mit voller Kraft weiterkämpfend, frei von dieser Blutschuld.

Zu den deutsch-polnischen Beziehungen

(Ein Siebenhundertjahrgedächtnis)

Von Arthur Bonus

Es ist natürlich, daß wir in diesen Tagen der Wiederaufrichtung Polens die beiderseitigen Beziehungen erneut durchgehen. Ich meinerseits möchte dabei auf zwei kulturpolitisch wichtige Punkte aus der Anfangs- und aus der letzten Zeit zu sprechen kommen. Bei den unerquicklichen Eindrücken der Debatten im Abgeordnetenhaus braucht es meiner Ueberzeugung nach nicht zu bleiben. Sie sind wohl überwiegend nur Nachwehen der Mißverständnisse der letzten Jahrzehnte. Hans Delbrück hat gewußt, was er sagte, als er sich dahin ausdrückte, daß kaum je in der Geschichte zwei Nachbarvölker soviel freundschaftliche, so wenig feindliche Beziehungen zu einander gehabt haben, als gerade Deutsche und Polen. Es fließt zudem mehr polnisches Blut in unsern Adern, als man gemeinhin weiß und glaubt. Gerade verwandtschaftliche Häkeleien sind ja mitunter besonders giftig, aber im Fall der Versöhnung ist dann das Band auch um so fester. Kopernikus und Nietzsche sollen nicht umsonst zu unsrer Kultur gehört haben. Und hier liegt der eine Punkt, den ich besprechen wollte.

Einer der Renegaten dieses Kriegs, die jetzt von neutralen Grenzen her die Zungen gegen uns ausstrecken, hat vor längerem den besonderen Glanzspruch gegen uns formuliert: Deutschland in seiner innerstaatlichen Nationalitätenpolitik gegen Franzosen, Dänen, Polen gehe darauf aus, „die Seelen der Völker zu töten."

Ging unsere Politik darauf aus, so hat sie jedenfalls das Gegenteil erreicht, nämlich sie geweckt. Nicht ganz von ungefähr; denn die Seele tötet man nicht durch geradeausgehenden Zwang, sondern durch Schmeicheln und Verhetzen. Dafür werde ich nachher ein anschauliches Beispiel geben; es stammt nicht aus Deutschland. Der offene Zwang hat auch nicht einmal

Digitized by Google

die Absicht, die Seele einer Nationalität abzutöten. Er hat lediglich die Absicht, gewisse staatliche Notwendigkeiten zu sichern. Darauf scheint mir auch das Wort hinweisen zu wollen, das neulich („De Standard", Amsterdam vom 8. November) der frühere niederländische Ministerpräsident Dr. Kuyper den Polen gesagt hat: „Wenn die jetzigen Polen noch Aehnlichkeit mit ihren Ahnen haben, so bricht alles wieder zusammen: Nur ein neugeborenes Geschlecht kann ein bleibendes Polen schaffen." Ein solcher Zwang ist notwendig und er ist nie angenehm; aber er mildert sich alsbald und verschwindet schließlich ganz, sobald die Einsicht in das, was die staatlichen Notwendigkeiten fordern, sich durchgesetzt hat.

Natürlich dennoch, daß es dabei nicht selten zu unnützen Härten dabei kommt. Wo das geschehen ist, wurde es in Deutschland selbst am heftigsten bekämpft. Immerhin sind dergleichen unnütze Härten bei uns vorgekommen: das Seeletöten, Seeleverbiegen haben wir andern überlassen.

In einem spanischen Blatt wird von jemandem, den man, wenn es nach dem Wortlaut geht, als einen Soldschreiber der Entente ansprechen müßte, sehr lebhaft die Behandlnng belgischer und elsässischer Kinder durch die Franzosen beschrieben. Die Schilderung ist so voll unfreiwilliger Komik, daß man auf den Verdacht kommt, der Verfasser mache sich über seine Auftraggeber lustig. Er hält es nämlich für gut, hierbei Frankreich als den Vertreter des Nationalitätenprinzips zu feiern. Ausgerechnet bei einer Verhandlung über das Elsaß, den Raub Ludwigs XIV. zur Zeit der größten Schwäche Deutschlands, das Elsaß, in dem noch Goethe für Herder deutsche Volkslieder sammeln konnte, die für deutschen Volksgeist charakteristisch sein sollten. Deutschland, hören wir, halte das Elsaß nach dem Eroberungsrecht zurück, das seit seiner Verpreußung für es geheiligt sei. Für Frankreich sei es nach dem Nationalitätenrecht französisch geblieben. Es handle sich also in Bezug auf die elsässischen Kinder, die nun aufhören müßten, Deutsche zu sein, nicht sowohl um eine Umwandlung in Franzosen, als um eine Rückerziehung, eine Wiedergeburt. Möge uns nun dieser Augenzeuge französischer Nationalisierungsmethoden darüber belehren, wie man „die Seele der Völker tötet" in ihren Kindern:

„Diese elsässischen Mädchen, die in dem weiten Gebäude im Walde von Ailly Zuflucht gefunden haben, befinden sich nicht in einem Asyl noch in einer Schule, sondern in einer Art Lazarett, wo sie von deutscher Ansteckung gereinigt werden, wo man ihnen in sanfter Weise die unechte (!) Nationalität herausreißt ..... Die elsässischen Mädchen, die ich gesehen habe, sind zum mindesten Enkelinnen französischer Bürger (die deutsch sprachen!) Trotzdem ist, um in diesen Kindern die Spur der Eroberer auszulöschen, ein großer Takt, eine besonders geschickte, zarte, einschmeichelnde Erziehung erforderlich.

Digitized by Google

Man muß in sanfter Weise entgermanisieren..... Aber obwohl ich sie lächeln und spielen sah, und obwohl ich sie eine süße französische Weise singen hörte, habe ich doch tiefes Mitleid empfinden müssen. In jeder einzigen dieser kindlichen Seelen haben Frankreich und Deutschland Kämpfe ausgefochten und in einigen von ihnen kämpfen sie vielleicht noch."

Dies etwa dürfte es sein, was man in nationaler Beziehung mit dem Ausdruck „Seele töten" bezeichnen könnte, falls er mehr als ein Schimpfwort sein soll, — und falls man nicht präzisere Ausdrücke vorzieht, wie etwa „Seelen verkrüppeln" oder „vergiften".

Es ist derselbe Geist, welcher den Plan Maurice de Walefffes im Oeuvre vom 14. März vorigen Jahres ausgeheckt hat. Dieser fromme Ehrenmann führte aus: Man müßte die Deutschen bis auf den letzten Mann ausrotten, wollte man warten, bis sie von selbst Menschen würden. Von den Franzosen allein könnten sie zur Vernunft zurückgeführt werden. Natürlich drohe den ersten Missionaren, die sich in Verkleidung nach Deutschland wagen würden, die Märtyrerkrone..... „Ihr französischen Christen, die ihr Deutsch versteht, jetzt ist der Augenblick gekommen zu zeigen, was ihr könnt!"

Diese von Insua geschilderte Art hat uns freilich nie gelegen. Wir empfinden wohl alle schon der bloßen Schilderung gegenüber etwas wie ein körperliches Unwohlsein, eine Art Ekel. Wir haben, wie wir wohl sagen können, sehr viel Arbeit an alle unter uns vertretenen nationalen Minderheiten gewandt, an ihre Wohlfahrt, ihre kulturelle Förderung, ganz besonders ihre Schulung. Aber was man unserer Schule vorwerfen mag, die „besonders geschickte, zarte, einschmeichelnde" Methode hat ihr noch niemand vorgerückt. An Gutmütigkeit fehlt es uns dabei gewiß nicht, wohl aber ganz und gar an den psychologischen Vorbedingungen für die Art Ethik, die hinter dieser Methode steckt.

Ich will auch für die Gutmütigkeit, die uns nicht fehlt, ein Beispiel bringen; Zur Zeit des blutigen Aufstands der sechziger Jahre in Russisch-Polen zwangen einige zerstreute Vorkommnisse unter den preußischen Polen Bismarck zu Vorsichtsmaßregeln. Das preußische Abgeordnetenhaus stellte sich schützend vor die Polen. In der Tat waren die kleinen Putsche bei uns recht ungefährlich. Geschichten in der Art der folgenden wurden darüber noch in den siebziger Jahren bei uns in Westpreußen über die Methode, die man den Unruhen gegenüber anwandte, erzählt: Man hatte einen Haufen „Aufständischer" gefangen genommen und führte ihn ins Gefängnis ab. Ein Unteroffizier und zwei Wachtsoldaten mit altertümlichen Gewehren eskortierten ihn. Als man weit draußen über offenes Feld kam, sagte der Unteroffizier sehr laut zu den Solden: „Kinder, wie viel Schuß habt Ihr?"

Digitized by Google

— „Zu Befehl, jeder einen." — „Könnt Ihr denn auch gut schießen?" — „Zu Befehl, es geht so." — „Nun, dann schieß mir mal den Vogel da, links von der weißen Wolke, mein Sohn!" wandte der Unteroffizier sich an den einen der beiden, — „nicht getroffen! — — Nun Du!" — So schoß auch der andre seinen Schuß ab, — und die Gefangenen rissen aus. Was in aller Welt sollte man auch mit diesen braven Leuten im Gefängnis, von denen man genau genug wußte, was das bißchen Schreierei auch im schlimmsten Fall bedeuten konnte und vor allem, was es nicht bedeutete.

Als später 1867 Bismarck den polnischen Abgeordneten das Recht zu einem Protest abstritt, weil dieser Protest nicht im Sinn ihrer Wähler wäre, konnte er mit einigem Stolz auf die deutsche Kulturarbeit im preußischen Polen hinweisen. Er war damals Rußland gegenüber aus politischen Gründen sehr vorsichtig; wenn er trotzdem betonte: „gerade derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft steht", zeichne sich durch Zivilisation, Wohlstand, Rechtssicherheit aus, so hatte das Gewicht. Unsere kämpfenden Brüder polnischer Nationalität werden das im verlausten Russisch-Polen mit einigem Schauder empfunden haben.

Nein, getötet haben wir die Seele der Polen gewiß nicht, so wenig als die irgend eines andern Fremdvolkes unter uns. Aber geweckt haben wir sie: in einer Anteilnahme, die sich in Freundschaft bis zu romantischer Schwärmerei und freilich auch in brüderlichen Derbheiten äußerte, kurz gesagt: mit Schule, aber auch — wie es eben in der Schule hergeht — mit Püffen.

Dies wäre der eine Punkt, den ich verhandeln wollte. Der andere bezieht sich auf die Anfangszeit deutsch-polnischer Beziehungen.

Max Weber in seiner trefflichen Münchener Rede über „Deutschland unter den europäischen Weltmächten" (abgedruckt in der „Hilfe") erzählt von einem Brief, den ihn vor etwa zwanzig Jahren ein Pole aus Lemberg geschrieben habe. Er habe darin bedauert, daß Webers Urahne nicht von einem mongolischen Schwein gefressen worden sei: davor hätten ihn nämlich die Polen bewahrt und nun habe er sich schlecht bewährt. Weber galt damals für einen Polenfeind: mit Unrecht, denn er hatte sich nicht gegen die Polen, sondern nur gegen das Unterbieten der deutschen Arbeitslöhne durch billigere ausländische Arbeitskräfte gewehrt. Die Anspielung auf das mongolische oder tatarische Schwein aber hat, wie wir gleich sehen werden, ihre Richtigkeit.

Man ist meines Wissens noch nicht darauf aufmerksam geworden, daß wir im letzten Jahr das Siebenhundertjahrgedächtnis desjenigen Ereignisses begingen, in dessen Verfolg sich zum erstenmal genau dieselbe Front gegen Nordostasien richtete wie heute. Genau wie heute Deutsche, Polen, Ungarn, Türken gemeinsam.

Digitized by Google

Es war im Jahre 1216, als Dschings Khan sich entschloß, mit den Nomadenhorden Hochasiens, mit denen er China erobert hatte, nunmehr sich gegen den Westen zu wenden.

Er brach zuerst gegen Turkestan auf. Zur selben Zeit, als der Hohenstaufe Friedrich II. sich an seinem Hof zu Palermo von islamischen Weisen belehren und erfreuen ließ, brachen dort in Asien unter Feuer und Brand der Tataren die hochkultivierten islamischen Reiche in Turkestan, Persien, Mesopotamien zusammen.

Marco Polo, der in diesem denkwürdigen Jahrhundert mit seinem Vater und Vatersbruder die asiatischen Schauplätze der Mongolenstürme bereiste, zuletzt siebzehn Jahre lang als Vertrauter des letzten großen Khans aus dem Blute des Dschingis, Kublai-Khans, der noch das ganze ungeheure Reich in Einer Hand hielt, erzählt da, wo er vom „See von Baku" berichtet, dem Kaspischen Meer, daß darin verschiedene Inseln seien mit schönen Schlössern und Städten: „Einige von ihnen werden von einem Volke bewohnt, welches vor dem großen Tatarenkhan floh und Schutz auf diesen Inseln oder in der Wildnis der Gebirge suchte". Das damals noch junge Osmanenreich in Kleinasien hielt Stand. Die Tataren wandten sich gegen Rußland. Rußland wurde unterjocht und in über zweihundert langen Jahren bis in den Grund des Blutes tatarisiert, also daß mit gutem historischen Recht jenes Wort sagt: „Kratze den Russen und der Tatar springt heraus." Erst Polen, Deutsche, Ungarn, Türken hielten den kulturvernichtenden Ansturm mit ihren Leibern auf. Speziell in der berühmten Schlacht auf der Wahlstatt kämpften polnische und deutsche Heere gemeinsam. Damals auf der Wahlstatt haben die Polen gewählt für immer und die Grenzen der europäischen Kultur um ihre Ostgrenze gezogen.

Polnische, deutsche, ungarische, ja und auch türkische Heere haben damals vor siebenhundert Jahren den tiefen Graben gezogen, der heute ungefähr in gleicher Linie als Schützengraben wieder da ist.

Jan Aagrens Heirat

Novelle von Ludwig Nordström

Berechtigte Uebertragung von Else v. Hollander

I.

Am Mittwochmittag sah man die Aadalswiesen wie einen zarten Nebel auf den Bergen im Westen. Die Wolken kamen wie Rauch aus Kanonenbatterien. Die Möven flohen das Meer und schwebten über dem Hafen wie losgerissene Blumenblätter, mit denen der Wind spielte.

Digitized by Google

Jan Aagren stand auf seiner eigenen Anlegebrücke und sah sehr nachdenklich aus. Sein Gesicht war von der Sonnenglut des Sommers so braun gebrannt, daß es wie gegerbtes Fell glänzte. Die Augen waren wie kleine weiße Kieselsteine mit blauer Bemalung. Die Hände in den Hosentaschen, stand er auf seiner eigenen Anlegebrücke, bald in Sonne, bald in den langen Schatten des Septembermittags.

Unter ihm, gegen den ersten Brückenpfosten gelehnt, stand Lina Bergman aus der Stadt, groß, goldblond und rosig, mit Augen, die hart leuchteten, und tückisch zusammengekniffenem Munde.

„Du sollst sehen, es gibt Sturm," sagte Jan Aagren.

„Dann hast du ja, was du willst."

„Ich habe doch nicht über das Meer zu befehlen."

„Aber," sagte Lina und ballte die rechte Hand, „ich glaube wahrhaftig, du betest des Nachts zum lieben Gott oder zum Teufel, es möchte jeden Tag Sturm sein, damit wir nicht zum Pfarrer können."

Jan Aagren lachte.

„Glaubst du, der liebe Gott oder der Teufel kümmert sich drum, was ein armer Fischer betet?"

„Du wirst schon sehen, wer das letzte Wort behält," sagte Lina, drehte um und ging ins Dorf hinunter.

Als Jan Aagren sie um Hardins Haus verschwinden sah, ging er langsam zum Heuschober hinunter, wo es kühl war und die gelben Sonnenflecke über die Holzwand tanzten, wickelte sich in seine Decke, legte sich auf den Rücken, schloß die Augen unter dem Mützenschirm und dachte.

Den ganzen Sommer lang hatte er gedacht, hier im Bett, draußen auf der See, beim Essen, beim Mähen, beim Ernten, im Wald.

Lina war ja doch ein Arbeitsmensch. Sie wollte die Hände voll Mühe haben. Es sollte Lärm und Bewegung um sie sein. Sie wollte alle kommandieren und der Herr im Hause sein, über Knechte und Mägde, so wünschte sie es. Wollte die Schlüssel und das Geld in der Hand haben nnd alles in Gang bringen.

Das Kind, das sie mit Jan Aagren hatte, band sie mit einem Gefühl der Notwendigkeit an ihn. Sie wollte sich nicht eine Frau schimpfen lassen, die unverheiratet sich mit Kindern schleppen mußte. Wollte nicht als Mutter von eines andern Kind zu irgend einem Mann kommen. Daß sie das Kind bekommen hatte, war hauptsächlich ihre eigene Schuld, da sie ihn in einer Art Trotz gereizt hatte, aber außer als Mittel zum Kind und Hausfrauenmacht war er ihr gleichgültig.

Das wußte Jan Aagren.

Die beiden Kontrahenten hatten einen Prozeß angestrengt. Jan hatte sich

Digitized by Google

losschwören wollen, hatte aber in seinem feigen Herzen die Gottesstimme vernommen und hatte nachgegeben. Sie waren scheinbar versöhnt vom Gericht nach Hause gefahren. Es war ein Frühlingsabend, die ersten Blumen waren da, und die Erde dampfte. Sie hatten auf der Heimfahrt im Boot miteinander gesprochen, hatten plötzlich Mitleid miteinander gehabt, hatten umschichtig ein paar Schluck aus seiner Schnapsflasche getrunken, waren weichmütig geworden, und schließlich, als sie in der kalten Nacht landeten, waren sie in den Heuschober gegangen und waren dort zusammengeblieben.

Dieser Tag und diese Nacht nahm ihm jede Möglichkeit, frei zu werden, Als sie am folgenden Tage ihn kujonierte, so daß alle es hörten und erzählte. daß er klein beigegeben hatte, bereute er. Aber es war zu spät.

Und jetzt waren sie schon aufgeboten worden.

Und nun, anderthalb Jahre nach diesem, dachte Jan Aagren:

Ich hab nur zwischen zwei Dingen die Wahl. Entweder muß ich ins Wasser gehen, oder ich muß mich das ganze Leben mit ihr schleppen. Etwas anderes gibt es nicht.

Ginge er ins Wasser, so würden alle frohen Stunden, die er sich von seinem Leben erhofft hatte, unmöglich werden. Und seinen Namen würde sie und das Kind verfluchen, und sein Gedächtnis würde im Dorf viele Generationen hindurch geschändet sein.

Andrerseits aber konnte es auch passieren, daß sie ihm so viel höllischen Schabernack spielte, daß er für alle Zeit unglücklich wurde.

Was war zu tun?

Als er schließlich einschlief, während ein Gewitter losbrach und den Regen gegen das Dach peitschte, hatte er noch keine Antwort auf die Frage gefunden. Aber er hatte nicht das Gefühl, als wenn er jetzt schon sterben sollte.

II.

Die Uhr war am Samstag morgen noch nicht ganz fünf, als in Jan Aagrens Brückenschuppen schon Licht war. Im Dunkeln stand Jan unter den Septembersternen auf der Brücke und hörte zu, wie das Meer gegen den Strand donnerte. Aber das Dröhnen war seit gestern abend schwächer geworden, der Wald rauschte kaum noch, der Himmel war klar, die Luft still, und der Glanz der Sterne sah nicht nach mehr Sturm aus. Als er durch die Tür eintrat, fiel der Feuerschein vom Herd auf sein weißes Hemd, die schwarze Weste und Hosen und die blanken Schuhe. Die Mutter stand über den Kaffeekessel gebeugt, eine krumme und abgemagerte alte Fischerfrau, das Haar in Flechten über dem braunen und runzligen Gesicht. Sie war barfuß. Sie hatte noch jetzt auf ihre alten Tage schöne Füße und einen vornehm geformten Spann, — diese vielgeprüfte Stina Aagren.

Digitized by Google

„Willst du fahren, Jan," sagte sie.

„Muß wohl sein. Es ist ja heut kein Sturm!"

Der Sohn setzte sich an den Tisch und starrte ins Feuer. Nach einer Weile kam die Alte mit Kaffee und Brot und Butter und etwas gebratenen Fisch herangehastet.

„Hol den Schnaps!" sagte der Sohn.

Die Mutter setzte schweigend die Schnapsflasche vor ihn hin, und der Sohn goß sich einen ordentlichen Schluck ein.

„Willst du nicht auf mein Wohlergehn trinken?" sagte er düster.

„Danke für Schnaps, du weißt, ich trinke nie," antwortete die Mutter.

„Willst du nicht auf mein Wohlergehn trinken?" sagte der Sohn noch einmal und hob die Tasse und bohrte den Blick in die Mutter.

„Denkst du, aus solcher Heirat kommt Wohlergehn?"

„Man heiratet doch ums Wohlergehn und nicht ums Unheil."

„Gott weiß die Wege. Ich werde zu ihm beten, wenn ihr fort seid," blieb die einzige Antwort der Alten.

Als der Tag dämmerte, kam Lina. Sie trat zur Tür herein, setzte sich an den Herd und sagte kein Wort. Jan stand auf und ging in die Dunkelheit hinaus.

Als er fort war, sagte die Alte: „Ja, heut ist es nun mit mir hier zu Ende, glaube ich."

„Meinst du?"

„Hast du das nicht im Dorf gesagt?"

„Es wird vieles gesagt in all den Jahren. Man kann sich nicht an alles erinnern, was man gesagt hat."

„Aber vielleicht kann man den Augen ansehen, was du denkst."

„Das ist etwas, was ich selber nicht weiß."

„Trink jetzt Kaffee und iß, damit du nicht umklappst. Es tut nicht gut, mit leerem Magen auf die See hinauszukommen."

„Danke vielmals."

Jan war in den Schuppen hinuntergegangen und hatte das Boot in Ordnung gebracht und hatte nachgesehen, ob auch Segel und Eßkorb und Ruder und Steuer da waren. Eine Decke lag zusammengerollt auf der Bank. Er stellte sich dann ganz vorn auf die Außenbrücke und blickte zum Dorf hinüber.

Nirgends war ein Licht zu sehen. Die Schuppen waren wie Schatten oder wie Riesenfelsblöcke unten am Strande, die Bootsmasten hingen wie niedergebeugte Aeste oder Grashalme über dem Wasser, in dem die blaß gewordenen Sterne sich spiegelten und wie Pastorkrausen aussahen, die auf den Wellen schwammen.

Digitized by Google

Die Luft war noch voll von Dunkelheit, aber rings am Horizont dämmerte der Morgen, und man hatte das Gefühl, als würde ganz leise etwas Schweres und Unbeschreibliches von dem Dorfe genommen. Jan wußte, daß alle seine Freunde und Verwandten, Burschen und Mädels, alte und junge, jetzt in all den Häusern im Schlaf lagen. Erik Hardin und Simon Lockneus wollten ihn begleiten. Ob sie nicht bald kamen? Es wurde immer heller, und der Morgenwind legte hier und da schwarze Streifen auf den Sund.

Es wurden Schritte auf der Brücke hörbar, und als Jan aufblickte stand Lina da.

„Bist du hier, Jan?" sagte sie.

„Ja."

„Was machst du?"

„Das Boot in Ordnung." Sie kam zu ihm hin und nahm seine Hand.

„Weißt du noch, wie wir jetzt vor drei Jahren hier auf der Brücke standen, damals im Herbst?"

„Ja —, du hattest damals schon lange um mich gefreit. Du sagtest, du wolltest mich heiraten. Das glaubte ich. Ich habe nicht geahnt, daß du so handeln würdest wie du gehandelt hast. Wärst du damals ein besserer Kerl gewesen, hättest du es nachher nicht so schwer gehabt. Und jetzt auch nicht."

„Weißt du, ob ich es jetzt so schwer habe?"

„Man sieht, was vor Augen ist."

„Was soll das heißen?" — „Ich will nur sagen, daß du es nicht unnötig schlecht zu haben brauchst. Wenn du jetzt ein Mann bist, dann kann ich, glaube ich, so sein, daß keins von den Mädels hier im Dorf besser ist."

„Aber du gehörst nicht zu uns! — „Nicht zu euch? Bin ich nicht aus der Stadt und gehören Stadt und Dorf nicht zusammen?"

„Und du bist nicht so gewesen, daß man viel Freude an dir haben konnte."

„Du bist ja auch nicht so gewesen!"

„Wäre man nur sicher, daß du einem nicht die Hölle auf Erden machst, dann — gewiß — könnte man sagen, — daß du — schöner bist als die andern."

Jetzt schmiegte sich Lina, im Schummern vor sich hinlachend, dicht an ihn. „Jan, es ist viel, was von dieser Stunde abhängt!" sagte sie und hob das Gesicht zu ihm empor. Die Augen und die Zähne schienen vom weißen Licht der Dämmerung erfüllt. „Ich verspreche dir, so gut zu sein, wie ich sein kann," sagte sie.

„Versprichst du das?" — „Ja." — „So war du lebst?" — „Ja." — „Nun, dann mag unser Herrgott bei dem übrigen helfen," sagte Jan, legte die Arme um sie und küßte sie.

Digitized by Google

Erik und Simon saßen im Hause und tranken Kaffee, als das Paar wieder hereinkam. Sie waren wie für eine Polarfahrt zurechtgemacht und sahen ernst und schläfrig aus.

Es war so weit hell geworden, als das Boot von der Brücke abstieß, daß nur noch ein großer Stern über dem Meere stand, und unter dem dunkleren Himmelsgewölbe ruhte eine grünweiße Morgenluft über Wogen und Ufern.

Die Schuppen standen noch immer ohne ein Zeichen von Leben, und nur hier und da in einem Fenster sah man einen Lichtschein.

Die alte Frau Aagren stand auf der großen Brücke und sah dem Boote nach, das auf den Wellen schaukelnd aufs Meer zufuhr. Als sie es hatte verschwinden sehen, ging sie hinauf, aber als sie in die Haustür trat und den Rauch friedlich und still wie an einem gewöhnlichen Arbeitsmorgen aus dem roten Schornstein zu den Fichtenwipfeln und dem metallgrünen Morgenhimmel aufsteigen sah, fühlte sie es wie einen Krampf im Halse, und es wurde ihr schwarz vor den Augen.

Dort hinten stand im Morgendämmern die alte baufällige Kapelle mit dem Friedhof, in dessen linker Ecke ihr Mann begraben lag. Draußen auf dem unruhigen Herbstmeer fuhr der Sohn mit einer bösen Frau seiner Zukunft entgegen, und hier stand sie, die Sechzigjährige, allein, verzweifelt und abgearbeitet.

Die Alte lehnte sich gegen den Türpfosten, und sie weinte ohne einen Laut, die Knie brachen unter ihr zusammen, und sie warf sich in die dunkle Ecke nieder.

Dort lag sie in einem Klumpen wie ein fortgeworfenes altes Lumpenbündel.

III.

Der Diakonus und seine Familie saßen bei Tisch, als der Fischer Jan Aagren mit seiner Braut und seinen beiden Zeugen kam, um getraut zu werden.

Die Gesellschaft mußte im Arbeitszimmer warten und seinen Geruch von altem Holz, das schimmlig geworden war, von Tabaksrauch, Aufwaschwasser, Schmutz, Bücherstaub und vielem Unnennbaren einatmen.

Man setzte sich in einer Reihe neben die Tür und blickte auf die Bücherregale und den Schreibtisch und die Christusbilder und die Pfeifen und all das, was diese Stube zum Arbeitszimmer eines Landpfarrers machte. Lina aber saß und sah zu, wie ein Zweig einer großen alten Birke draußen vor dem Fenster neben dem Schreibtisch vom Winde auf und ab bewegt wurde. Die Blätter waren gelb geworden, und manchmal fielen ein paar zur Erde nieder. Der blaue Himmel und ein paar kleine weiße Mittagswolken sahen ganz fern aus.

Digitized by Google

Ein junges Mädchen kam mit den Betschemeln herein und warf im Vorbeigehen einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft. Sie sah sofort, daß es Fischer weit draußen von den Inseln waren.

Der Diakonus kam. Erik und Simon malten ihre Namen auf ein großes Papier, und dann wurde das Paar an die Schemel beordert, bekam seinen Spruch, fiel auf die Knie, wurstelte mit den Ringen herum, drückte dem Pfarrer eine Münze in die Hand, wie es Sitte war, und wurde in den Saal zum Kaffee genötigt.

Die Frau Diakonus sprach von der Insel und den Bewohnern. Sie kannte alle alten Frauen da draußen. Wie ging es denn jetzt der alten Frau Aagren und der alten Frau Lockneus und der alten Frau Aabygge? Und wie war der Fischfang im Sommer gewesen? Und mit dem Lachs war es nur schlecht wie meistens. Ja, ja, es ist eine schwere Mühe, auf dem unruhigen Meer Fischer zu sein.

Lina sah, daß es von Kindern in allen Größen wimmelte. Eines schrie hier, und eines schrie da, eines hing in einem Baum im Küchengarten, so daß der Diakonus auf die Veranda hinausmußte und es rufen. Dann schlenderten auch die Fischer hinaus, um all die Herrlichkeiten innerhalb des grüngestrichenen Zauns zu besehen, die Stachelbeersträucher und die Weinreben und den Apfelbaum und die Mohrrüben und alles andere.

Die Frau sprach mit Lina ein paar ernste Worte über den Wert und die Bedeutung der Ehe für das innere Zusammenleben und über Kinder und Kinderpflege und Jesu Macht über die Seelen.

„Draußen auf den Schären sind die Kinder knapp," sagte sie.

„Man hat an andres zu denken als an Kinder, wenn man durchkommen will."

„Aber jedes Kind ist doch auch ein Segen Gottes."

„Ja, nach der Bibel allerdings, und hier im Hause gäbe es wohl sehr viel solchen Segen. Wenn sie fragen dürfe . . .

„Sieben . . ."

„Sieben! Herrje!"

„Ganze sieben!" sagte die Frau und fügte leiser hinzu: „Bis jetzt!"

„Man muß es gut haben, wenn man sich so viele Kinder aufladen kann! Wenn alle Leute so viele Kinder hätten, wäre gar kein Platz mehr im Lande," sagte Lina ihre Gedanken frei heraus.

Die Frau lachte und rief dem Diakonus, der mit den Fischern hereinkam, die jetzt zum Aufbruch rüsteten.

Es war Nordwestwind, und die Wolken verhießen, daß er bis in die Nacht anhalten würde. Bevor man von der Brücke wieder abfuhr, wo man an Land gegangen war, aß man ordentlich zu Mittag aus dem Eßkorb, Fische

Digitized by Google

und kalte Kartoffeln und Pfannkuchen mit Eingemachtem und Zucker, und Wurst und Butter und Brot und Milch und Schnaps.

Jan Aagren hatte schon vorher tüchtig Schnaps zu sich genommen. Jetzt trank er so viel, daß es ihm vor den Augen zu schwimmen begann. Er sah ein paar Bauernburschen am Lande, die sich für das Essen interessierten.

„Seid ihr hungrig, Jungens?" rief er, und winkte ihnen zu.

„Halt bloß deinen Mund, Jan!" sagte Lina über einen Pfannkuchen hinweg.

„Was redest du da für Zeugs, Weib? Kriegst wohl Mücken, weil du jetzt den Ring am Finger hast. Du bist diejenige, die untertan sein muß. Wie du weißt, hat der Pfarrer das gesagt. Du hast es selbst gehört. Ihr habt es alle gehört. Das Weib sei . . ."

„Halt bloß deinen Mund, sage ich," bemerkte Lina noch einmal ruhig.

„So schweig doch still, Jan!" sagte Simon.

„Nein, hol euch der Teufel allesamt! Jetzt raufen wir uns mal tüchtig, Jungens," rief Jan in voller Wut und warf den Rock ab, verlor aber das Gleichgewicht, fiel gegen die Reling und tauchte mit beiden Armen ins Wasser. Da wurde er ruhig, wickelte sich in die Decke und lag wie ein Toter im Boot.

Die beiden Burschen hißten die Segel und man fuhr durch den Fjord hinaus, vorbei an den sandigen Ufern, auf deren dunkle Tannen und gelbe Laubbäume die Nachmittagssonne schien. Die Luft war hoch und durchsichtig, und die Mündung des Fjords schimmerte blau.

Als man um eine Landzunge herumgefahren war und ein paar rote Schärenklippen passiert hatte, kam porzellanblau das Meer mit schwebenden Möwen. Da fühlten die Burschen sich befreit von der Schwermut, die das Festland über sie geworfen hatte. Sie steckten die Pfeifen an und holten die Flasche wieder heraus, und mit Schaumwirbeln neben sich und Wogenkämmen am Bug ging es mit geblähten Segeln nach Hause auf die Insel zu, die langgestreckt und hoch draußen am Horizont lag.

„Gebt mir einen Schluck!" bat Jan Aagren und reckte sich aus der Decke heraus.

Lina nahm den Milcheimer und hielt ihn ihm hin. Er sah sie an und rollte sich wieder in seine Decke, ohne ein Wort zu sagen.

Als man in die Nähe der Heimatinsel kam, stand er aus der Decke auf, und sein Gesicht und die der andern leuchteten in der untergehenden Sonne, die glühend und rot über den Bergen westlich des Meeres floß.

„Wir wollen lustig sein, wenn wir nach Hause kommen," sagte er.

„Wir müssen wohl etwas draufgehn lassen," sagte Erik.

„Schnaps haben wir zu Hause," — sagte Jan und schaute zu Lina hinüber.

„Wann sind wir denn zu Hause?" sagte sie.

„In einer Stunde," antwortete Simon, der am Steuer saß.

Digitized by Google

„An den Hochzeitstanz wird man denken," sagte Jan, hohnlachend.

„Wie an die ganze Fahrt!" sagte Lina.

„Allerdings, ja!" lachte Jan wieder höhnisch. „Wie an die ganze Fahrt, jawohl. Das ist genau die Sache. Aber das letzte ist das beste, das kann man wohl sagen!"

„Jetzt mußt du mir die Schnapsflasche geben, Lina," sagte er nach einer Weile. „Mich friert, daß ich nur so fliege."

Er bekam sie und tat einen langen Zug. Dann hielt er die Flasche gegen die Sonne, so daß das braune Glas einen goldenen Schein bekam.

„Ist das ein schöner Schnaps!" lallte er. Es ist genau, als hätte man Gold in der Flasche."

Plötzlich wurde er ernst. Dann lachte er wieder.

„Seht! Seht doch das Wasser!" rief er plötzlich und zeigte luvwärts.

In demselben Augenblick, wo die andern die Blicke dorthin wendeten, sagte er hastig: „Erst die Flasche und dann das Glas!"

Damit schleuderte er die Flasche direkt in den wogenden Sonnenstreifen hinein und stürzte sich über Bord. Erik aber war schneller als er, und gerade als der Oberkörper plumpsend in den Wogen untertauchte, kriegte er die Beine zu fassen und hielt fest. Das Boot schwankte, das Segel klatschte und die Wellen spritzten über den Mast. Lina saß weiß und regungslos auf der hintern Bank, Simon aber eilte hinzu und half Erik den zappelnden Bräutigam an Bord ziehen.

Da lag er nun im Boot und das Wasser rann wie ein Blutbach von ihm herunter. Keiner sagte ein Wort. Das Boot kreuzte und nahm den Kurs auf den Strand zu.

Keiner mochte schimpfen oder fluchen. Keiner fühlte sich im Recht. So saß man eine lange Weile stumm. Lina war noch immer bleich, und Jan lag still mit geschlossenen Augen im Boot und das Salzwasser sickerte aus ihm heraus, und die Luft und das Boot mit den vier Menschen wurde immer röter.

Schließlich nahm Lina die Decke und breitete sie über Jan, und da sahen die beiden Trauzeugen, daß sie weinte. Sie hatten noch niemals Tränen in ihren Augen bemerkt und hatten sie auch nie erschüttert gesehen. Aber jetzt zitterte sie am ganzen Leibe und war völlig zusammengebrochen, wie sie da auf der Ruderbank saß.

„Er war besoffen!" sagte Simon, als sie näher an Land kamen.

Es wurde nicht mehr gesprochen.

Als das Boot in den Sund kam, saßen vor einigen Schuppen Fischer bei ihrer Arbeit. Die Sonne stand über dem Lotsenberg, und es war ruhig und still.

Digitized by Google

Die alte Frau Aagren kam auf die Diele hinunter und empfing das Brautpaar, und ein paar andere Leute kamen auch noch. Als sie die ernsten Gesichter und den triefenden Sohn sah, begriff sie, was passiert war, drehte sich um und ging hinauf, ohne ein Wort zu sagen.

„Geht hinein und trinkt Kaffee!" sagte Jan. „Ich komme auch, wenn ich was Trockenes auf dem Leib habe."

Lina und er gingen mit einander auf den Heuboden.

„Weißt du noch, worüber wir gesprochen haben, ehe wir zum Pfarrer fuhren?" sagte sie.

„Ja," antwortete er, und zog die Hosen aus.

„Findest du, daß dies richtig war?"

„Findest du, daß es recht ist, mich vor den Burschen zu schikanieren?"

„Bist du denn ein so feiger Kerl, daß du dich ertränken willst, wenn ich dich schikaniere?"

„Immer besser, als unter seiner Frau zum Weib werden!"

„Fühlst du dich denn als Weib?"

„Halt's Maul!"

„Hör einmal, Jan, ich hatte mir gedacht, wir würden die Feinsten hier im Dorf werden. Ich dachte, ich wollte mein Teil dazu tun, und du solltest dein Teil dazu tun, und wir ließen nicht nach, bis wir alle andern überholt hätten. Wir sind doch drei, die arbeiten können."

„Drei?"

„Und Schwiegermutter?"

Jan Aagren stand im Hemd vor seiner eben angetrauten Frau, die ihn blaß aber mit ruhigen Augen betrachtete.

„Ich glaube, das beste ist, du machst alles, wie du willst," sagte er nachdenklich.

„Ich glaube nicht, daß du und das Haus dabei schlecht wegkommt," antwortete sie rasch. Aber zieh dich trocken an, dann gehen wir nach oben. Ich gehe vorher noch zur Schwiegermutter."

„Sind wir also einig, Lina?" fragte Jan.

„Wenn du einig sein willst, will ich es schon sicher. Und wenn wir einig sind, glaube ich nicht, daß wir es zu bereuen haben werden."

„Dieses — Unglück vergessen wir also?" fragte Jan und stand barfüßig und zitternd in seinem bloßen Hemd da.

„Natürlich!" antwortete Lina, und dann nahmen sie einander in die Arme und küßten sich und waren beide sehr zufrieden.

Der Tag endete mit Tanz, und die Jahre sind nicht bitter geworden.

Digitized by Google

Erlebnis

Wieder seh ich Schleier sinken
Und Vertrautestes wird fremd,
Neue Sternenräume winken,
Seele schreitet traumgehemmt.

Abermals in neuen Kreisen
Ordnet sich um mich die Welt
Und ich seh mich eiteln Weisen
Als ein Kind hineingestellt.

Doch aus früheren Geburten
Zuckt entfernte Ahnung her;
Sterne sanken, Sterne wurden,
Und der Raum war niemals leer.

Seele beugt sich und erhebt sich,
Atmet in Unendlichkeit;
Aus zerrißnen Fäden webt sich
Neu und schöner Gottes Kleid.

Hermann Hesse

Die Zeit

Die Zeit, das arme kranke Wesen,
Die, fiebernd schon im dritten Jahr
Nur Krieg und wieder Krieg gebar,
Kann sie des Friedens noch genesen?

Der, gottgezeugt und auserlesen,
Ersehnt wie je ein Heiland war,
Schwebt in der tödlichen Gefahr,
Im Schoß der Mutter zu verwesen.

Kann ihn die müde bleiche Frau
Mit ihres Herzens Blut ernähren?
Ach ihre Flechten sind schon grau.

Kann sie das blonde Kind gebären
Mit Herrscheraugen himmelblau,
Die uns den lichten Tag bescheren?

Neujahr 1917

Heinrich Hutter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Digitized by Google

Gewinn- und Verlustrechnung 1916

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Das Wirtschaftsjahr 1916 war ein Organisationsjahr. Nur Partikelchen blieben frei von der direkten Regelung. Aber auch sie konnten sich dem Organisationseinfluß nicht entziehen. Das Ergebnis war auf allen Gebieten kriegsgünstig. Man hat vieles vernichtet und zum Erstarren gebracht, Zwischenkräfte brach gelegt, Findigkeiten bei Seite geschoben, Verteilbares nicht gefunden oder nicht bekommen, Grenzen nicht niedergelegt, Schlupflucken gelassen, Personalfehler begangen, Aufhäufungen und Leeren nicht ausgeglichen, einfachen Menschen krause Verordnungen vorgelegt, den Gewinntrieb zu ungunsten der Lebensmittelversorgung angereizt anstatt ihn zu mildern, Bundesratsbestimmungen extrem ausgeführt, Schiebungen vergeblich bekämpft. Aber dieser ungeheuer komplizierte Apparat, diese Maschine mit immer neuen Rädchen, sie haben doch funktioniert. Schließlich sind unsere Truppen durch Rumänien gedrungen und im Innern ist keiner verhungert. Ob es auf andere Weise besser gegangen wäre, läßt sich heute kaum entscheiden. Wir müssen froh sein, daß es nicht schlimmer wurde und müssen aus den Fehlern und Erfahrungen des Jahres 1916 für die Praxis 1917 lernen.

* * *

Die vielen Aemter, Prüfungskörperschaften, Strafandrohungen und Kritiken haben nicht vermocht, die Preisschwierigkeiten zu beseitigen. Zu Beginn des Jahres schwankte man zwischen der Verurteilung des Produzenten- und Händlerwuchers und der Bemängelung des hamsternden Konsumenten. Man hieb heute auf ganze Berufe los und rief morgen die Verbraucher zur Vernunft auf. Der eine nannte den Großhändler einen Räuber, der zweite den Kleinkrämer und der dritte den Erzeuger. Nutzen hat diese unlogische und unsichere Polemik nicht gebracht. Die Preise kletterten und wenn sie angehalten wurden, so verschwanden die Waren, obwohl das Haltesignal erst ertönte, als sie beinahe schon oben waren. Darüber vergaß man die Entwicklung der Industriepreise. Sie wurde nur in den Fachblättern besprochen. Erst gegen Ende des Jahres merkte das Publikum den schnellen Aufstieg der Kohlen- und Eisenpreise, der Papierpreise, aller der Notierungen, die

Digitized by Google

sonst nur den Fachmann interessieren, die aber die Gesamtpreisgestaltung wesentlich beeinflussen. Die Industriegewinne schossen auf. Lange arbeitete man mit der Gestehungskostenerklärung. Aber das Plus der Selbstkosten und die Kriegssteuerrückstellungen hinderten die Gewinnsteigerung nicht. Die Umsätze wuchsen, die Preise sprangen und damit auch die Nettogewinne, Tantièmen und Dividenden. Die Industrie war mit Steuern belastet worden, mit Kriegszulagen, Lohn- und Gehaltserhöhungen, Materialverteuerungen: dennoch ging ihre Rentabilität aufwärts. Sie war von der Preispsychose erfaßt, von der Wirkung des Umgebungsgesetzes. Es ist eine Ueberteuerung gewesen, daran kann nicht gezweifelt werden. So wurde der Ausgleichsgedanke, den der Kriegssteuerentwurf vergeblich geweckt hatte, wieder lebendig. Mit welchem Erfolge, muß abgewartet werden.

* * *

Die Spekulation bekehrt sich nie. Immer wieder galoppiert sie über Vernunftgrenzen hinaus. Auch dieses Preisproblem scheint unlösbar. Die Rüstungskurse konnten kein Wegende finden. Man hatte sich in den Zustand eingelebt. Was vorübergehend ist, wurde für dauernd gehalten und wenn man ein Ende sah, so mit den Augen des Spielers. Sie mußten es wissen: das erste Friedenssäuseln wirkt auf die Kriegspapiere wie ein Sturm. Weshalb handelten sie nicht danach? Das ist Geheimnis und Wesen der Börsenspekulation. In New-York, in Amsterdam, in Stockholm, in Christiania brachte das Friedensangebot des Vierbundes die Kurse zum Purzeln. Man hatte getrieben, gegründet, fusioniert, gebaut, erweitert und aufgekauft, als währte der Krieg ewig. In Schweden, Norwegen und Dänemark sind vielleicht fünfhundert Schiffahrts- und Schiffbaugründungen in zwölf Monaten entstanden. Trotzdem sprangen die Kurse ins Nebelhafte. Verzehnfacht, verzwanzigfacht hatten sich die Notierungen. Während die Regierungen kriegführender Länder vor einem Friedensangebot zitterten und Maßregeln dagegen bedachten, während sie den Börsenverkehr einschränkten, lebte die Spekulation wie in einer Orgie. Der Krach kann nicht ausbleiben. Er wird erschütternd sein. Wir müssen alles daransetzen, seinen Wellenschlag von unseren Ufern fernzuhalten. Die Enttäuschung ist gründlich und lehrreich. Auch in Deutschland lebten Leute, die die Preise über den Krieg hinaus wachsen sahen. Sie haben ihre Behauptungen auf Druckpapier verfochten, dieses Papier binden lassen und unter das ahnungslose Volk geschickt. Auch sie waren von der Preispsychose angesteckt, auch sie unterlagen dem Umgebungseinflusse. Was sagen sie zu dem Sturz der Getreidenotierungen in den Vereinigten Staaten? Der Friede wird den Preisstand herunterdrücken. Die Kurve wird nach unten gehen. Dagegen helfen alle Trusts,

Digitized by Google

Verbände, Zollmauern und bösen Absichten nicht. Sobald der Wettbewerb freier wird, eilen die Waren den Märkten zu, das Angebot wird dringender, die Bezugsnot verschwindet, es herrscht wieder frischere Luft. So einfach zwar werden sich die Dinge nicht entwickeln, aber eine Preissenkung ist sicher. Wieder einmal hat die Spekulation sich verrechnet, das heißt sie hat sich nicht verrechnet, denn sie rechnet nicht.

* * *

Nicht nur Unvernunft, Rauschempfindung und Gier beherrschen die Preisgestaltung. Hinzu kommt die Theorie. Sie ist so schlimm wie die Statistik. Sie schafft Dogmatiker und, was noch fürchterlicher ist, dogmatische Praktiker. Einige Dutzend Professoren haben ein Devisenschema aufgestellt, dieses Schema scharfsinnig begründet und gesagt, die Währungswertung könne nur nach diesem Schema erfolgen. Gewiß trieben Feindesschikanen die Devisenkurse nieder, aber sie allein bewirkten doch nicht, daß die schwedische Krone uns M. 1.74 kostete. Sie allein bewirkten nicht, daß das Vertrauen in unsere Zahlkraft fast außer Rechnung gesetzt wurde. Schuldiger waren jene Lehren von Goldpunkten, Exportausgleichen usw., die die Köpfe verwirrt haben und Deutschland schwer schädigten. Die Herren Theoretiker sollten sich in Zukunft etwas mehr um das Leben kümmern und etwas weniger um Starrheiten in Gestalt von Lehrsätzen. Sie haben gerade genug Unfug angerichtet. Sie haben daneben geschätzt, und daneben gelehrt. Besinnuug tut ihnen dringend not. Die Währungsentwertung war zu solchen Prozentsätzen keine Notwendigkeit. Mit den „Naturgesetzen" unserer Nationalökonomen ist es eine sehr eigene Sache.

* * *

Auch sonst hat das Jahr 1916 den Volkswirtschaftlern Enttäuschungen und Mahnungen gebracht. Wie Kindermärchen lesen sich heute die Goldwährungsbibeln. Stücker Tausend mögen es sein, und aus allen tönt der Schwur: die Goldwährung währet ewiglich! Schon vor dem Kriege gab es Zweifler, Leute, die vor der ungeheuren Kluft zwischen Goldproduktion und Goldbestand einerseits und Menge der Zahlungsmittel andererseits warnten. Die Bedeutung des Goldes scheint ja der Krieg gesteigert zu haben. Aber es scheint nur so. In Wirklichkeit ist sie gesunken und zwar zu einem Seltenheitswerte, der nicht mehr den Erfordernissen eines Zahlungsmittels, Tauschmittels und Wertmessers entspricht. Vielleicht 40 Milliarden Mark gemünzten Goldes gibt es in der Welt. Man halte dieser Summe nur einmal die gesamten Kriegskosten entgegen. Ich bin kein Quantitätstheoretiker. Hat es aber noch Zweck, eine Währung aufrecht zu erhalten, deren metallische Unter-

Digitized by Google

lage zu einer Winzigkeit geworden ist? In der Flut der Kreditmittel ertrinkt das Goldstück, es ist keine Umlaufsmünze mehr. Wir dürfen uns auch nicht mit Sophismen zu drücken suchen. Auch die Anleihen sind Zahlungsmittel, denn sie können jeden Augenblick mobilisiert werden. Tatsächlich gibt's heute in den kriegführenden Ländern Goldwährungen nicht mehr. Man muß schon einen Ausweg finden, vielleicht einen allgemein gültigen Verrechnungsmodus. Der „bargeldlose Zahlungsverkehr" weist den Weg. Aber es gilt nicht nur den nationalen Zahlungsverkehr und den Zahlungsverkehr der Verbündeten zu regeln, sondern auch den Weltzahlungsverkehr. Diese ungeheure Aufgabe ist bis heute kaum erkannt, obwohl das Jahr 1916 die Dringlichkeit ihrer Lösung von Monat zu Monat verschärfte.

* * *

Das Immobile macht uns viel zu schaffen. Die Städtekongresse, die Fachverbände, die Parlamente, die Regierungen, die Presse haben Pläne geschmiedet, Vorschläge unterbreitet, Gesetze gemacht, Notverordnungen erlassen und Kritik geübt. Die zweite Hypothek ist immer noch das Karnickel. In Preußen wollen das Schätzungsamtsgesetz und das Stadtschaftsgesetz den Zustand verbessern. Gewiß ist die Ueberschätzung ein Krebsschaden und ebenso gewiß ist die Kündbarkeit der Hypothek ein Unsicherheitsfaktor. Aber radikale Reformgesetze sind die beiden nicht. Auch die Schutzbanken werden das Grundübel nicht beseitigen. Die Bodenspekulation bleibt und damit das Preisfieber, das Aufbauschen der Grundrente, die Verteuerung der Mieten. Minderschätzungen und Hypothekenfestlegungen sind nur Mittelchen. Man hat nun einmal gepökelt, Kasernenstädte gebaut und damit jedes Quadrätchen zu einem Riesenwert gemacht. Enteignen will man nicht. Was soll man tun? Einst wird Dezentralisierung die Parole werden. Mindert die zentralisierte Nachfrage und ihr mildert die Spekulation, verstärkt das Angebot, drückt die Preise, bringt den Menschen Licht, Luft und Boden unter den Füßen. Ohne Katastrophen wird das nicht abgehen. Aber wann ist eine schwere Krankheit ohne Erschütterung der Kräfte vergangen?

* * *

Die Notwendigkeit von Rechtsreform drängt sich auf. Das Kriegssteuergesetz und die Kontrollinstanzen sind Anfänge einer größeren Publizität im Wirtschaftsleben. Das Handelsrecht darf diese Anregungen nicht unbenutzt lassen. Publizität und Kontrolle sind das A und O aller Solidität. Sie sind die Bürgschaft einer brauchbaren Verwaltung fremden Geldes, einer genügenden Interessenverteilung der Minderheiten. Auch Sozialpolitik kann in das Handelsrecht hineingearbeitet werden, Berechtigungen für Arbeiter und

Digitized by Google

Angestellte, Mitbestimmungen bei Transaktionen. Auch der geistige Arbeiter würde davon profitieren. Heute sind nur die Arbeitgeber und Verwalter bestimmend. Das bedeutet Ausschaltung, Interessenverletzung, Aufdiestraßesetzen. Vielleicht untersucht man einmal die Transaktion „Deutscher Kurier". Sie ist ein Schulbeispiel. Aber man muß gründlich untersuchen. Sonst richtet man die Kritik gegen Leute, die selbst Opfer sind. Wie es leider geschehen ist. Das Jahr 1916 hat eine Reihe solcher Ausschaltungsbeispiele gebracht. Es ist Zeit, daß Arbeiter und Angestellte das Recht zur Mitwirkung erhalten, ohne daß der Unternehmungsgeist geschädigt wird. Es ist ferner Zeit, daß die Wirtschaftsrechtsprechung weitzügiger und einsichtiger wird, daß nicht mehr das Wesen des Geschäftes verkannt wird wie beim Schiffmann-Prozesse, dessen Führung ein sehr verwickeltes Problem hätte erleuchten können, wenn sie den Stoff beherrscht hätte.

* * *

Die Feinde ringsum haben ihr Wirtschaftsziel und ihr Finanzziel nicht erreicht. Unsere Anleihepolitik war gesunder und erfolgreicher. Sie haben mit Pumpversuchen in der Fremde, schwebenden Schulden, Verwässerungen der Bankstaaten operiert. Heute möchten sie gern nach deutschem Muster decken, denn von der Hand in den Mund und bei schwindender Anleiheliebe der Vereinigten Staaten läßt sich nicht leben. Englands Reichtum soll nicht unterschätzt werden, doch geht die Gesamtfinanzierung des Verbandes über seine Kräfte. Der Handelskrieg ist verloren. Die Kriegswünsche der Pariser Wirtschaftskonferenz sind ebenso unerfüllt wie es die Friedenswünsche dieses fiebrigen Kongresses sein werden. Die Festungsmauer des Vierbundes ist an einer Stelle weit ausgebuchtet, der Produktenaustausch ist erleichtert, die Produktenmenge wesentlich vermehrt. Die Verkehrsverbindung der Zentralmächte wird für Krieg und Frieden ausgebaut. Ein großes Kanalsystem soll angelegt werden, man will die Tarife und die Transporttiefen vereinheitlichen. So hat der Druck Günstiges gewirkt. Die Frachtraumnot des Vierverbandes dagegen wurde verschärft, die Verteilung der Kohle, der Lebensmittel und der Kriegsmaterialien erschwert. Politische Krisen waren die Folge. Als Deutschland das Hilfsdienstgesetz bekam, schrie man im Vierverbande nach Diktatoren. Der englische Ministerpräsident veröffentlichte ein Zusammenfassungs- und Enteignungsprogramm radikalster Art. Das Wesen des englischen Zwischenhandelsstaates schien vernichtet. Alles ist auf den Kopf gestellt, die Bedingungen sind verschoben, die Perspektiven verdüstert. Europa ist sanierungsreif, aber der Vierverband muß kräftiger zuzahlen als wir. Der Friede des Jahres 1917 wird uns nicht entkräftet sehen.

Digitized by Google

Amerikas Lebensmittelausfuhr

Von Otto Corbach

Es könnte leicht für den Vierverband zum Verhängnis werden, daß die amerikanische Erde ihn nicht ebenso reichlich mit Brot wie mit Eisen versorgt. In gewissem Umfange konnte Amerika sogar seine Waffen- und Munitionsherstellung für den Verband nur auf Kosten der landwirtschaftlichen Erzeugung ausdehnen. Die Landwirtschaft beansprucht in den überseeischen Getreideausfuhrländern in Friedenszeiten Jahr für Jahr einen starken Zustrom europäischer Landarbeiter. Dieser Zustrom geriet natürlich durch den Krieg auch in den Vereinigten Staaten ins Stocken und mußte also, zumal die Landflucht auch dort überall eine chronische soziale Krankheit geworden ist,*) eine empfindliche Leutenot hervorrufen. Die europäischen Kriegsaufträge aber in Verbindung mit den durch den plötzlichen starken Rückgang der europäischen Warenausfuhr bedingten vermehrten Absatzgelegenheiten verhinderten nicht nur, daß die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem Lande keine Rückwanderung aus den Städten aufs Land veranlaßte, sie steigerten vielmehr noch die Landflucht. Die Kriegspreise für Getreide konnten keine Ausdehnung der Anbaufläche bewirken, weil sie durch die Kriegspreise für Waffen, Munition und anderes Kriegsmaterial noch überboten wurden. So erklärt es sich, daß England, Frankreich und Italien wegen der

*) Im Jahre 1890 wohnten in den Vereinigten Staaten erst 36,1% der Bevölkerung in Orten von mehr als 2500 Einwohnern, 1910 46,3%. In den Neu-England-Staaten, d. h. in dem großen nordöstlichen Industriegebiet der Union leben bereits vier Fünftel aller Bewohner in Städten, in Massachusetts und Rhode-Island mehr als neun Zehntel, in Newyork und Newjersey mehr als drei Viertel, in Pensylvanien nnd Illinois mehr als drei Fünftel, in Ohio 56%, in Marylaud mehr als 50%. Im Jahrzehnt 1900 bis 1910 vermehrte sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 17 Millionen Köpfe; 70 Hundertstel fielen davon den Städten zu, und nur 30% dem platten Lande.

Digitized by Google

schlechten Ernteergebnisse der überseeischen Getreideausfuhrländer im dritten Kriegsjahre mit wachsenden Ernährungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, die natürlich durch die Frachtraumnot noch gesteigert werden.

Zu seinem Unheil sieht sich der Vierverband noch aus finanziellen Gründen genötigt, den Getreidemarkt der nordamerikanischen Union stärker, die Märkte der übrigen Getreideausfuhrländer, selbst die Kanadas und Argentiniens, weniger in Anspruch zu nehmen, als dem Verhältnis der Ertragsüberschüsse entspricht. Nur die Vereinigten Staaten sind in der Lage, den Verbandsmächten für Kriegslieferungen soviel Kredite zu bewilligen, wie sie unbedingt brauchen. Die ausschlaggebenden Personen im nordamerikanischen Korntrust ließen sich gern darauf ein; denn sie konnten das von ihnen übernommene Risiko leicht auf die breiten Massen der Bevölkerung im eigenen Lande abwälzen. Im ersten Kriegsjahr führte die Union 145 Millionen Bushels Weizen zugunsten der Vierverbandsländer mehr aus als im Jahre vorher, trotz des Ausfalls der früher nach den Ländern der Mittelmächte ausgeführten Mengen. Da die Weizenerzeugung nicht gestiegen war, konnte man das nur dadurch ermöglichen, daß man dem heimischen Verbraucher den Brotkorb höher hängte. Dem Eisenbahnkönig Hill, der zugleich im Korntrust eine führende Rolle spielt, wußte sich außerdem noch durch eine Erhöhung der Tarife aus den Taschen der amerikanischen Bevölkerung genug flüssige Mittel zu verschaffen, um bei den vierverbändlerischen Geschäftsfreunden auf prompte Bezahlung verzichten zu können.

Das Volk der Vereinigten Staaten hat diese im Zeichen der „Neutralität" vollzogene Ausplünderung vor lauter Mitleid mit den vom preußisch-deutschen Militarismus „überfallenen" und „mißhandelten" oder erst bedrohten kleinen Völker lange Zeit gar nicht gemerkt, aber seit einigen Monaten schwillt die Bewegung für ein Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln mächtig an. Reuter möchte das natürlich nicht wahr haben. Mit der harm-

Digitized by Google

losesten Miene von der Welt meldet er aus Washington, unter der „Masse" von Vorlagen für den Kongreß, die von einzelnen Mitgliedern eingebracht worden seien, aber „wenig Aussicht auf Annahme" hätten, befände sich auch ein Antrag, die Ausfuhr von Lebensmitteln zu verbieten. Daß man in den Vereinigten Staaten über diese Frage nachgerade weniger harmlos urteilt, beweist allein die Entschließung, die der amerikanische Arbeiterbund am 25. November auf seiner Tagung in Baltimore angenommen hat, in der er verlangt, daß die Ausfuhr von Weizen und anderen Lebensmitteln verboten werde, „da es angesichts der steigenden Lebensmittelpreise für die arbeitende Bevölkerung unmöglich werde, genügend Lebensmittel für ihre Familien zu beschaffen." Inzwischen hat die „Kölnische Zeitung" unmittelbar aus Amerika Nachrichten erhalten, wonach die amerikanische Regierung ihre ursprünglich ablehnende Haltung gegenüber der Forderung eines Ausfuhrverbotes zu ändern Miene macht. Jedenfalls hat Staatssekretär Lansing erklärt, daß ein Ausfuhrverbot rein aus inneramerikanischen Gründen durchaus innerhalb des Gesetzes liege. Wilson hatte vor einiger Zeit eine gegenteilige Auffassung bekundet.

Daß überhaupt über die theoretische Berechtigung Amerikas, sich zu weigern, dem Vierverbande mehr Lebensmittel zu liefern, als das amerikanische Volk wirklich entbehren kann, in den Washingtoner Regierungskreisen gestritten werden konnte, ist für die Art der amerikanischen „Neutralität" bezeichnend genug. In der Rede, die Wilson im Oktober letzten Jahres zu Washington vor der Liga zur Erzwingung des Friedens hielt, erklärte er mit dem ihm eigenen sittlichen Pathos, die Vereinigten Staaten hätten den einzigen Wunsch, im Interesse der ganzen Menschheit zu handeln, indem sie alle ihre Bemühungen gegen den Krieg und seine unseligen Folgen richteten. Diese Bemühungen könnten aber, da die Welt noch in Waffen starre, nur Erfolg haben, wenn hinter dem Willen zum Frieden auch die militärische Macht stände, ihn zu sichern. In diesem Sinne legte der Präsident

Digitized by Google

dann die gewaltigen Rüstungen aus, die die Union unter seiner Führung begonnen hat und noch plant. In Wirklichkeit aber hätte gerade die nordamerikanische Union schon während dieses Krieges eine bewaffnete Macht einen wirksamen „Krieg gegen den Krieg" führen können, wenn es mit seinen Zuneigungen nicht auf Seiten gerade der wirklichen Friedensstörer gestanden, sondern so gehandelt hätte, wie es seine eigenen dauernden wirtschaftlichen Interessen erheischten. Was liegt für eine Macht, die im Kriege grundsätzlich eine „Pest" sieht, näher, als daß sie sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln wirtschaftlicher Natur während eines Krieges gegen jede Maßnahme wehrt, durch die irgend eine der kriegführenden Mächte seinem friedlichen Handel Abbruch und Eintrag zu tun sucht! Wie lange aber wäre dieser Krieg nicht entschieden und vorbei, wenn das Volk der Vereinigten Staaten seine Souveränität über das eigene große Gebiet, mit seinen gewaltigen natürlichen Reichtümern, deren Nutznießung gerade für England eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, wie den Einfluß, den es durch die Manroedoktrin über alle andern Völker der neuen Welt ausüben kann, dazu verwandt hätte, England zur Duldung eines freien Handelsverkehrs zwischen Amerika und den Ländern der europäischen Mittelmächte zu zwingen. Das wäre nur der Ausdruck eines gesunden Egoismus des amerikanischen Volkes gewesen, wie er leider erst jetzt unter dem Drucke der durch die Getreidelieferungen für den Vierverband hervorgerufenen Teuerung zum Durchbruch zu kommen verspricht.

Digitized by Google

London-Paris

Von * * *

. . . . . (Schweiz), 21. Nov. 1916.

Unserer Abmachung gemäß war ich am 5. in London und am 12. in Paris und sitze nun nach fast neunmonatlicher Abwesenheit wieder hier und blicke durch das Fenster auf den See, der so ruhig ist, wie hier die ganze Umgebung. Wenn ich nun dadurch selbst ruhig geworden, versuche als Neutraler in neutralem Lande die Situation zu erfassen, in der Europa zur Zeit steckt, so komme ich zu der allgemein gültigen Formel, die ich in den Ausspruch zusammenfassen möchte: Man baut ab, in England, in Rußland und nicht zum mindesten in Frankreich. Auch Deutschland scheint mir von dieser Alterskrankheit des Krieges nicht frei.

Was das Leben in London anlangt, so ist die Losung Kriegspreise. Alles, auch das, was scheinbar nicht das geringste mit dem Kriege zu tun hat, ist enorm teuer geworden. Ich habe am Sonntag vor 14 Tagen von früh Morgens beim Beaf bis Abends unter der Straßenblendlaterne die Leute gefragt, was sie vom Krieg dächten, Bekannte und Unbekannte. Jeder antwortete natürlich nach seinem persönlichen Interesse. So, wer Einrücken fürchtet, ist für sofortigen Schluß dieses unrentablen Unternehmens. Nur zwei Dinge halten die Sache noch aufrecht, sagte mir ein Herr im Foyer des Ch . . . . Hotels, erstens, daß die Regierung keine Umkehr mehr kennen kann in ihrer Politik und, daß, wer nicht direkt vom Kriege betroffen ist, seinen Stolz noch nicht beugen kann. Ja, die Menschheit entbehrt und hungert aus Haß oder Dummheit. Dennoch sieht man, daß die leitenden Kreise nach einem Ende sich sehnen. Die letzten Aeußerungen der Politiker in London haben in Petersburg, Rom und Paris, wie ich mich zum Teil selbst überzeugen konnte, tiefen Eindruck gemacht. In Petersburg sah man den alles belebenden Goldstrom, der dem Golfstrom bisher der norwegischen Küste entlang gefolgt war, versiegen, ebenso in Rom. Die bisher mit den Wechseln ihrer Freunde lebenden Regisseure bekamen den ersten Katzenjammer. In die Trauer um die ausbleibenden Checks mischte sich, besonders in Rom, die Angst vor dem Volke, eine Angst, die in Paris auch bereits Hauptsorge geworden ist. Das Wort Transportkrise war, als ich nach Paris kam, in aller Munde. Daß es keine Kohlen mehr gibt, Frankreich produzierte im

Digitized by Google

letzten Jahre nurmehr knapp 12 Millionen Tonnen gegen 40 im Frieden, und daß man infolge dessen um 6 Uhr in ganz Frankreich alle Geschäfte schließt, daß die Cinemas, die Theater, ja selbst das beliebte Café nurmehr 2 Tage in der Woche nach 6 Uhr noch offen ist, daran ist nur die Transportkrise schuld. Als ich daher um halb 7 Uhr von Port Saint Martin die Boulevards entlang durch die Rue Rivoli zum Place Vendôme pilgerte, ging ich durch eine Finsternis wie sonst um 3 Uhr früh. Nur ein paar Cafés waren offen, das Café Riche, Madrid, Americain und darin saß die Menge und trank zum Teil ungezuckerten Kaffee, die Transportkrise hatte die Cafébesitzer von ihren Lieferanten abgesperrt. Ich ging in unser Restaurant Angel Rue Combot und Saint Honoré. Die Speisekarte war gegen sonst kläglich. Ich fragte den Kellner, warum man gar so bürgerlich geworden sei: „La crise du transport, Monsieur, arrêt tout" sagte der Kellner mit Lächeln und hochgezogener Schulter. Dreimal vermaledeite Transportkrise, sagte ich, das ist noch der Ruin von Frankreich. Ich zahlte über 14 Francs für ein Diner, das sonst vielleicht 5 gekostet hatte, indem ich bemerkte: „Das ist wohl alles so teuer wegen der Transportkrise." Wohl mein Herr, antwortete prompt der Kellner. Es war $8^1/_2$ Uhr. Sonst war es natürlich noch zu früh für „Olympia" und „Sans Souci". Aber wegen der T .... beginnt doch das Leben jetzt schon zu der frühen Stunde, sagte man mir. Ich war angenehm enttäuscht, daß wenigstens die Zufuhr der Halbwelt doch nicht zu stark unter der T .... gelitten hatte. Auch von der Front her mußten die Stockungen noch nicht zu groß sein. Lange schon, bevor sonst der historische Aufmarsch der Garçons, der Triumphzug der Schinken, Austern, Hummern und der anderen Leckerbissen, den meist noch kärglich versammelten Venuspriestern und den leicht gekleideten Vestalinnen der Bar den alltäglichen, besser nächtlichen Beginn der Opferstunden anzeigte, machte man heute Schluß. — Die Väter der Stadt hatten verboten, länger Licht zu brennen, wegen der T ..... Vor dem Portal konnte wegen der — nun Du weißt schon — nur mit einem Pferdelenker ein diskretes Zwiegespräch führen, wo man denn um 11 Uhr noch etwas zu sich nehmen könne. Nach langem Hin und Her gings gegen die Hallen, aber es war nicht der alte „Bon père" wo man sonst um 4 Uhr früh Lammsuppe aß, mit der schönen Stinkenden tanzte und die absurdesten Gemeinheiten aus der schmalzigen Kehle des feisten Italieners anhörte, sondern ein mir vollständig unbekanntes Lokal im zweiten Stock, zu dem man über halsbrecherische Treppen gelangte. Auch dort natürlich T .... preise, besser aber Polizeipreise. Ich hatte genug, da ich aber dachte, Dir nicht genügend berichten zu können, so ging ich nach Hause, um eventuell noch etwas zu erleben. Doch umsonst, es war über rein nichts mehr zu berichten als über die Finsternis. Mißmutig warf ich mich ins Bett. Da fiel mir ein,

Digitized by Google

daß mein Schlafpulver, das Abendblatt noch in der Manteltasche steckte. Ich steckte die Kerze wieder an, das elektrische Licht dreht der Concierge bereits um 9 Uhr jetzt ab, und entfalte das halbe Blatt. „La Crise du Transport" steht da groß in der zweiten Spalte. Ich balle das Blatt zusammen, puste die Kerze aus und versuche einzuschlafen, indem ich ununterbrochen denke: La crise du transporte et la débacle de la France, La crise du transporte ....

Also erlebt habe ich gar nichts an dem Tage und so muß ich Dir schreiben was mir andere erzählten. Als man in London das erste Mal das Wort Friede aussprach, bekam man in Paris die Gänsehaut. Man dachte in den Salons bei diesem Wort an Abrechnung, Aufhebung von Moratorien, Stundungen und Kriegsrecht. Abergläubische lasen in den Karten, daß dieses Aufhebungsdekret die Aktennummer 1792 tragen würde. Die Leute sehen zu schwarz, aber man möchte selbst fast auf den Gedanken kommen, denn englische Minister sprechen von Vermeidung von Luxus, um das Volk nicht zu beleidigen, und von allgemeinem Solidaritätsgefühl. In Paris weht ein milder Wind aus allen Ministerien, der von möglichster Milde und Vermeidung aller Härten spricht. Dem Kleinbauern läßt man heute auch wieder genügend Haustrunk brennen, nach dem Grundsatz „wer Sorgen hat, braucht auch Liqueur." Italien sendet Brandbriefe mit Frankreich um die Wette nach England um Kohle und Lebensmittel. Gegen mehr als ein und eine halbe Milliarde Francs in Gold hat England 24 Millionen Tonnen Kohle für Frankreich zugesagt. Die französischen Minister mit Monsieur Sembat an der Spitze mochten sich winden und drehen wie sie wollten, Gold mußte her. Von Italien, das fast keines hat, hörte man noch nichts von bedeutenden Zusagen, hier gibts nur immer einzelne Ladungen gegen die größte Not. ... H. von der Sorbonne sagte mir: Gewinnt Deutschland, so gewinnt es durch Frank, der zur rechten Zeit fand, daß ihnen das Pulver nicht ausging, sowie allgemein gesprochen durch seine hochentwickelte Wissenschaft und Technik. Dann aber auch durch die Leute, die der Kronprinz der Bayern täglich aufs Neue in den Somme-Schlund steckt. Zu dem Treiben der Engländer in Boulogne und Calais meinte er: Les Anglais ou les Prussiens, la même carte. Auf schwyzer Dütsch: „Bischt unta dur, mit wem'st a gosicht." —

Vor kurzem fand die Jahreszusammenkunft der Radikalen statt. Hervé stieß zu der geistigen Zirkusaufführung mächtig ins Horn und leistete dabei an rhetorischer Schlangengymnastik fast Unmögliches. Er sprach im selben Atem, daß er mit aller Kraft und prinzipiell gegen jene sei, die von Annexionen sprechen — doch fordere auch er die Rückgabe von Elsaß und Lothringen und da Deutschland jedenfalls die auferlegte Kriegsentschädigung

Digitized by Google

nicht zahlen könne, so müsse man eben das dem Moselbassin von der Vorsehung so nahe gelegte Saarbecken nehmen. Von einer Angliederung des ganzen Rheinlandes rate er ab. Daraus möge man einen selbständigen Staat machen. Nach dieser Leistung wagte er noch mehr. Mit Worten, die der größte Speichellecker der Plutokratie nicht besser bringen könnte, räte er ab vom Klassenkampf und zur Zusammenarbeit der Klassen des Kapitals, des Talentes und der Arbeit. Als Beweis, daß er selbst bereits damit begonnen hat, könnte man den neuesten Pariser Skandal, in dem Hervé eine Hauptrolle spielt, anführen. Hervé hat nämlich dem 90 Millionenschwindler Rochette den Paß seines Mitarbeiters gegeben, damit der Inkognito in Frankreich sich Aufhaltende bei der militärischen Rekrutierung nicht entdeckt wurde. So zog er mit Lepine, einigen Rochette-Verwandten, die Multimillionäre, und dem Generalstaatsanwalt am selben Gaunerstrick, er, Hervé, der radikalste Führer der Masse, welcher die Regierung und die Besitzenden jeweils wechselweise zum Nachtisch verzehrt. Das Volk hat mich gedauert, als es so zur Schlachtbank mußte, aber man kann eigentlich nur ein Achselzucken dafür haben, es ist und bleibt la canaille, die Herrschenden bauen stets darauf und aus der Charakterschwäche des Volkes erwächst jenen die Berechtigung zu ihrem Handeln. Das ist nun hier der Stand nach 27 Monaten Krieg. Mit dem Rufe: Vive la guerre, vive la canaille gibt im Salon der Mdme.... Hervé dem Kanonenkönig den Bruderkuß.

Schicksalsreise

Immer tragen noch die Gleise
Eisenzüge, Menschenfracht.
O, wie tief und leise
Ist die letzte Heimatnacht,
Wenn die dunkle Schicksalsreise
Tausend Herzen schluchzen macht.

Alfred Krüger

Digitized by Google

Goethe und seine Frau

Eine Liebe, die mehr als eine Passion, die eine Krankheit gewesen, war gemach, ihm selbst kaum bewußt, gestorben; im formenreichen Italien, unter heiterem Himmel, war er genesen von seinen letzten 10 Lebensjahren, die nichts weiter gewesen als eine aufreibende und aufzehrende übersinnliche Freierei um Frau von Stein. Also wiedergeboren im Süden, hatte er sich zugleich auf sich selbst, auf sich als Dichter, besonnen und war tatverlangend rückgekehrt ins gestaltlose Deutschland und in die Nähe jener Frau, die ihm so lange eine Lust und eine Qual gewesen. Deren Dasein war nun verarmt, und er litt darum, weil er ihrer stets dankbar eingedenk blieb, auch dann noch, als ihre Liebe sich umgekehrt hatte in Haß gegen ihn und — ihre Erbin in seiner Liebe. Und doch hatte Christiane Vulpius, dieses liebliche Kind aus dem Volke, das ihm kurz nach seiner Heimkehr im Weimarer Park gegenüber trat und ihn erinnern machte an seine römischen Tage, und doch hatte grade sie das geben können, wonach den einstens Geliebten so sehr verlangte: Das harmonische Gleichgewicht, und dies wohl einzig und allein durch das Naturwüchsige, Unverfälschte, das in ihrem kindlich einfachen Wesen eingeschlossen lag, und sich, durch seine glutvolle Zuneigung vollends geweckt, immer herrlicher entfaltete.

Charlotte oder Christiane, das ward für eine Welt nach Goethe die Frage, nachdem eine klatschsüchtige Mitwelt ihm Christiane nicht verziehen, weil er über ein flüchtig Verhältnis mit ihr hinausgegangen war zu einer Gewissens- und späteren bürgerlich-regulären Ehe, die achtundzwanzig Jahre, bis zum Tode Christianens, dauerte. Charlotte war auch für die Nachwelt stets töchterpensionatsfähig, während Christiane — abgesehen von den letzten Jahrzehnten, wo sie gar als die für Goethe einzig in Betracht gekommene Gefährtin gepriesen wurde — stets als die tanzwütige und der Trunksucht ergebene und überhaupt undiskutable Mamsell Vulpius abgetan wurde, so man diese peinliche Person im Leben eines Goethe überhaupt zu erwähnen geruhte. Und nun erschien, zum 100. Todestag Christianens und ihrem Andenken gewidmet, der Briefwechsel dieser Ehe,*) zwei wertvolle Briefbände, die Klarheit schaffen, wie es um diese Liebes- und Ehegemeinschaft bestellt gewesen. In 600 Briefen, geschrieben von beiden Beteiligten in kürzeren oder längeren Trennungszeiten, offenbart sich das Gefühl herziger Zusammengehörigkeit, geschweißt aus Liebe und der freundlichen Gewohnheit. Fast in jedem Briefe bittet er, bittet sie: behalte mich lieb, und fast in jedem Briefe das Geständnis: ich bin Dein. Das kam ihr aus tiefstem Herzen und das wußte Goethe, und so scherte er sich, weil er kein Schulmeister war, den Teufel um die Unorthographie, in der ihre Briefe geschrieben waren. Ihm war sie recht, wie sie gewachsen war, mochte sie auch immerhin an einem Abend ein Paar Schuhe durchtanzen und, so wie er, gern eine gute Bouteille trinken; blieb doch das unverfälschte kleine Naturwesen, das neben aller Lebenslust häuslich zu sorgen verstand und ihn zu betreuen nicht müde wurde; darum auch seine Mutter ihre Freude an ihr hatte, und es ihr trostlich blieb, Hätschelhans nicht in einer fatalen Ehe zu wissen. In diesen Briefen

*) „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau", herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Lit. Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1916, 2 Bände.

Digitized by Google

geht es allerdings nicht um Anschauungen, um Kunst und Literatur, sondern einzig und allein um das rein Menschliche: Liebe um Liebe und Vertrauen um Vertrauen. Kindlich ist ihr Vertrauen, und nur selten sorgt sie sich wirklich um die „Aeugelchen", was in dieser Ehesprache das Liebäugeln, oder auch die Person, mit der man liebäugelt, bedeutet. Und er lohnte ihr Vertauen mit Vertrauen und stand ihr stets bei, wenn ihre Schmäher allzu laut wurden. Laßt sie reden, tröstete er, und genieße, was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast, und suche dir's zu erhalten. Nur, als nach seiner Trauung ein Unflat sich besonders hervortat, wehrte er offen ab in einem Briefe an den Verleger Cotta: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber etwas davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ es noch."

Eben weil er ein ernstes Leben geführt hatte, mußte wohl auch der Grund ein ernster sein, warum er so lange zögerte, seine Frau offen aller Welt als seine Frau hin zu stellen, zumal er die Ehe, wennschon an sich unnatürlich, als eine „Kulturerrungenschaft des Christentums von unschätzbarem Wert" erachtete. Gewiß, er fühlte sich vor seinem Gewissen mit Christiane in Ehe lebend — „ich bin verheiratet, nur nicht mit Ceremonie," äußerte er einmal, und mit: „ich war immer verheiratet mit ihr," lehnte er einen Glückwunsch nach vollzogener öffentlicher Trauung ab —, aber die Welt bleibt die Welt. Weil aber die Welt die Welt bleibt — und das ist Professor Gräf's Ansicht, der man beistimmen kann — eben darum unterließ er seine Geliebte vor der Welt zu seiner Frau zu machen: er hatte es an sich erfahren müssen, wie man in der aristokratischen Gesellschaft einen Bürgerlichen empfängt und so konnte er sich ausdenken, was seinem Naturwesen in solch einem Kreis peinlich vorgeschriebener Regeln bevorstehe. Lieber der Welt das Aergernis einer freien Liebe gegeben, als nochmals Demütigungen und Schmähungen dieser Art, und diese diesmal gar auf das Haupt der Geliebten. Und bekam dennoch ihr geschüttelt Maß davon. Für die Frau Geheimrätin durfte er sich schon der nötigen Achtung versichert halten, als er die Weggenossin seit achtzehn Jahren und die Mutter seiner Kinder der Gesellschaft zuführte. Und da war er jeder Hand dankbar, die sich ihr und ihm helfend entgegen streckte, wobei sich zumal Johanna Schoppenhauer ein Denkmal bei ihm setzte. Frauen mit Einsicht anerkannten denn auch, daß diese Christiane besser sei als ihr Ruf, daß sie einen hellen natürlichen Verstand besitze, an dem sich selbst ein Goethe orientieren durfte, deshalb er sie auch gerne in kritischer Tätigkeit ins Theater schickte.

Dieser, ihr heller Verstand, und ihre unverwüstbare Frohnatur, muß ihm wohl Glückes genug gewesen sein. Oder vielleicht auch nicht, wo er doch einst jene heilige Liebe geahnt, die aufstrebt zur höchsten Frucht gleicher Gesinnung, gleicher Ansicht der Dinge, „damit im harmonischen Anschaun sich verbinde das Paar, findet die höhere Welt —". Zu solchem Streben war Christiane allerdings nicht geschaffen und an ihr herum zu bilden und dabei zu verbilden, das verbot sich ihm, weil er ihr ein Recht zuerkannte auf ihre Natur und ihr dies nicht verkümmern wollte; und weil er wußte, daß sie nur auf ihre Art glücklich sein konnte neben ihm.

Digitized by Google

Und so wäre er denn doch, was schmerzlich zugestanden sein muß, am Ende, ach, ein König gewesen ohne Königin, um mit Gottfried Keller zu sprechen. Seine Königin, mit der er die höhere Welt wohl gefunden, die war ihm begegnet in Marianne von Willemer, kurz bevor sich Christianens „frohglänzend Auge" für immer schloß, und die war ihm in Briefen nahe geblieben bis an sein Ende. Aber da war es nicht zuletzt sein Begriff von der Heiligkeit der Ehe, der Heiligkeit seiner und Mariannens Ehe, die ihm gebot, es als Schicksal hinzunehmen, seine Königin nur haben ahnen zu dürfen, nicht aber mit ihr in einer durchgeistigten leiblichen Gemeinschaft zu sein.

Willi Dünwald

„Hans im Schnakenloch"

Einige Jahre vor der großen westöstlichen Katastrophe schrieb der Straßburger Professor Werner Wittich: „Das Verhältnis des Elsaßes zu Deutschland gleicht einstweilen einer ohne Liebe geschlossenen Ehe zwischen zwei reiferen Menschen, deren jeder seine Erfahrungen, Ueberlieferungen und Lebensgewohnheiten hat. Die Neigung entspringt nicht daraus, daß man sich gegenseitig die eigenen Lebensgewohnheiten aufzwingt, nur gemeinsame Interessen, Erlebnisse und große Schicksale können zwei solche Menschen in Liebe zusammenführen."

Inzwischen ist das erwartete große Erlebnis herangereift, ward tragisches Schicksal einer Generation und brachte die wilde, stürmische Reinigung einer von schweren, narkotischen Dünsten geschwängerten Atmosphäre. Weltpolitische Notwendigkeiten haben es gefügt, daß die Lösung der elsässischen Frage, die vom literarischen Generalstab der Revue Alsacienne immer wieder eifervoll zum „europäischen Problem" gesteigert wurde, nun tatsächlich mit der ungeheuren, qualvollen Entwirrung europäischer Rivalitäten endet. Anders, freilich, als die Henri Lichtenberger, Delahache und M. Lalance sich träumten; anders: radikaler, tiefer, grundsätzlicher wird die neue Definition des europäischen Kulturbegriffes gefaßt sein, mag der Weg dazu über zwischenstaatliche Organisation oder nationale Reorganisation führen. Um die Unterschiede zwischen „Culture" und „Kultur" wird man sich kaum mehr abmühen und auch der von beiden Seiten polemisch ausgewertete Eklektizismus, der das Elsaß mehr als dreiundvierzig Jahre nicht zu Ruhe und eigener Entfaltung kommen ließ, wird seine Charlatanrolle ausgespielt haben. Hartes Erlebnis und Schicksal werden die Ehe festigen, die der Reiz dreieckiger Verhältnisse gelockert hat.

*

Aus der spätsommerlichen Perspektive des Jahres 1914 heraus hat der Elsäßer René Schickele sein reichsländer Schicksalspiel gesehen und gestaltet. Die Ehe, die er schildert, hat noch nicht tiefere Gemeinsamkeit erfahren. Sie flackert noch in Unbeständigkeiten, ist noch nicht durch das große Schicksal hindurchgegangen, das sie bedroht. Hans Boulanger, der „Hans im Schnakenloch", ist der ruhlosere, flüchtigere Teil; ein wenig absichtlich ins Abenteuerliche gereckt, Brausewind und Temperamentskerl („Ja, die Boulangers haben das Feuer nah am Strohdach") und in die Freiheit mit einer Art verschlossener Raserei verliebt. Dennoch, im Grunde genommen, nichts weniger als ein Libertiner; eher noch ein schwerblütiger, schwermütiger alemannischer Dickschädel aus der westlichen Rheinebene, einer von denen, die ihre elsässische Zwiespältigkeit hinter

Digitized by Google

einem französischen Namen verbergen, den sie dann deutsch aussprechen. Den grauen Alltag fertigt dieser „Hans im Schnakenloch" schrullig und launenhaft ab, gibt Sicheres — nicht aus Leichtsinn, sondern aus innerer Unruhe — für Unsicheres hin; „was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht" (wozu man übrigens noch kein Elsäßer zu sein braucht) und am Ende weiß er weder was er hat, noch was er will, verliert sich selbst, wird Krampf, Qual und Zerwühltheit und geht, als der Krieg ausbricht und ihn aus Zwiespalt zum Bekenntnis drängt, auf die Seite derer, die, wie er glaubt, nicht siegen werden. Nach Belfort . . .

Neben ihm die blonde deutsche Frau, die er gelegentlich betrügt, ohne ihr im Herzen untreu zu werden, ist etwas bläßlich und schemenhaft geraten. Vielleicht, weil das Abenteuerliche und Phantastische seines Wesens, das ihrem tastenden Suchen und Werben zur Folie wird, nicht frei und selbstverständlich genug durchbricht, um jede Versüngung ihrer Liebe an seiner Wandelhaftigkeit glaubhaft werden zu lassen. Vielleicht auch, weil sie als Frau mit leeren Händen vor dem Mann steht, dem sie — um ihn vor Abenteuern zu bewahren — Geliebte sein will (indes im Nebenzimmer die Kinder plärren). Diese Frau ist dazu bestimmt, von ihrem Geliebten nnd Mann verlassen zu werden: Sie sucht voll Ahnungslosigkeit an ihm das Rätsel, das sie ihm aufgeben müßte, zu lösen. Sie ist eine von den Frauen, die es sich zur Aufgabe machen, den auserkorenen Mann ganz zu verstehen und die darüber vergessen, daß sie selbst immer wieder lockendes, lauerndes Rätsel sein müßten, um im Schleier ihrer Unverstandenheit das glutende Geheimnis der Sinne zu bewahren.

Diese Ehe zwischen Klär und Hans Boulanger leidet an einem kleinen Dispositionsfehler, an einer unscheinbaren rhythmischen Differenz. Man weiß von Anbeginn, daß sie die große Prüfung nicht überdauern wird.

*

Klarer und unproblematischer als in dem Wechsel dieser beiden Temperamente spiegelt Schickele den elsässischen Dualismus in Episodischem. Balthasar Boulanger, der Bruder Hansens, wurzelt so tief in der heimatlichen Erde, daß sein nationales Bewußtsein kaum Versuchungen kennt; für ihn ist die Frage seines nationalen Bekenntnisses damit entschieden, daß der Boden, den er liebt und dem sein Leben gehört, deutsch geworden ist. Ein seltsam glimmendes Mißtrauen ist zwischen ihm und Hans, eine seelische Rivalität mit feinen Schwankungen verwandtschaftlicher Neigung.

Hopla und Hopsa sind der Dualität, die Balthasar mit seinem Bruder bildet, ein derbes und groteskes Widerspiel. Der Hopla — Roßknecht, Räsonneur und Querkopf — kann sich noch immer nicht recht dran gewöhnen, daß jetzt die elsässischen Uhren nach der deutschen Zeit schlagen; der Hopsa — Viehknecht nicht minder Räsonneur und Querkopf (nur vielleicht um eine Spur verbissener und tückischer als Hopla) erschlägt den Hopla, den Franzosenkopf, der ihn, wie's ernst wird und die Mobilmachung kommt, zum Deserteur machen will.

Zwischen dem Hopla und dem Hopsa liegt in Stufungen die ganze elsässische Seele ausgebreitet. Elsässische Atmosphäre atmet um das kluge, freundliche Wesen der alten Madame Boulanger ebenso wie um die groteske Silhuette der Gräfin Sulz; der weltmännische Abbé Schmitt und der Magister Dimpfel sind aus demselben Blut: zwei Temperamente haben sich

Digitized by Google

in ihnen zu herber Einheit verbunden. Zwei Temperamente, deren Zusammenschluß in einem Menschenherzen tragischen Zwiespalt zeugt: die elsässische Tragik.

*

Es ist ein Faktum von — man kann wohl sagen: historischer Bedeutung, daß dieses Stück vom „Hans im Schnakenloch", in dem ein Dichter die elsäßische Tragik mit freiester Objektivität gestaltet hat, . . . daß dieses Stück im leidenschaftdurchbrausten Sommer 1914 geschrieben, im ehernen Jahr 1915 zu Leipzig gedruckt und verlegt (Verlag der Weißen Bücher), alsdann von einem militärischen Zensor freigegeben und darauf im Winter 1916, mitten in Deutschland und sozusagen am Vorabend der Friedensabsage der Entente, in einer öffentlichen Theatervorstellung mit lautem Beifall und tiefster innerlicher Anteilnahme gespielt und aufgenommen wurde.

Es ist ein Faktum, daß in dieser Aufführung im Frankfurter Neuen Theater kein Widerspruch, keine Mißbilligung laut wurde; mochten nun auf der Bühne französische Deputés über die elsäßische Frage, ganz selbstverständlich als Franzosen, sprechen oder ein preußischer Leutnant als widerwillig Mitwirkender eine elsäßisch-französische Huldigung durch seine Gegenwart verschönen helfen. Es ist ein Faktum, daß französische Soldaten, wie deutsche, auf die deutsche Bühne kamen und niemand sich darob entrüstete. Es hätte ebenso gut auch Faktum sein können, daß auf der Bühne, wie im Elsaß, Deutsch und Französisch durcheinander geklungen hätte, wenn nicht — und das ist eben das Bedeutungsvollste — gerade dieses Stück von reinster, übernationaler Objektivität in keiner anderen Fassung als in deutscher denkbar wäre.

Und während man vor dem helldunklen Raum der menschenbelebten Bühne saß und das verworrene und verwirrende Schicksal des „Hans im Schnakenloch" vorüberbranden sah, erlebte man das doppelte Schauspiel: das tragische des elsäßischen Zwiespaltes und das in aller Schlichtheit heroische eines Volkes, das über den dumpfen Alb der Stunde hinweg den Ausblick nicht vergißt in europäische Regionen.

Adolf Lapp

Eine Schicksalstragödie

„Ach, ein trauriges Schicksal, keines zu haben!" klagt ein Doktor Vogelfrei in Paul Kornfelds Tragödie „Die Verführung" (S. Fischer Verlag, Berlin 1916). Schicksallose von dieser Sorte, halbe Helden, die wortreich ihre Halbheit aussagen — man kennt sie aus vielen „modernen" Dramen, in deren Mittelpunkt sie von den Autoren gestellt wurden. Paul Kornfeld, jung, intelligent und von einer gewissen zarten Robustheit, unternimmt es, Menschen mit Schicksal auf die Bühne zu stellen, sie den Kampf gegen eine Welt, die den Schicksalslosen Recht gibt, aufnehmen zu lassen.

Unbedingtheit, Ausschließlichkeit scheint die Forderung zu lauten, welche dieser Dichter an seine Helden und an sich als Künstler stellt. Das Schicksal des modernen Menschen, der die Welt und alles Geschehen gleichsam von innen und von außen, als Mitspieler und Zuschauer, als Hoffender und schon Enttäuschter, als sein eigner Vorfahre und Nachkomme zugleich mit scharfen Augen betrachtet, das Schicksal dieses Hemmungslosen besteht in eben diesem gleichzeitigen Uebersättigt- und Hungrigsein, in der verhängnisvollen Fähigkeit seines Geistes, hinter der Schale den Kern zu sehen.

Digitized by Google

Weltschmerz des zwanzigsten Jahrhunderts möchte man diesen Zustand des Geistes nennen, der dem Hans Ulrich Bitterlich der Tragödie zum Schicksal im guten und im bösen Sinne wird. Und das ganze Drama handelt (das Motto von Laotse spricht es aus) letzten Endes von den äußersten Folgen geistigen und physischen Aufruhrs gegen das, „was Alle verehren", gegen Ueberlieferung und wohlgehegte Weltmoral.

Bitterlich, bürgerlicher Uebermensch, schrankenlos dem Spiel seiner Phantasie ausgeliefert, taumelt durch die Welt, erkennt die bereits von Tausenden erkannte Sinnlosigkeit gewisser Daseinsformen, wird ob seiner Hingegebenheit an Geistiges von den Frauen geliebt, die, indem er ihnen entgleitet, sich an sein Schicksal gekettet vermeinen. Er, sich gefesselt fühlend, wo keine Fesseln zu gewahren sind, verzweifelnd an einem Dasein, das ihm andere neiden würden, von Sehnsüchten aller Arten zerrissen, deren Erfüllung seine Skepsis zunichte macht, dieser Desperado des Geistes, der im Innersten ein warmfühlender junger Mann ist, geht daran zugrunde, daß die Unbedingtheit, mit welcher er seine Erkenntnisse verficht, ihn trotz alledem Lügen straft. Immer wieder mischt sich ein Mißton in die Fanfaren seiner unbändigen Freude, wenn er einmal die äußersten Konsequenzen gezogen hat. Er tötet kalten Blutes einen dummen Durchschnittskerl, aber bald kühlt sich die rauschende Freude, in dem Einen die Dummheit aus der Welt geschafft zu haben, angesichts der Erkenntnis ab, daß hier weder Einer für Alle vernichtet ist, noch daß diese Tat das Bewußtsein der Weiterexistenz des Antigeistes im Täter auslöschen konnte.

Aber es ist Größe in diesem Schicksal. Und es wirkt begreiflich, daß gerade die Frauen ihm in Ekstase folgen: Ruth, eine Namensschwester jener Zarten, die von Emanuel Quint nicht lassen konnte, und seine alte Mutter, deren Schicksal es ist, an dem Sohne zu leiden, für ihn zu bluten und, das Furchtbarste für ihr Herz, ihn zu überleben.

Ein Nachwort an den Schauspieler entwickelt sehr richtige Ansichten über das Wesen der Darstellungskunst, als welche nicht in der Gestaltung von Charakteren in der Form, wie die Erinnerung des Schauspielers sie behalten hat, besteht, sondern darin, daß der Darsteller Gestalten *lebt*, wie *er* sie fühlt. Es scheint mir auch der Wert dieser neuen Tragödie in der bereits erwähnten Unbedingtheit und Selbstsicherheit zu beruhen, die kühn ist, ohne sich billig revolutionär zu geberden, und eigenwillig, ohne verstiegen zu wirken. Otto Pick.

Die Kakteensammlung

Ein leises Buch, das jenseits dieser lauten Zeit steht. Man fühlt sich in die Welt Spitzwegs versetzt, denkt an die winkeligen Gassen altdeutscher Städte, an denen der Alltag vorüberzog, ohne an die spitzen Giebel zu rühren, und erinnert sich an das bekannte Spitzwegbild „Der Kakteenfreund". Ein alter Archivar steht in seiner kahlen, kleinen, aktengefüllten Schreibstube am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und betrachtet mit seitwärts gebogenem Kopf die Kaktuspflanzen, die auf dem Fenstersims in der Sonne stehen. In der toten Aktenwelt dieser Schreibstube ergibt sich nun zwischen den verwachsenen Kaktuspflanzen und dem alten gebeugten Archivar eine merkwürdige Beziehung. Und ich denke, nur ein Künstler des kleinen Lebens wie Spitzweg, der überall Daseinswerte zu entdecken

Digitized by Google

wußte, war beglaubigt, uns in diese intime Welt feinster Beziehungen zu führen.

Kaspar Ludwig Merkl hat sein Novellenbuch (das bei S. Fischer, Verlag, Berlin erschien) „Die Kakteensammlung" genannt. Und unwillkürlich denkt man an Spitzwegs Welt. Er erzählt von einem Stadtchronisten, der daheim in seiner Stube eine Sammlung der verschiedenartigsten Kakteen hegt, deren sonderbare Formen seine Phantasie reizen. In diesen wunderlich geformten Gewächsen findet er einen Abklatsch des Lebens, und es erregt seinen Geist, wenn er abends mit dem Kerzenlicht die Schatten der Pflanzen sich bewegen läßt, und wenn das Gerinnsel von verbogenen Linien über die Wand läuft, und im Spiel des Lichts Form und Größe wechseln. Er beobachtet, forscht und sucht (hier im Reiche seiner Kakteen, wie draußen auf der Straße) nach der „interessanten Persönlichkeit", die seinen Wesenswerten einen Gegenwert bietet. Aber er findet sie nicht. Auf dieser Suche begleiten wir ihn nun und lassen von Merkl eine Welt erschließen, in der sich die Phantasie mit den Banalitäten des Alltags auf skurrile Art kreuzt und mischt. Man findet, losgelöst von seiner Eigenwelt, eine Menschengruppe, deren Treiben man mit Lust und freundlichem Sinn beschaut. Der Weinwirt, den das Leben über den Schmerz um seine verstorbene Frau nicht zu trösten vermag, flüchtet aus dieser Welt, indem er zum Revolver greift. Der Chronist bleibt unerschüttert und findet bei einer roten Schlafzimmerampel den Anschluß an diese Erde.

Die zweite Erzählung des Bandes führt den Titel „Die Geschichte mit den Feiertagen". Wieder eine Spitzweg-Welt. Einfach in ihren Linien. Reizvoll und verschnörkelt in der Zeichnung der Charaktere. Da ist irgend ein Privatgelehrter, der sich bemüht, „das Wunder der Feiertage" zu ergründen. Er beobachtet die Menschen seiner Umgebung, und er findet endlich, daß es die Mittellosen sind, diejenigen, die die Härten des Lebens zu bezwingen genötigt waren, denen sich das Wunder der Feiertage willig erschließt. Das Schicksal legt ihnen Entbehrungen auf, aber diese Menschen empfinden inniger und dankbarer das Glück der Freiheit, das in den Feiertagen beschlossen ist. Gewiß hat jeder seine besondere Art, sich seinen Feiertag zu bereiten. Der Kanzlist tuts, indem er eine Woche hindurch knausert, um am Sonntag den vornehmen Herrn spielen zu können. Der Agent flüchtet ins Wirtshaus und hält sich an die roheren Freudenquellen. Der Bürovorstand ist das satte Behagen und kennt keine erhöhten Glückszustände. Der gelehrte Doktor zieht Parallelen, und ihm erblühen Erkenntnisse, die ihn bei der Betrachtung seines eigenen Lebens entmutigen. Er gibt es auf, weiterhin über Lebenskunst nachzudenken und geht auf Reisen.

Dieses Buch, das Merkl schrieb, besitzt alle intimen Reize, die ein Buch liebenswert machen. Hier ist der Duft einer Welt, die verloren schien, aber dennoch weiterlebt. Sie lebt weiter durch die bezaubernde Kunst eines stillen Dichters, den man hinfort zu seinen besten Freunden zählen wird. Er ist heiter und auch zuweilen ein wenig bitter, und seine Güte findet den Weg zu unserm Herzen.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Gedanken zur Friedensfrage

Von Georg Gothein, M. d. R.

Breslau, den 1. Januar 1917.

Man kann die Abgeneigtheit unserer Feinde in Friedensverhandlungen einzutreten psychologisch verstehen. Die von ihnen ständig vorausgesagten Siege sind nicht eingetreten oder haben — wo sie militärische Vorteile errungen haben — an der gesammten strategischen Lage wenig oder gar nichts geändert. Die enormen Opfer an Blut und Gut, die sie gebracht haben und ständig weiter bringen müssen, sind vergebens gewesen. Um die Fortsetzung des Krieges ihren Völkern plausibel zu machen, suchen sie ihnen immer aufs Neue die Ueberzeugung zu suggerieren, daß ein Dauerfriede nur möglich sei, wenn Deutschland, das den Krieg 43 Jahre vorbereitet, das die Friedfertigen anderer Staaten aufs Frivolste überfallen habe, so niedergerungen und so geschwächt werde, daß es in Zukunft keine Gefahr mehr für den Frieden Europa sei.

Diese Suggestion der öffentlichen Meinung ist ihnen dadurch wesentlich erleichtert, daß die offizielle Kriegserklärung an Serbien von Oesterreich, an Rußland von Deutschland ergangen ist, daß wir die Neutralität Belgiens eingestandenermaßen verletzt haben.

Unzweifelhaft würden wir uns bei den Neutralen wie bei den feindlichen Völkern einer besseren Meinung erfreuen, wenn wir auch den Schein, die Friedensbrecher zu sein, nicht auf uns genommen hätten. Wenn wir rascher zu dem Entschluß gekommen wären, den Rest der österreichisch-serbischen Streitfrage einem Schiedsgericht oder einer internationalen Konferenz zu unterbreiten. So wenig ich zu den Lobrednern der österreichischen

Digitized by Google

wie der deutschen Diplomatie gehöre, so wenig ich jemals die Schwierigkeiten gebilligt habe, die der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit deutscherseits auf den Haager Friedenskonferenzen gemacht worden sind, so unumwunden muß ich zugestehen, daß die Erfahrungen mit der Konferenz von Algesiras wahrhaftig nicht dazu angetan waren, den Glauben an die Gerechtigkeit internationaler Konferenzen bei uns und bei Jedem zu erwecken, der noch ein Gefühl für Unparteilichkeit besitzt.

Ich appelliere an den ehemaligen Friedensfreund, den französischen Senator Baron Constans d'Estournelles, der, als wir gelegentlich der Nürnberger Tagung des Verbandes für internationale Verständigung mit einigen eigens dazu herbeigekommenen französischen und Schweizer Pazifisten ein Verständigungsprogramm für die deutsch-französischen Beziehungen berieten, die französische Kolonialpolitik und ihre Haltung in der Marokkofrage auf das Entschiedenste verurteilte. Als ich im Frühjahr 1914 für den internationalen Friedenskongreß, der am 19. Sept. 1914 in Wien stattfinden sollte, das deutsche Referat über die deutsch-französischen Beziehungen schriftlich erstattete, habe ich auf die schweren Gefahren hingewiesen, die eine solche französische Politik für den Frieden bedeute. Ich habe darin weiter von den Franzosen das unbedingte Anerkenntnis der elsaß-lothringischen Frage als einer ausschließlich innerdeutschen verlangt. Auch darüber war es — nach langen Auseinandersetzungen in Nürnberg — schon zu einer Verständigung gekommen.

Und wenn heut von feindlicher, vorher pazifistischer Seite gegen Deutschland der Vorwurf erhoben wird, daß es seit 43 Jahren diesen Krieg vorbereitet und seine Rüstung zum Zweck des Ueberfalls seiner Nachbarn vorbereitet habe, so bin ich, der ich zu den eifrigsten parlamentarischen und publizistischen Vertretern des Gedankens der internationalen Rüstungsverständigung gehörte, wohl ein einwandsfreier Zeuge dafür, daß unsere letzten großen Heeresvermehrungen diktiert waren von den Truppenvermehrungen, Standortsverschiebungen und sonstigen

Digitized by Google

agressiven Rüstungen Rußlands und Frankreichs. Nach den streng geheimen Vorberatungen der letzten Wehrvorlage habe ich, der ich daran teilgenommen hatte, — und zwar nicht bloß als Hörer, sondern auch als lebhafter Kritiker — nicht umhin gekonnt, meinen politischen Freunden die Annahme der Wehrvorlage zu empfehlen, da die Gefahr der russischen und französischen Rüstungsmaßnahmen dazu zwang.

Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Krieg zu vermeiden war — ich vertrete nach wie vor den Standpunkt, daß jeder Krieg vermeidbar ist — jedenfalls aber hat ihn der Kaiser wie der Kanzler vermeiden wollen. Dafür sind die dringenden Depeschen nach Wien und Petersburg unzweideutige Belege. Sein Ausbruch wurde unvermeidlich, als Rußland die allgemeine Mobilmachung anordnete, die, wie inzwischen gefundene Belege erweisen, die Kriegserklärung an Deutschland bedeutete. Wollte Frankreich, wollte England den Krieg vermeiden, so mußten sie in Petersburg die entschiedene Haltung einnehmen, wie wir in Wien. An den ehemaligen Pazifisten Baron Constans d'Estournelles richte ich die Frage, ob er von jeher zu den Herren Poincaré und Delcassé das Vertrauen gehabt hat, daß ihre Absicht war, den Frieden mit Deutschland zu erhalten. Die belgischen Gesandten in Berlin wie in London waren jedenfalls anderer Ansicht.

Das französische Volk in seiner großen Mehrheit wollte diesen Krieg gewiß ebenso wenig als ihn das deutsche Volk gewollt hat. Das bewies der Ausfall der Wahlen. Aber Herr Poincaré blieb trotz desselben, und Herr Viviani nahm sich Herrn Delcassé als Minister des Auswärtigen. Männer, welche die deutsch-französische Verständigung ehrlich wollten, wurden durch eine systematisch angelegte Intrigue politisch tot gemacht. Jaurès wurde, als er sich erfolgreich dem Kriegsausbruch widersetzte, ermordet. Können es die Franzosen den Deutschen verargen, wenn diese in all dem einen groß angelegten Plan sehen, der mit der Ermordung des österreichischen Tronfolgers, mit der

Digitized by Google

Einladung Poincarés und Vivianis nach Petersburg eingeleitet wurde. Man brauchte gar nicht die Phantasie eines Alexandre Dumas zu haben, um zu dem Gedanken zu kommen, daß damit das jahrelang gesponnene Einkreisungsnetz zugezogen werden sollte. Und wenn jetzt Baron d'Estournelles seine leidenschaftliche, fanatische Anklage gegen Deutschland erhebt, wenn er jetzt im Widerspruch zu seiner besseren Vergangenheit einseitig alle Schuld uns zuwälzt und gegen uns den Krieg bis zum Aeußersten predigt, so kann man ihn, der sein großes Lebenswerk zerstört sah, wohl psychologisch begreifen, aber nur nach dem Worte: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren." Wir Deutsche, denen es um die Verwirklichung der Völkerverständigung nicht minder ernst ist, als es dem leidenschaftlichen Franzosen war, haben uns so viel kaltes Blut gewahrt, um das furchtbare Verhängnis zu beklagen, das über die Kulturwelt hereingebrochen ist, ohne die Schuld daran den Völkern selbst, geschweige nur einem von ihnen, zuzumessen; ohne darauf zu verzichten, sobald als möglich dem unseligen gegenseitigen Vernichtungskampf ein Ende zu machen, in der Hoffnung, nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges auf besser vorbereitetem Boden die Verständigungsarbeit erneut aufzunehmen.

Auf besser vorbereitetem Boden! All die Millionen von Familien in den kriegführenden Staaten, die den Gatten, Vater, Sohn oder Bruder verloren haben, all die Millionen, die an Gliedern oder Gesundheit Einbuße erlitten, all die Millionen, die jahrelang das bittere Brot der Gefangenschaft gegessen haben, werden sie nicht mit verschwindenden Ausnahmen zu der Ueberzeugung kommen, daß solch ein Krieg für alle beteiligten Völker das denkbar größte Unglück ist. Und hat das Wort si vis pacem, para

Digitized by Google

bellum! versagt, hat alle Bündnispolitik den Frieden nicht erhalten, den Ausbruch des furchtbarsten aller je dagewesenen Kriege nicht verhindern können, muß da nicht die Ueberzeugung siegreich werden, daß man den Frieden auf dem Wege der Verständigung, der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit suchen muß!

Ist doch auch der Einwand nicht stichhaltig, daß es an der Macht fehlen würde, dem Schiedsspruch Gehorsam zu verschaffen. Wenn alle Neutralen sich verpflichten, dem Friedensstörer keine Ware irgendwelcher Art zu liefern, so muß selbst England, das seine Kolonien in allen Erdteilen und in allen Breiten hat, trotz seiner weltbeherrschenden Seemacht sich fügen. Um so mehr, als seine Versorgung durch die U-Bootwaffe in Zukunft mehr als die jedes andern Landes gefährdet ist. Es bedarf also gar nicht einmal eines bewaffneten Einschreitens der Neutralen gegen den Friedensstörer, die rein wirtschaftliche Maßnahme der Ausfuhrverweigerung genügt. Aber auch die, welche Sicherheit nur in der höchsten Machtentfaltung sehen, werden sich nach diesem Krieg überzeugen müssen, daß solche für die Kriegführenden gar nicht mehr möglich ist. Die völlige Zerrüttung der Finanzen macht in der Zukunft das Wettrüsten unmöglich. Die internationale Verständigung über die Einschränkung der Rüstungsausgaben ist unabwendbar. Neben der Verzinsung und Tilgung der riesenhaften Kriegsschulden, neben den Renten an Hinterbliebene von Gefallenen und an Kriegsbeschädigte, können die doch auch wirtschaftlich erheblich ins Hintertreffen gekommenen kriegführenden Staaten unmöglich noch die bisherigen Rüstungsausgaben tragen, unmöglich noch so enorme Massen von Männern der Werte schaffenden Friedensarbeit entziehen.

Digitized by Google

Das einfache Mittel des Staatsbankerotts versagt; denn mit ihm wird die Kreditfähigkeit des Staates verloren. Vielleicht werden trotzdem einige Staaten dazu greifen müssen. In erster Linie Rußland. Aber damit schneidet es sich die Möglichkeit neuer Anleihen ab. Und die braucht es schon zur Entwicklung seiner wirtschaftlichen Kräfte, schon zur Wiederherstellung seiner Eisenbahnen und des rollenden Materials. Weder Frankreich noch England werden ihm die notwendigen Anleihen in Zukunft gewähren, schon aus dem einfachen Grund, weil sie sich selbst derart in Schulden gestürzt haben, daß sie selbst kaum wissen werden, wie sie ohne Bankerott damit fertig werden sollen. Und die Vereinigten Staaten von Amerika werden ihr Geld besser verwenden können, als daß sie es einem bankerotten Staatswesen für Rüstungszwecke leihen. Aber auch Deutschland wird unsagbar schwer und lange an seiner Schuldenlast zu tragen haben, um so mehr, wenn es noch seinen Verbündeten helfen soll. Und jeder Versuch der jetzt Kriegführenden, auch im Frieden den Rüstungswettlauf fortzusetzen, würde sie wirtschaftlich immer weiter hinter den Staaten zurückbleiben lassen, die aus diesem Krieg Vorteile gezogen haben. In England will man sich noch nicht eingestehen, wie — je länger der Krieg dauert, um so mehr — wirtschaftlich, wie politisch Macht und Einfluß an die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan übergehen. Das Telegramm des japanischen Ministerpräsidenten, in dem er nach der deutschen Aufforderung zu Friedensverhandlungen England zur verstärkten Fortsetzung des Krieges aufhetzte, sollte Lloyd George ebenso zu denken geben, wie der gleichzeitig erfolgende Kurssturz der Rüstungswerte an den amerikanischen Börsen. In Europa wiederholt sich jetzt in unendlich vergrößertem Maßstab die Tragödie, die sich im Altertum zwischen Athen und Sparta abgespielt hat, die sich gegenseitig erschöpften, um schließlich die Macht an das inzwischen aufgestiegene Rom übergehen zu sehen. Nicht Deutschland ist die Gefahr für Eng-

Digitized by Google

land, aber Japan im Osten, die Vereinigten Staaten im Westen sind die Gefahr für Europa.

Aber sind denn nicht etwa die Friedensziele, welche auf den Friedensbund der Völker gegen die Friedensstörer, welche auf den Ausgleich der Streitigkeiten der Staaten durch internationale Schiedsgerichte hinausgehen, utopische Forderungen verstiegener Pazifisten.

Nein, denn der deutsche Reichskanzler hat sie unter dem stürmischen Beifall des Reichstags als unsere Friedensziele hingestellt. Es sind im Wesentlichen dieselben Ziele, die die amerikanische Friedensliga unter der Leitung des früheren Präsidenten Taft, die Präsident Wilson in seiner Botschaft aufgestellt hat. Es sind die Ziele aller neutralen Staaten, die diese Botschaft unterstützt haben. Ja, es sind dieselben Ziele, die angeblich auch unsere Feinde erstreben. Nur wollen sie uns vorher vernichten, oder uns eine völlige Niederlage beibringen. Als ob das mit ihrem angeblichen Friedensziel überhaupt vereinbar wäre!

Glücklicherweise macht die militärische Lage die Erringung dieses ihres Zieles hoffnungslos. Die Fortsetzung des Krieges kann noch Millionen von Männern das Leben kosten, weitere Millionen zu Krüppeln machen; sie kann die Schuldenlast der Kriegführenden um weitere hunderte von Milliarden vermehren, kann die Kriegführenden total verarmen, kann über die Welt eine Hungersnot heraufbeschwören, die nach der Eroberung der Walachei für uns und unsere Verbündeten am wenigsten droht; sie kann zur vollständigen Erschöpfung aller Kriegführenden führen, aber nicht zum Siege über uns.

Was soll in solcher Lage die französische Phrase, daß man nicht verhandeln könne, solange der Feind im Lande stehe. Wir wollen kein französisches Land behalten, aber es ist eine kindische Zumutung es zu räumen, bevor man sich über den Frieden verständigt hat. Und will es Frankreich zurückerobern, so würde es — selbst wenn ihm dies gelingen sollte, was wohl ausge-

Digitized by Google

schlossen ist — nur einen völlig verwüsteten Trümmerhaufen bekommen und dafür den Rest seiner kriegsfähigen Mannschaft opfern.

Zwischen unsern Feinden und uns besteht eine babylonische Sprachverwirrung; keiner versteht den andern. Unsere Gegner wollen uns nicht verstehen, wollen uns nicht glauben. Wir aber wollen einen Dauerfrieden, in dem die Völker sich wieder verstehen, sich mit einander vertragen, sich gegenseitig fördern. Wir wollen ihn, nicht gegründet auf die Macht des Stärkeren, sondern auf die Macht der Vernunft und wahrer Sittlichkeit d. h. auf der Achtung des Rechts, auf der Achtung des Einen durch den Andern. Gegründet auf dem Friedenswort:

Nicht mit zu hassen, mit zu lieben sind wir da.

Freilich, nachdem die Feinde die ausgestreckte Friedenshand höhnisch zurückgewiesen haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als mit verdoppelter Kraft den Kampf zum siegreichen Ende zu führen.

Staat und Inseratenwesen

Von Dr. Erich Schairer.

Im heutigen Zeitungswesen sind zwei Bestandteile, das Nachrichtenwesen und das Anzeigenwesen, so eng miteinander verknüpft, daß ihre Verbindung förmlich als ein zum Wesen des Begriffs gehörendes Merkmal betrachtet wird. Ihre Trennung erscheint undenkbar; und die wenigsten wissen, daß beide Einrichtungen in Deutschland ein volles Jahrhundert lang — bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein — parallel nebeneinander hergelaufen sind, ohne sich zu berühren.

Digitized by Google

Dabei war das Inseratenwesen als Ausfluß der Markthoheit staatlich geregelt und wurde vielfach vom Staate selber verwaltet. In Preußen z. B. bestand bis zum Jahre 1850 ein staatliches Inseratenmonopol, das von Friedrich Wilhelm I., dem Vater des großen Friedrich, 1727 ins Leben gerufen worden war. Ich habe im „März" (Jahrgang 1915, Heft 36) schon einmal darauf hingewiesen.

Seit Abschaffung des Monopols durch den ersten preußischen Landtag haben sich hin und wieder, und zwar aus den verschiedensten politischen Kreisen heraus, Stimmen für seine Wiedereinführung und die erneute Trennung des Inseratenwesens vom Nachrichtenwesen erhoben.

Ferdinand Lassalle sagt 1863 in seiner Rede „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag": „In einem sozialdemokratischen Staat muß ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgend eine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist."

Heinrich von Treitschke äußert sich einmal, in seinen „Vorlesungen über Politik" (herausgegeben von M. Cornicelius, Berlin 1897), folgendermaßen: „Die moderne Presse trägt einen Januskopf. Ein tief gewurzelter Schaden neben der Anonymität ist die völlig unnatürliche Verbindung ihrer politischen Aufgabe, der Vertretung und Verbreitung bestimmter Parteigedanken, mit dem Inseratenwesen. . . . Dem Staat stand ein Monopol des Inseratenwesens zu; der preußische Staat hat aber sein Regal verjähren lassen. . . ."

Und Karl Bücher schreibt 1915 in einem Aufsatz über die Zukunft der deutschen Presse über das Annoncenwesen die Worte: „Vielleicht wird die kommende Generation dieses Verkehrsinstitut des geschäftlichen und sozialen Lebens ebenso in die öffentliche Obhut nehmen müssen, wie die jetzige die Verstaatlichung der Eisenbahnen durchgeführt hat."

Eingehend begründet und ausgestaltet worden ist die Forderung der Wiedereinführung des Inseratenmonopols nur einmal, nämlich im Jahr 1879 von R. Schmölder in seiner Schrift: „Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut."

Schmölder stellt hiebei folgende Leitsätze auf:

1. In jeder Kreisstadt, Provinzialhauptstadt und in der Residenzstadt müssen Intelligenzblätter (so hießen jene Inseratenblätter des 18. Jahrhunderts) und Adreßkontore (wir würden sagen: „Annoncenexpeditionen") eingerichtet werden.

2. Die Kompetenzen der Intelligenzblätter und der politischen Zeitungen sind scharf gegeneinander abzugrenzen. Letztere dürfen nur Inserate über Parteiversammlungen und Parteischriften aufnehmen. Oeffentliche und private

Digitized by Google

Bekanntmachungen sollen „indifferent" sein, d. h. in jeder Art von Blatt erscheinen können.

3. Der Insertionstarif der öffentlichen Intelligenzblätter soll nur drei Sätze enthalten: für die Kreisblätter, die Provinzblätter und das Berliner Blatt. Die Inseratenaufträge sind von den Adreßkontoren für ganz Deutschland zu vermitteln; nötigenfalls kann dies auch durch die Post geschehen.

4. Für die Verbreitung der Intelligenzblätter ist zu sorgen durch Anschlag, Auflegen an öffentlichen Orten und in Wirtschaften und durch Ausgabe an Private gegen einen äußerst niedrigen Abonnementspreis.

Wie Lassalle, Treitschke und Bücher verspricht sich auch Schmölder von einer derartigen Verstaatlichung des Inseratenwesens in erster Linie eine allgemeine Hebung des geistigen Standes der Presse und eine Reinigung des Marktes von unsauberen und betrügerischen Angeboten. Daneben reizt ihn der Gedanke einer streng sachlichen Organisation des Anzeigenwesens an Stelle des bisher vorhandenen „Chaos". Endlich aber vergißt er auch nicht, auf die finanzielle Bedeutung einer solchen Maßregel hinzuweisen: Dem Staat, der durch Preisgabe des ehemaligen Monopols unberechenbare Summen verscherzt habe würde damit eine ungleich mächtiger gewordene Einnahmequelle wieder erschlossen.

Einen ungefähren Begriff von der heutigen Stärke dieser Quelle mag die Schätzung des Reichsschatzamts bei der Anzeigensteuervorlage des Jahres 1908 geben. Die Anzeigensteuer sollte damals 33 Millionen jährlich bringen, bei einem Jahresumsatz für Inserate in Deutschland von 500 Millionen Mark.

Bei dem ungeheuren Finanzbedarf des Reichs, der unabhängig von dem schließlichen Ausgang des Kriegs zu erwarten ist, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß man versuchen wird, auch dieses Gebiet in irgend einer Form wieder für die Staatskasse fruchtbar zu machen.

An den radikalen Schnitt mit dem Messer, wie ihn Schmölder damals verlangte („quae medicamenta non sanant, ferrum sanat" heißt das Motto seiner Schrift) wird dabei praktisch kaum gedacht werden können. Einen Mittelweg, der sämtliche von einer Monopolisierung des Inseratenwesens erhofften Folgen — Ausschaltung der Schwindelanzeigen und Schundinserate, Erhöhung des geistigen Niveaus der Presse, Organisation des Marktes und finanziellen Ertrag — ebenfalls gewährleisten würde, könnte vielleicht die Handhabung des preußischen Inseratenmonopols in der zweiten Hälfte seines Bestehens weisen, wie ihn ein kürzlich von mir entdecktes amtliches Dokument aus dem Jahre 1795 andeutet. Dem Oberhofbuchdrucker Georg Decker zu Berlin wird darin das Privileg zum Druck und Verlag einer politischen Zeitung (der „Südpreußischen Zeitung") erteilt, mit der Erlaubnis, „Privat-

Digitized by Google

Averdissements" zum üblichen Preis von 2 Groschen für eine ganze und 1 Groschen für eine halbe Zeile abzudrucken unter der Voraussetzung, daß sie vorher im offiziellen Intelligenzblatt gestanden hatten.

Das Staat brauchte also das private Inseratenwesen keineswegs zu unterdrücken; das Monopol in dieser Form wäre lediglich ein „ius primae noctis" der staaatlichen Inseratenorgane, die auf dem Boden der privaten Konkurrenzwirtschaft gegründet werden könnten.

Daß solche möglich sind, beweist eine Anzahl von gut rentierenden städtischen Anzeigeblättern in Deutschland. Und daß die Inserate in den privaten Blättern dadurch nicht unterdrückt würden, geht aus den Beispielen blühender privater Blätter an solchen Orten und überdies ganz allgemein aus dem Reklamecharakter des modernen Anzeigewesens hervor. Das Wesen der Reklame ist ja die Wiederholung.

Zu erwägen wäre neben einem solchen Schritt eine Monopolisierung nicht des Inseratenwesens, sondern der Anzeigenermittlung, die sowieso die Tendenz zur privaten Monopolisierung zeigt. Als Träger eines solchen Inseratenvermittlungsmonopols käme die Einrichtung in Betracht, die ehedem das „Intelligenzwerk" verwaltet hat und die auch von Schmölder wieder in ihr altes Amt eingesetzt wissen wollte: Die Post.

Eine Verstaatlichung der Anzeigenvermittlung würde wohl die Voraussetzung für eine wirksame Kontrolle bei jenem milderen Mittelweg einer Verstaatlichung des Inseratenwesens bilden müssen. Sie wäre aber auch für sich allein denkbar und würde schon dann eine nicht zu unterschätzende Finanzquelle darstellen, deren Ertrag dem 1908 veranschlagten Steuerergebnis mindestens gleichkommen dürfte.

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

I.

Das Dorf

Irgendwo zwischen Heidelberg und Heilbronn liegt ein kleines Dorf. Es hat 162 Einwohner, besteht aus einigen Mühlen, ein paar kleinen Höfen, einem großen Gut, einem Wirtshaus und einem Schul- und Rathaus, wo der Lehrer wohnt, ein Herrscher über 21 Schüler und Schülerinnen und einen Fortbildungsschüler. Das

Digitized by Google

Haus liegt an der Steige, die vom Gut heraufführt zum Wirtshaus und dann weiter zum nächsten Dorf, mit einem kleinen netten Gärtchen ringsum und einem Türmchen auf dem Dach, in dem die Betglocke hängt. Neben dem Schulzimmer ist das Bürgermeisteramt: drin waltet neben einem achtzigjährigen Bürgermeister seit dem Krieg ein junges Mädchen als Ratschreiber, das aber in noch drei Dörfern den gleichen Dienst versieht und außerdem noch in zweien der Gemeinderechner ist. Dafür hat sie aber auch neulich einen Kriegsorden bekommen. Aber sicher gibt es heute Dörfer und junge Mädchen genug in Deutschland, die mit Gleichem aufwarten können. Dies Haus und dies Dorf nun war mir Standquartier acht schöne Herbsttage lang. Man geht ja auch in diesem Jahr nicht gern außer Landes; der Eisenriegel ist noch immer vorgeschoben. Kein Schaden: man schaut sich zu Hause um und findet Schönes genug. Nicht nur gerade hier zwischen Heidelberg und Heilbronn. Ja, es gibt sicherlich in Deutschland noch schönere Landschaften, Berge, Burgen, Städte, Wälder, Seen und Flüsse. Aber es ist auch ganz gut, einmal abseits von der Heerstraße der schönen deutschen Landschaft zu gehen; in Tälern und Wäldern, die kein gedruckter Reiseführer nennt. Und einen Gewinn hat man sicherlich davon: man lernt sehen. Es geht einem wie dem Kunstliebhaber, dem die große Bilderschau verschlossen ist; aber das Kupferstichkabinett ist offen, und so läßt er sich Zeichnungen geben und Radierungen und Stiche und Mappen und ist entzückter denn je ...

Das Gut

Das ist garnichts Besonderes. Da sind große, nüchterne, langweilige, lange Scheuern und Ställe. In dem einen Hof stehen ein Dutzend Wagen, ein paar Dutzend Pflüge, Eggen, Walzen, und in den geräumigen Gebäuden ringsum warten die Sämaschinen, die Mähmaschinen und allerhand Gerät. Im zweiten Scheunenviereck auf der anderen Seite der Landstraße, die mitten hindurchführt, ist das gleiche, nur mitten im Hof noch ein gro-

Digitized by Google

ßer, hoher Dunghaufen und daneben ein kleines hölzernes Häuschen, das einem Zweck dient, den man durch Ideenassoziationen sehr leicht erraten kann. Praktisch sei der Mensch! Zu diesem Gut nun gehören große Aecker ringsum. Aecker, wie man sie bei uns nicht kennt, bei uns in der Tiefebene, wo es nur Kleinbauern gibt und Handwerkerbauern und ein jeder ein paar Streifen Allmend besitzt und noch ein paar eigene Wiesen vielleicht. Es war grade die Zeit, da die Aecker neu bestellt wurden zur Wintersaat. Da zogen mächtige Ochsengespanne, zu Paaren und dreien den Doppelpflug, und es waren auf so einem Acker zehn und zwölf Gespanne in Arbeit. Die mächtigen lehmigen Schollen lagen rot und fest da, soweit man sehen konnte, eine ungeheure Tafel, auf der das Brot des nächsten Jahres sorgsam aufgezeichnet werden sollte. Polen und Kriegsgefangene schritten daneben her. Es brauchte einen ganzen Tag, bis die vielen Pflüge gezackert hatten, zwei Tage bis geeggt und gewalzt war und gesät und hergerichtet. Mittlerweile war schon wieder auf einer anderen Seite des Tales ein neuer großer Acker gepflügt, und so ging diese Arbeit eine ganze schöne Woche lang und noch länger. Es war ein schönes Bild, auf dem welligen Gelände der fruchtbaren Hochebene die starken Schattenrisse der pflügenden Ochsen in den Abendhimmel hineinwachsen zu sehen: eine weidende Ziegenherde an einem felsigen Abhang Capris, mit all ihrem Blau von Himmel und Meer ist nicht schöner. (Nur kann man sich, zumal wenn man vorher in Anacapri eine gute Flasche getrunken hat und von einem geschäftsgewandten capreser Lausbub in deutschen Brocken auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam gemacht wird und zudem seinen Bädecker oder Meyer gut kennt, mit geringerem Aufwand an Formgefühl und Farbensinn begeistert zeigen ....)

Das Mühlental

Die Straße längs der Tamina bis zur Schlucht; die via mala; der jähe Abstieg von Maloja ins Italienische hinab; Täler um

Digitized by Google

Florenz; Hänge der Riviera; Gassen Neapels; Albanergebirge; Schwarzwald; Inntal; die letzten Kurven des Taubertals und dann plötzlich oben, im Abendlicht, Rothenburg: das alles ist natürlich kein Vergleich. Wir schalten alles aus, was wir gelernt haben und gelesen und gesehen und gepriesen, und wandern wie kleine Kinder, die zum erstenmal in den Ferien aus der Stadt aufs Land kommen und ihre Freude haben an Blumen und Gänsen, Bach, kuhwarmer Milch, blauem Himmel und Bauernbrot. Wir freuen uns, daß wir sind, daß es Bäume gibt, einen kleinen Bach daneben, Aepfel auf den Bäumen, die wir auflesen können und essen, ohne daß irgend ein Mensch etwas dagegen sagt. Wir wandern gemächlich und beschaulich, wie Land und Weg es wollen: da ist ein kleiner Bach — seinen Namen habe ich längst vergessen, wenn ich ihn überhaupt je gewußt habe — und an diesem Bach liegen, in je 15 Minuten Abstand, fünf Mühlen. Alte einfache grobe Mühlen, die einmal einem Kloster gehörten oder einem Raubritter drüben überm Berg im Neckartal. Das Mühlental ist ziemlich eng, links und rechts Wald, Buchen, Erlen, Eichen, Linden, ein paar Tannen dazwischen, am Wegrand Haselbüsche, und alles Laub schon herbstlich, farbig, raschelnd und bald ganz welk. In jeder Mühle ist ein Hund, der fürchterlich bellen kann und wütend an seiner Kette reißt. Viele Hühner sind da, die viele Eier legen, und viele Kinder, welche die vielen Eier essen. In einem Pferch springt ein Hutsch und will von den Vorübergehenden Zucker haben. Russen sind da und schleppen die schweren Säcke in die Mühle oder schaffen in Stall und Scheuer. Dann kommt wieder ein Stück weit Bach, Wiese, Wald, und dann wieder eine Mühle mit Müller, Kindern, Hühnern und einem bellenden Hund, Das ist alles. Aber über all dem liegt ein blauer, herbstlich tiefer Himmel und Sonne und Frieden. Eine weite singende Stille, der Friede der Heimat, Ruhe und Umsorgtsein. All der große Schlachtenlärm ist unendlich fern, und nur wirklich im Denken der Menschen. Hier ist all das zu Bild und Wahrheit

Digitized by Google

geworden, um das die Söhne der Heimat draußen kämpfen und das sie alle, alle empfinden und wollen, wenn sie den Feind mit eisernen Händen fernhalten: Friede der Heimat. So wird Gang und Weg durch dies kleine stille, bescheidene deutsche Waldtal zu Dank, Gebet und Zuversicht. Und es ist mehr als Zufall, mehr als ein schöner, tapferer Abschluß eines innigen Bildes, wenn nach der letzten Krümmung des Tales Ausgang und Eingang, hoch oben, in großen und kräftigen Strichen und Flächen gegen den Himmel gezeichnet, gesperrt ist durch eine alte, feste Burg.

Les Boches

Von Berthold Fenigstein, Zürich.

Viel ist vor einiger Zeit über den Ursprung des Wortes „Boches" geschrieben und gestritten worden. Wer da recht hat? Keine Erklärung konnte den Philologen ganz befriedigen. Aber schließlich kommt es ja auch garnicht darauf an. Tatsache ist dagegen, daß das Wort in seinem jetzigen Gebrauch etwas Verächtliches enthält, und das ist der Grund zu diesen Zeilen.

In der ersten Nummer der neuen, in Florenz und Paris erscheinenden Zeitschrift „Revue des Nations Latines" wendet sich einer der Redaktoren, J. Luchaire, in einem übrigens vornehm gehaltenen Tone gegen Romain Rollands Vermittlungsschrift „Au dessus de la Mêlée". Er wirft dem Dichter des „Jean-Christophe" vor, nicht genügend die Partei der Franzosen ergriffen, und die Deutschen nicht nach Verdienst gemaßregelt zu haben. Luchaire schreibt u. a.: „Die Gerechten Deutschlands machen gemeinsame Sache mit den Gewalttätigen, die sie nicht zurückzuhalten vermochten; die Gewalttätigen auf unserer Seite werden dagegen von den Gerechten überdeckt, die sich nicht von jenen (den Gewalttätigen) hinreißen lassen. . . . Es giebt kein gemeinsames Maß für den verzweifelten Haß, der das Herz des verletzten Frankreichs erfüllt und dem tückischen Einverständnis beinahe ganz Deutschlands mit der Idee und den Formen der Gewalt".

Niemand wird an der Aufrichtigkeit Luchaires zweifeln, daß er und die meisten Franzosen von Krieg und Gewalttat nichts wissen wollten. Mit

Digitized by Google

welchem Recht kann sich aber Luchaire das Urteil anmaßen, daß in Deutschland, in der Großzahl der Deutschen, die Sehnsucht nach Friede und ehrlicher Kulturarbeit geringer gewesen sei als in Frankreich? Woher weiß Luchaire, daß in Deutschland der Krieg nicht stets ebenso sehr als Verzweiflungsakt empfunden wurde und wird wie in Frankreich? Gewiß gibt es und gab es in Deutschland Gewalttätige, Kriegssüchtige, die es mitverschuldeten, daß sich die Verhältnisse zuspitzten. Sie stehen und standen vereinzelt. Aber vergißt Luchaire, daß die gleiche Erscheinung auch stets in Frankreich anzutreffen war, daß ein Teil der französischen Presse, an der Spitze der „Matin", seit Jahrzehnten gleichsam keinen anderen Existenzzweck kannte, als bei jeder Gelegenheit gegen Deutschland zu schüren und zu hetzen? Oft scheinbar nur in geringfügigen Sticheleien; aber sie blieben haften.

Der Krieg muß selbstverständlich einmal sein Ende finden. Die neuen Beziehungen der Guten beider Länder werden wieder die früheren freundschaftlichen Formen annehmen. Anstatt dieser Entwicklung vorzubauen, ist es nicht bedauerlich, wenn selbst die „Gerechten" Schritte tun, die eine für beide Teile segensreiche Zukunft erschweren? Das ist das Schlimme an der Gründung der neuen Zeitschrift. Man könnte es den lateinischen Nationen nicht übelnehmen, daß sie durch eine neue Zeitschrift versuchen, ihre Kultur zu fördern; daß es aber nur durch Angiftelung einer anderen Kultur, der germanischen, geschehen soll, ist verhängnisvoll.

Der anständige Mensch bekriegt seinen Gegner nötigenfalls; er beschimpft ihn nicht. Man begreift es, wenn das niedrige Volk gegenwärtig nicht müde wird, den Gegner anzugeifern. Aber der Krieg wird ein Ende nehmen; das schnell erregbare Gemüt des Mannes aus dem Volke kann sich wieder besänftigen; der schnell aufgeloderte Haß kann wieder schwinden. Anders wird es aber sein, wenn dieser Haß durch die höhere Gesellschaft fortwährend weitergeschürt wird, wenn, den Gegner beleidigende, häßliche Ausdrücke auch in den höheren Klassen, in der Gelehrten- und Künstlerwelt und ihren Werken platzgreifen.

Kürzlich veröffentlichte Paul Bourget in der „Revue des Deux Mondes" einen problemreichen Einakter; von Marcel Prévorst erschien ein neuer Roman. Beide Werke verdienen durchaus, als künstlerische Leistungen eingeschätzt zu werden; beide Dichter vermeiden in korrekter Form eigentliche Angriffe gegen Deutschland oder die Deutschen. Und doch bringen es beide nicht über sich, dort, wo sie von Deutschen sprechen, diese anders als mit dem beleidigenden Ausdruck „Boches" zu bezeichnen. Darf derart Unkünstlerisches sich wirklich in einem Kunstwerk vorfinden? Unter keinen Umständen. Bedenkt man aber, daß Kunstwerke keine vorübergehende Erscheinungen bleiben, sondern Dauerwert behalten wollen, so wird man erkennen, daß Beleidigungen in Kunst-

Digitized by Google

werken nicht nur unkünstlerisch, sondern auch äußerst schädlich wirken. Wenn einst der Krieg aufhört, soll der Friede ein ehrlicher, ganzer sein. Nichts soll ihn mehr stören. Am allerwenigsten dürfen die Gebildeten, und unter ihnen die Gelehrten und Künstler zur Trübung des ehrlichen Friedens beitragen. Wenn sie auch gegenwärtig persönlich noch antipathische Regungen empfinden, für ihre auch der Zukunft angehörenden Werke haben sie sich Selbstzucht aufzuerlegen. Au — dessus de la Mêlée.

Erwachen

Erdfarben hüllt der Graben ein
Gras und müde Soldaten.
Feuerstreif, Morgenschein,
Wirst du uns verraten?

Golden überfließts den Stahl,
Stäubt ins blasse Schummern.
Rosenstreif, Abendstrahl,
Wo werd ich schlummern?

Ueberm Tal reckt sich der Feind,
Kommt der Tag gestiegen,
Und wenn der Abendstern scheint,
Wo werd ich liegen?

Erich Wentscher

Der Hauptmann

Die große Masse der Kriegsbelletristik ist von so unerlebter Künstlichkeit und so effekthaschender Berechnung, daß es um so freudigeres Erlebnis ist, auf ein Buch hinweisen zu können, das durch Innerlichkeit des Empfindens die Seele anrührt und mehr als nur stoffliches Interesse abnötigt.

Arnim Steinart hat mit seinem Erstlingswerk „Der Hauptmann" (Stuttgart, Cotta) erwiesen, daß er ein Dichter ist. Noch zeigt das Buch in der Brüchigkeit seiner Technik ganz die unbeholfen tastende Hand des literarischen Dilettanten. Aber eben durch diese Unzulänglichkeit des technischen Könnens bricht Beobachtung und Schauen der Dichterseele reiner, hemmungsloser, untouchierter hervor. Ist es auch nicht gelungen, dem Buche das zu geben, was man so eine „spannende Handlung" nennt, wirkt seine Lektüre dennoch spannend durch das blutwarme Soldatenleben, das in ihr pulsiert. Nur selten stört ein fast kolportagehafter Einzelzug, den

Digitized by Google

nicht effekthaschende Absicht, sondern kompositionelle Unbeholfenheit des literarischen Anfängers schuf.

Ein winziges Stückchen Schützengrabenkrieg, das ist der ganze Inhalt des Buches. U-Boot-Fahrten und Fliegerabenteuer mögen mehr buntes schillerndes Erleben aufweisen. Aber sie sind die einzelnen Auswirkungen eines Kriegertums, das willkürlicher und persönlicher sich entfalten kann, als sonst der Rhythmus des gegenwärtigen Krieges gestattet. In der herben, ruhmlosen Entbehrung des Grabenkrieges, der weder den großen Triumph des Abenteurers kennt noch die weithin strahlenden Erfolge, wird hingegen dieses Krieges Wesenheit Symbol. Auch er hat sein Heldentum. „Helden in einem neuen, größeren Sinne", als ihn die Welt vorher gekannt hat. Männer, die der Gnade des Kampfesrausches entbehren mußten und dennoch mit wachen, klaren Sinnen dem Tod ins Auge sahen. Seltsam einfach und ergreifend diese Mischung von tierhafter Dumpfheit und heroischer Kraft. „Hier hausten sie wie Tiere in Erdlöchern, von Kälte geschüttelt, von Schmutz überkrustet. Nichts, nichts der Inhalt ihres Lebens als Töten und den eigenen Tod Erwarten. Alles, was vordem lebenswert gewesen war, das verschwand jetzt in unwahrscheinliche Fernen .... Wohl! Sie lebten wie die Tiere. Aber darin lag wohl das Größte, dessen sie hier fähig waren. Geschah es doch, weil ein heiliger Menschheitstraum sie führte. Die Liebe zu Vaterland und Heimat."

An einem winzigen Einzelschicksal ward diesem heroischen Ringen von Volk zu Volk symbolische Gestaltung, gerinnt es gleichsam zu persönlichem Inhalt. Nach unglücklichem Gefecht liegt der Hauptmann der deutschen Kompagnie verwundet zwischen den englischen und deutschen Schützengräben. Ihren Hauptmann zu retten, ist Bestreben der Deutschen; es zu verhindern, Bemühung der Feinde. In diese anspruchslose Handlung flutet lebenswahr und ergreifend das intime Leben des Schützengrabens. Beständige Nähe des Todes gibt jeder Geste, jedem Händedruck, jedem Wort vielfältiges Gewicht. Flächenhafte Maske fällt zu Boden: die Todesgefahr entnacktet die Menschen und gibt ihren Aeußerungen Wesenhaftigkeit. Ohne vertuschende Beschönigung enthüllt diese erlebte Erzählung alle harten und weichen Seiten des Soldatenlebens, Ungerechtigkeit und Milde, Leichtsinn und Bangigkeit, prahlerischen Uebermut und Not der Todesstunde. An einer Stelle reckt sich die bescheidene Schilderung zu visionärer Größe empor. Nacht in einem Unterstand und flackender Lichtstumpf wirft wundersame Schatten über ausgestreckte Gestalten. Der greise todesreife Geistliche und der lebensfrohe Freiwillige schauen mit offenen Augen den nahen, sicheren Tode.

So ragt dieses Buch aus der Fülle der Kriegserzählungen durch literarische Qualität und zeitpsychologische Bedeutung.

Max Fischer

Kurt Münzers Märchen vom „Ladenprinz"

Kurt Münzer nennt seinen neuen dickleibigen Roman, der soeben bei Georg Müller in München erschienen ist, ein Märchen. Er tut es, wie man glauben will, deshalb, weil er sich damit der Verantwortung für vielzuviel allzu romantisches Geschehen seines Buches entheben weiß. Im Mittelpunkte der Handlungen steht ein junger Mensch, der, als Sohn eines Prinzen

Digitized by Google

und einer Kaufmannsfrau, als vermeintlicher Sprößling des Kaufmanns erzogen wird und schließlich, trotz hochfliegender Pläne und verschwenderischer Begabung, als Lehrling ins „väterliche" Geschäft eintritt. In Herrn Luzian aber ringen, seit er denken kann, fürstliches Blut und standeshoher Wille mit den kleinbürgerlichen Verhältnissen, in denen er leben muß. Er selber weiß nichts von seiner Herkunft, aber er ahnt, daß er zu Großem berufen sei. Die Mutter kannte er nie, da sie den Ehemann kurz nach der Geburt des Kleinen verlassen hatte und nun für tot gilt. Nach den Jahren der „Prüfungen", der Lehrzeit im kleinstädtischen Geschäft, beginnt Luzians Höhenweg. In der Reichshauptstadt erringt er sich durch die Genialität seiner Pläne und durch das Glück, das all seinen Unternehmungen geradezu märchenhaft treu bleibt, eine große Stellung als erster Angestellter eines von ihm geschaffenen Kunsthauses. Seine (ebenfalls märchenhafte) Schönheit unterwirft ihm jede Frau, die seinen Weg kreuzt und es gewinnt den Anschein, als bestehe die ganze Welt nur aus Frauen, für die der Genuß eines ideell schönen Menschen die letzte und höchste Lebenssehnsucht bildet ... Aber nie schweigt in all den Jahren der Zwiespalt Laden und Prinz und der Ladenprinz wird, auch von außen her, gerade in seines Lebens Siegeraugenblicken an die Krämerniedrigkeit seiner Herkunft und an das Ladentischverhängnis seines Berufes erinnert und damit gestürzt. Das erste Mal, als er sich gerade in der Berliner „Großen Welt" als gleichberechtigtes Mitglied fühlen darf; zum anderen: als er, der Bräutigam seiner unendlich reichen Prinzessin, in die Lage kommen soll, auch äußerlich das zu werden, was er seinem Blute nach ist. Zweimal scheint der Prinz in ihm zu siegen, aber der Hohn: Ladenprinz schneidet ihm, beide Mal, den Weg ab, und — dem Laden bleibt der gute Luzian verfallen. Von seiner Wanderschaft durch Europa kehrt er, tausend zerbrochene Herzen im Wegranzen seines Gewissens, nach Berlin zurück und ... heiratet „ins Geschäft" seines reichen Prinzipals ...

Dieser „Held" Luzian, dessen Schicksale wir auf fast sechshundert Druckseiten erfahren, kann nur rein äußeres Interesse finden. Denn er ist eine kalte, hundeschmutzige Natur, die all die reichen Gaben, die wir ihr glauben wollen, nur in den Dienst seines kleinlich-äußerlichen Strebens nach Standesmacht und dem Aufschwung (der Heimkehr) zur Fürstlichkeit stellt. Daß er dabei auf peinlichste Anständigkeit der Gesinnung hält, bewußt hält, kann ihm nicht sehr hoch angerechnet werden und ihm keine neuen Sympathien erwerben. Denn sein Ethos ist Mittel zum Zweck: Er will eben ein wahrer Prinz sein, um ein wirklicher Prinz werden zu können. Gut sein erheischt aber, uninteressiert, das Gute. Derartige Naturen können, im Kunstwerk, niemals — und mögen sie noch so schwere Krisen und Fährnisse zu überwinden haben — Furcht und Mitleid erwecken ... Sie reizen nur, wenn ihnen wirklich ihr Vorhaben schief geht, zur Schadenfreude. Kühl geht Luzian seinen Weg, nur einmal erglüht er in Leidenschaft zu einer Frau, er, der (er ist, wie gesagt, eine Höchststeigerung aller Vorzüge des Körpers und Geistes) so manches weibliche (und pseudo-männliche) Wesen bis zum Wahnsinn in Leidenschaft entzündete. Einmal. Und da ist die Geliebte seine ... Mutter, die ehedem Rosa Anna geheißen, die große Kokette Rosanna gewesen ist, eine zweite Ninon. Es ist dies für die Gestaltungsart und den Willen der Mün-

Digitized by Google

zer'schen Phantasie bezeichnend. Das Unnatürliche wird bei ihm Ereignis. Jede Tat wird zur Sensation gesteigert: Die Prinzessin, Luzians Braut, erschießt sich, als sie die Herkunft ihres Geliebten erfahren hat. Aber sie muß sich in der Kirche erschießen. Sie hat gehört, daß ihr Angebeteter dem Ladentische entlaufen ist. Aber nicht von ihm selber erfuhr sie es, obschon er es ihr mehrfach gestehen wollte ... sondern von einer zur Kokette gewordenen Landsmännin wurde es ihr ins Gesicht gehöhnt. Die aber, zweimal vom „Ladenprinzen" verschmäht, mußte dem Paare eigens zu dem widerlichen Enthüllungszwecke, nach Florenz folgen. Schon in Berlin hatte sie es ihm versprochen: „Ich werde Dich stürzen, Luzian, aber wenn Du sinkst, sollen meine Arme Dich auffangen!" Eine romantische Kokette! Romantisch, wie viele Geschöpfe Münzers. Roman—tisch!

Aeußerlich genommen, ist der Roman eine Leistung von großer Kraft und gewaltigem Schwunge der Phantasie. Er ist spannend, trotz seiner sechshundert Seiten voll engen Druckes. Es schwebte Münzer wohl vor, ein Gegenstück zu Bierbaums „Prinz Kuckuck" zu schaffen. Was ihm dazu fehlte, das ist vor allem die große Ironie der Perspektive, die den Bierbaum'schen Roman nicht nur auszeichnet, sondern überhaupt erst möglich macht!

Richard Ries (München)

Ein Junkerleben

Mit dem Begriffe des Junkertums verbinden wir vielfach recht unangenehme Vorstellungen. Wenn wir uns aber von parteimäßigen politischen Stellungnahmen freimachen können, so sehen wir doch manche Lichtseiten. Das ist mir so recht klar geworden bei der Lesung einer selbstbiographischen Schrift: „Im Knödelländchen und anderswo", Lebenserinnerungen von Hanns v. Zobeltitz (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1916). Frisch und munter erzählen sie vom Leben auf einem solchen junkerlichen Herrensitz noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Da war nichts zu spüren von Verschwendung und Luxus, da hieß es, alles zusammenzuhalten, um durchzukommen. Es war doch alles in allem ein kernhaftes Geschlecht und es hat seinem Staate viele tüchtige Männer gegeben. Auch einem demokratischen Gemüte darf diese Treue, Pflichterfüllung und Hingebung wärmste Achtung einflößen. Der Verfasser, der als blutjunger Mann den 70er Krieg mitgemacht hat, und der späterhin Offizier blieb, hat immer literarische Neigungen gehabt und hat zuletzt den Degen mit der Feder vertauscht. Er gebraucht sie flott und unterhaltlich und seine Lebenserinnerungen haben, literarisch gewertet, einen forschen und mitreißenden Zug. Er ist vom Scheitel bis zur Zehe ein deutscher und preußischer Patriot, aber er verschleiert nichts und hat für die Zustände nach 1870 manches bittere Wort. Er scheut sich auch nicht, von einer gewissen Verrohung nach dem Kriege zu sprechen. Vielleicht kam sie, weil der Sieg zu leicht war. Mit Inbrunst hoffen wir, daß nach dem heutigen so schweren Kriege diese Erscheinung sich nicht wiederholt.

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die amerikanische Kriegsbereicherung

Von Dr N. Hansen-Berlin

Das Abkommen zwischen der Bank von England und der New-Yorker Bundesreservebank, über das der Pariser „Eclair" vom 28. Dezember 1916 in seinem Handelsteil die ersten wichtigen Einzelangaben brachte, ist für die künftige Gestaltung der Weltfinanzinteressen ein Ereignis ersten Ranges. Nach den getroffenen Vereinbarungen würde die Bank von England in Zukunft ihre Interessen in den Vereinigten Staaten durch die New-Yorker Bundesreservebank vertreten lassen. Andererseits hat die New-Yorker Bundesreservebank von der ihr vorgesetzten Bankenkommission die Erlaubnis erhalten, ihre englischen Interessen durch die Bank von England in Großbritannien wahrnehmen zu lassen. Es ist dies bezeichnenderweise das erste Mal, daß es einer amerikanischen Bundesreservebank gestattet worden ist, im Auslande eine Vertretung zu bestellen. Nach den Informationen des „Eclair" soll diese Erlaubnis auch auf die anderen Bundesreservebanken der Union ausgedehnt werden. Der Zweck dieses Vorganges ist nach der Darstellung der englischen und französischen Fachpresse, daß die englischen Kriegs- und Finanzgeschäfte mit den Vereinigten Staaten wesentlich gefördert, erleichtert und die Verschiffung von Gold möglichst eingeschränkt werden soll. Richtiger ist vielleicht zu sagen, daß der Vorgang eine Folge der kolossalen Kriegsbereicherung der Vereinigten Staaten ist, das heißt eines Goldzustroms, der an Höhe selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Ihm hat selbst die altehrwürdige Bank von England sich beugen müssen, als sie die Wahrnehmung ihrer Interessen in Amerika aus den Händen gab. Daß die Einschränkung der Ver-

Digitized by Google

schiffung von Gold und die Erleichterung der Anleihetransaktionen ihr viel wichtiger als die Förderung der Kriegslieferungsgeschäfte gewesen sind, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Wie sehr der Ausspruch des amerikanischen Exbotschafters Morgenthau „L'Amerique se roule dans le bon temps" zutrifft, hat dieser Gewährsmann kürzlich in einem längeren Aufsatz, der wiederholt in der Pariser Presse Ende Dezember 1916 abgedruckt wurde, über die Kriegsbereicherung der Vereinigten Staaten, ausgesprochen. Nach Morgenthaus Schätzung hat der amerikanische Nationalreichtum während der ersten beiden Kriegsjahre um zirka 184 Milliarden Mark zugenommen; das heißt mit anderen Worten, er ist um das Zwanzigfache des amerikanischen auswärtigen Handels gewachsen. Dieses Nationalvermögen verteilt sich heute auf 101 Millionen Einwohner der Union, denn während der letzten 4 Jahre ist die Einwohnerzahl von 95 Millionen auf 101 Millionen angewachsen. Bei Ausbruch des Krieges schuldeten die Vereinigten Staaten an Europa insgesamt 28,5 Milliarden Mark. Von diesen entfielen auf Großbritannien 16,3 Milliarden Mark, auf Deutschland 5,2 Milliarden Mark, auf Frankreich 4,1 Milliarden Mark, auf Holland 2,7 Milliarden Mark. Dagegen betrugen die amerikanischen Forderungen an Europa nur insgesamt 5,2 Milliarden Mark. Die reine Schuld der Vereinigten Staaten an Europa betrug demnach ca. 24,5 Milliarden Mark.

Die monatlichen Zinsen, welche die Union vor dem Kriege an das Ausland vergüten mußte, betrugen fast 8 Millionen Pfund Sterling (ca. 165 Millionen Mark). Wie schnell sich infolge der Kriegslieferungsgeschäfte und Finanztransaktion die Situation zugunsten der Vereinigten Staaten verändert hat, geht aus folgenden Zahlen hervor, die Morgenthau über die Verbesserung der Handelsbilanz gibt. Demnach war bereits im September 1914 ein Plus von 3,2 Millionen Pfund Sterling, Oktober 1914 ein Plus von 11,3 Millionen Pfund Sterling, November 1914 ein

Digitized by Google

Plus von 15,9 Millionen Pfund Sterling festzustellen. Der folgende Dezember zeigte ein Plus von 26,2 Millionen Pfund Sterling, der Januar ein Plus von 29,1, der Februar ein Plus von 35 und der März ein Plus von 32 Millionen Pfund Sterling auf. Das sind insgesamt 152,7 Millionen Pfund Sterling oder 3,1 Milliarden Mark, mit denen sich die Union in den ersten 7 Kriegsmonaten nicht nur vom europäischen Geldmarkt unabhängig gemacht hat, sondern mit denen sie auf Grund der ihr zugeströmten Goldbestände ihren maßgebenden Einfluß auf die Ententeländer ausüben konnte.

Die großen Kriegslieferungsgeschäfte und Finanztransaktionen der Vereinigten Staaten haben nicht nur die Schuldverhältnisse gegenüber Europa vollständig revolutioniert, sondern auch das Nationalvermögen der Union so hoch gesteigert, daß es heute bei weitem dasjenige Großbritanniens inklusive Kolonienreich überragt. Morgenthau schätzt das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten vor 4 Jahren auf 37 Milliarden Pfund Sterling (754,8 Milliarden Mark) ein. Ende 1916 berechnet er es bereits auf 46 Milliarden Pfund Sterling oder 938,4 Milliarden Mark. Daraus ergibt sich die bereits weiter oben erwähnte Zuwachsziffer von 184 Milliarden Mark, um welche das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten während der letzten 4 Jahre gestiegen ist.

Wenn man verstehen will, was diese gewaltigen Ziffern weltfinanzpolitisch bedeuten, zieht man am besten den Vergleich mit England. Ende 1913 wurde das Nationalvermögen Großbritanniens inklusive Kolonialreich auf 24 Milliarden Pfund Sterling (490 Milliarden Mark) eingeschätzt. Das amerikanische Nationalvermögen, das von Morgenthau heute auf 938 Milliarden Mark berechnet wird, wäre also fast doppelt so groß als das englische. Es ist somit heute das größte der Welt. „Wenn auch England unter den sämtlichen kriegsbeteiligten Staaten am wenigsten gelitten hat," so meint Morgenthau, „so muß sich sein Nationalvermögen weit eher erheblich verringert als erhöht haben."

Digitized by Google

Interessant für die Schätzung der amerikanischen Kriegsbereicherung sind schließlich noch die Daten, welche Morgenthau über die Goldbestände und die Anleihen an die Ententemächte gibt. Während der beiden letzten Jahre ist der Goldbestand der Union um 140 Millionen Pfund Sterling oder 2,9 Milliarden Mark gewachsen. An Kriegsanleihen hat die Union den Alliierten fast 200 Millionen Pfund Sterling, das heißt 4,1 Milliarden Mark vorgestreckt.

Uebersieht man diese Daten, so kann man die eingangs erwähnte Bankentransaktion voll verstehen und würdigen. Das weltfinanzielle Schwergewicht, das solange bei England geruht hatte, ist ihm entglitten. Es liegt jetzt in New-York und wird für die finanzielle Weiterführung des Weltkrieges den Ausschlag geben. Die Frage, ob der Augenblick bereits gekommen ist, wo die Amerikaner für den Bestand ihrer zusammengerafften Reichtümer fürchten und aus diesem Grunde die Friedensaktion betreiben, soll hier nicht entschieden werden. Auf jeden Fall haben wir in Zukunft damit zu rechnen, daß die amerikanischen und englischen Bank- und Finanzinteressen jetzt enger verknüpft sind als je zuvor, und daß die weltfinanzielle Macht, die England und die Vereinigten Staaten gemeinsam ausüben könnten, die stärkste Finanzkraft darstellen würde, die je existiert hat und die unter Umständen geeignet ist, sich nach dem Kriege die ganze Erde tributpflichtig zu machen.

Deutsche Preßorganisation in Rußland

Von Josef Kliche

So sehr man in der Heimat über das häufig recht unliebsame Walten einer übereifrigen Zensur klagt — der hohen Bedeutung der Presse im Felde ist sich die deutsche Heeresleitung wohl bewußt. Nicht nur, daß sie im letzten Frühjahr eine Organisierung des bis dahin sehr im Argen liegenden Feld-

Digitized by Google

buchhandels durchführte, die sowohl Herstellern wie Beziehern der Zeitungen Vorteile brachte, sie hat auch durch Begünstigung oder Schaffung von Feldzeitungen der Großmacht Presse ihre Reverenz erwiesen. Beim Fest des Belgischen Kurier in Brüssel sprach Herr v. Bissing Jubiläumsworte und auch in Warschau kamen die Vertreter der dortigen Presse anläßlich der Wiederaufrichtung Polens auf Anregung des Generalgouverneurs zum redegewürztem Umtrunk zusammen.

Und just dieser letztere Akt will uns veranlassen, der von der deutschen Verwaltung in den besetzten Gebieten Rußlands ins Leben gerufenen Preßorganisation einige Betrachtungen zu schenken. Hierbei handelt es sich nicht um die auch auf dem russischen Kriegsschauplatz geschaffenen Soldatenzeitungen, sondern um die für die Zivilbevölkerung Polens, Litauens und Kurlands vorgenommenen Pressegründungen.

Das Bedürfnis für eine solche Presse darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der große Vater kommender Dinge, der Krieg, hatte, wie anderswo, auch in jenen Gebieten alles durcheinandergeworfen. Hatte alte Verhältnisse zerschlagen und neuen den Weg bereitet. Russische Presseverhältnisse, an sich schon nicht besonders vorbildlich, waren noch mehr gesunken; Verleger und Abonnentenstamm mächtig durcheinandergeschüttelt worden, kurz: es galt neues Leben aus Schutt und Ruine zu wecken. Eine einheitliche Organisation wurde geschaffen, „um den Behörden wie der Bevölkerung des unterstellten Gebietes den Nutzen einer gut geleiteten Presse zuteil werden zu lassen." Für die Versorgung der Zeitungen mit Notizen über die Tagesereignisse des In- und Auslandes wurde am Sitze des Oberbefehlshabers eine Zentrale geschaffen. Alles Möglichkeiten, wohl geeignet etwas Annehmbares erstehen zu lassen.

Und es erstand. Sehr rasch sogar. Knapp fünf Tage waren seit der Einnahme Warschaus durch unsere Truppen verstrichen, als am 10. August 1915 die erste Nummer der Deutschen Warschauer Zeitung erschien. Ein Kind des damaligen Chefs der Presseverwaltung für Polen, Oberleutnants Cleinow. Der technische Leiter der Warschauer Staatsdruckerei, Unteroffizier Leipnitz, hat in einer kleinen Schrift erzählt, wie ihn an dem Tage, an dem Warschau fiel, ein Befehl von Lodz nach Warschau rief, wo er die Organisation des neuen Blattes zu übernehmen hatte. Der Betrieb der verlassenen russischen Staatsdruckerei erwies sich bald als für den gedachten Zweck am geeignetsten und hurtig wurde, trotz hundert zu überwindender Schwierigkeiten, ans Werk gegangen. In der andern großen polnischen Industriezentrale, in Lodz, hatte man bereits im Februar die Deutsche Lodzer Zeitung ins Leben gerufen. Strebte die deutsche Verwaltung doch nicht nur darnach, den zahlreichen deutschsprechenden Bewohnern und den vielen anwesenden Militärs ein Blatt zu geben, das rasch informierte — die aus der Heimat gesandte Presse hatte

Digitized by Google

einen weiten Weg —, sie wollte auch Organe schaffen, geeignet, der Bevölkerung der besetzten Gebiete Sinn und Ursachen dieses Krieges auseinanderzusetzen. Daß auch an eine Interessierung der deutschen Geschäftswelt für den Osten gedacht war, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß man auch in Deutschland für den Bezug der beiden Blätter warb.

Fast ebenso rasch wie in Warschau ging die Gründung einer deutschen Zeitung in Kowno vor sich. Am 18. August fiel die Stadt in die Hände der deutschen Truppen und am 6. September erschienen erstmalig, allerdings etwas primitiv, die Neuesten Nachrichten. Diese entwickelten sich später zum Anzeiger für Kowno, bis dann aus diesem am 1. Januar 1916 die Kownoer Zeitung erstand.

Die ersten Nummern dieses Blattes werden übrigens einmal das Interesse aller Bibliophilen wachrufen. Mit dem Druckpapier war es nämlich damals in Kowno eine eigene Sache. Erst wurde hiefür ein starkes, hellgrünes Papier verwendet, später las man Artikel und Neuigkeiten auf einem weichen Grau, bis dann in den ersten Apriltagen sich das Aeußere der Zeitung in Form und Farbe ihren heimatlichen Schwestern anpaßte.

Außer der Kownoer Zeitung wird an diesem Ort noch das für das lettische Sprachgebiet bestimmte Blatt Darbatis (Die Gegenwart) herausgegeben.

Eine recht umfassende Zeitungszentrale der deutschen Verwaltung ist Wilna, die alte Hauptstadt Litauens, geworden. Hier erscheint einmal die Wilnaer Zeitung für die deutschen Leser, dann der Dzinnik Wilenski für die polnischen, ferner die Letzte Nais für die jüdischen und schließlich Haman (Die Volksstimme) für die Angehörigen des weißrussischen Sprachbezirks. Die ersten drei Organe sind Tageszeitungen, während Haman vorläufig die Woche zweimal erscheint. Als Tageszeitungen sind auch die Blätter in Warschau, Lodz und Kowno anzusehen, ebenso die Grodnoer Zeitung. Erwähnen möchten wir auch die Zeitung für die 10. Armee. Sie, die gleichfalls in Wilna erscheint, ist eigentlich eine Soldatenzeitung und gehört somit nicht in den Kreis unserer Betrachtungen. Jedoch, da dieses Blatt sehr gut redigiert wird, außerdem jeden zweiten Tag erscheint, so hat es sich auch außerhalb der Militärkreise zahlreiche Sympathien verschafft.

Indes nicht überall konnte die Frage in der Weise gelöst werden, daß man lediglich für einen bestimmten Leserkreis ein Blatt schuf und dieses technisch einheitlich gestaltete. Im Gegenteil haben wir es im besetzten Osten auch mit einigen sehr kuriosen Ausnahmen zu tun. Ausnahmen, die in ihrer Art zu direkten Seltenheiten und also Sehenswürdigkeiten geworden sind. So erscheinen die Grodnoer Zeitung und die Bialystoker Zeitung regelmäßig in drei verschiedenen Sprachen: deutsch, polnisch und jüdisch. Die Handhabung ist bei diesem System nicht eben leicht. In Bialystok hat man sich

Digitized by Google

auf die Weise geholfen, daß man den gleichen Text in drei verschiedenen Ausgaben publiziert. Anders bei der Grodnoer Zeitung. Bei dieser, die auch als deutsche Nebenausgabe die Suwalkier Nachrichten besitzt, dienen die ersten beiden Seiten für die deutschen Leser, die dritte für die polnischen, während die vierte für die jüdisch lesenden Abonnenten bestimmt ist. Diese Dreiteilung entspricht der Zusammensetzung der in jenen Bezirken in Frage kommenden Bevölkerung. Kinder der Not.

Zur Abrundung unseres Ueberblicks wären noch die gleichfalls der deutschen Verwaltung unterstehende Libausche Zeitung und die Mitausche Zeitung zu nennen.

Die genannten Blätter, mit Ausnahme der Zeitung für die 10. Armee, besitzen zurzeit einen Leserkreis von knapp 150 000 Abonnenten. Die gemeinsame Verwaltung, aus der auch eine einheitliche gemeinsame Bearbeitung des Inseratenwesens resultiert, sichert jedem einzelnen Blatt die verschiedensten Vorteile. Das gleiche gilt, wie schon einleitend dargelegt, auch für den journalistischen Teil. Besitzt doch just das lokale Material für diese Organe einen nicht zu unterschätzenden Wert. Und da ist es von Bedeutung, wenn im Interesse dieser Zeitungen die militärischen Kommandobehörden und Ortskommandanturen angewiesen sind, alles in ihren Bezirken sich findende Material den eingerichteten Zentralstellen zuzuführen, zwecks Weitergabe an die Presse.

Von welcher Seite man auch immer die Dinge beschaut — was hier unter vielen Schwierigkeiten erstand, nötigt Achtung ab. Lächelnd erinnert man sich des Wortes von den amerikanischen Presseleuten als den Kommandierenden Generälen. In diesem Kriege sind bei uns die Kommandierenden Generäle wenn auch nicht zu Redakteuren, so doch vielerorts zu Verlegern geworden.

Digitized by Google

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

II.

Die Burg

ie ist nicht die einzige im Umkreis einiger Meilen. Flußabwärts und flußaufwärts steht noch manch andere, grau, zerrissen, in Trümmern oder auch mühselig und bescheiden erhalten. Auch sie wird heute noch bewohnt, irgend ein Baron oder Graf lebt da als ein bescheidener Rentner vergangener Raubritterherrlichkeit. Das ist in der ganzen Umgegend so. Burgen haben ja ihren Sinn und Zweck längst verloren, und darum sind auch heute ihre Herren keine gewalttätige und mächtige Herrscher mehr, sondern Offiziere in irgend einem feudalen Regiment oder Kammerherren, hohe Regierungsbeamte oder Landwirte. Landwirte, mit verpachteten Aeckern und Wiesen und einem Stück Wald, die ihnen die Zinsen bringen müssen, damit die Söhne in einem adligen Regiment oder an einer Gesandtschaft standesgemäß leben können: sie selber ziehen sich auf ihre Burg und ihr Altenteil zurück, machen einander Besuche und trinken auch mal im Pfarrhaus Kaffee, fahren zweispännig durch die Ortschaften und lassen sich grüßen, gehen auf die Jagd, schauen dem Verwalter die Rechnungen nach und leben so ein ruhiges entlegenes bürgerliches Dasein, das keinerlei große Zwecke und Abenteuer, bestenfalls noch einige Liebhabereien kennt und alles in allem von ritterlichen Leidenschaften so weit entfernt ist wie die Eisenbahn drunten im Tal von dem Warenzug Ulmer oder Nürnberger Kaufleute, dem ihre Ahnen hinter der Talbiegung auflauerten. Aber trotz allem ist das doch ein beneidenswertes Dasein. Denn schon allein so eine alte, wehrhafte Wohnstätte zu haben, zu atmen und zu leben in so viel Erinnerung bewegter Zeitläufe und

Digitized by Google

dabei von seinem Fenster aus einen der schönsten Blicke auf Gottes ganzer lieber Erde zu haben: all das ist genug, um auf viele Titel und Ehren und Arbeit lächelnd verzichten zu können. Es ist ja nicht so sehr das Architektonische, Stil und Form und Wucht des Baus, was uns die alten Burgen so lieb und wert macht; es ist das Menschliche an ihnen und in ihnen, ihre Seele und die Welt, die da noch hereinragt in unsere Zeit der Kinos, Fabriken, Telegramme und Schnelligkeiten. Sie sind ragende Zeichen der Zeit, da alles, zwar keineswegs schöner und besser, aber eigenwertiger war. Was ist doch diese Burg für ein beseeltes Wesen: noch ist da die Brücke, die über den Burggraben sich schwingt, der freilich heute friedlich und praktisch ein Gemüsegarten mit Kohlköpfen und Salatstöcken, mit Rüben und Kraut ist; aber was tut's, er ist da und ist immer noch schön und stark. Und überm Burgeingang hängt noch die Pechnase, aus der einst den Stürmenden das heiße Pech auf die Köpfe gegossen ward. Der Bergfried ragt weit und klar, die alten Mauern stehen noch festgefügt und epheuumrankt, hinter ihnen geht noch ein Stück Laufgang, und Schießscharten drohen unnütz dem lächelnden Wanderer: so ohne jeden Zweck und Sinn steht dies alles in unserer heutigen Zeit, ohne Wille, ohne Ziel, ohne innere Kraft und äußere Macht — und doch nimmt es uns gefangen und beherrscht uns, die wir hindurchgehen. Zwar sind es nur noch die Kulissen der Vergangenheit, die da stehen auf leerer Bühne, aber das Spiel, das alte Spiel lebt auch heute noch in all seiner trotzigen Wahrhaftigkeit, in Tapferkeit, Wagemut, Hochmut, Kraft, Selbstbewußtsein, eisernem Bereitsein in unserer deutschen Seele. Und darum lieben wir heute noch, und heute mehr denn je, die Trümmer und Mauern, gleichgültig, wem sie gehören, wer drin saß oder drin sitzt — vielleicht war's ein grimmer Leutschinder, ein adliges Geßlerchen, das Bauern und Kaufleute üble Stücklein aufspielte, vielleicht war's auch einer wie der drüben, der Götz, einer der's besser mit dem Volk meinte: gleichgültig! Heute weiß man nicht

Digitized by Google

mehr von ihm und seinen Vorfahren und Nachkommen und will garnichts wissen und braucht es nicht: die Mauern reden und ihre Seele spricht. Das ist die Burg. Sie steht hier, an einem großen Bogen des Neckar, hoch oben an der Krümmung des Gebirges — und könnte geradesogut am Rhein oder sonstwo stehen in deutschen Landen!

Im Pfarrhaus

Wenn ich aber nicht Burgherr sein kann, so möchte ich wenigstens Pfarrer sein in dem kleinen Dorf, das um die Krümmung liegt, eine halbe Stunde weiter, hinterm Wald und überm Berg. Dort möchte ich Pfarrer sein. Der hat ein Häuslein oben am Berg, das schaut ins Neckartal hinaus und hinauf und hinab mit einem vergnüglichen Gärtlein und einem ummauerten und umrankten Altan und sieht im Westen die Türme der alten Stadt Wimpfen, im Mittag die blauen Heilbronner Berge und weithin schönes Land, Reben und Aecker und Wiesen und Obst. Ich denke mir, auf diesem Plätzlein kann man im Frühling und im Sommer und an schönen Herbsttagen gar vortreffliche Predigten sich ausdenken oder kann ein schönes Buch lesen und finden, daß der liebe Gott doch alles gut gemacht hat. Und wenn einer dann noch einen großen schönen Garten hat, in dem allerlei gute Dinge wachsen, die er neben sich hin auf den Tisch stellen kann, und noch eine kleine Gemeinde in einem alten Kirchlein, so hat er beinahe das Himmelreich auf Erden. Und abends dann, in schönen Sommernächten, wenn drüben am Hang die Nachtigallen schlagen und drunten der Neckar im Mondlicht fließt, dann müßten mir liebe Gäste ins Haus und einer müßte die Laute spielen und schöne alte Volkslieder singen. Wir würden von dem guten Most trinken, den wir im Herbst gekeltert haben und Bauernbrot dazu essen, und wenn es dann zum Schluß ganz schön würde, müßte mir noch eine gute Flasche Heilbronner auf den Tisch und wir würden dann alle anstoßen und auf die schöne, liebe, friedliche Heimat trinken. Und wenn

Digitized by Google

spät die andern gegangen wären, die vielen steilen Stufen ins Dorf hinab, und ihre letzten Schritte und ihr Lachen verklungen wäre, dann ginge ich noch einmal hinaus an den Rand des Altans, wo meine Frau säße, und ich würde ihre Hand nehmen und sie still in die meine legen, und so blieben wir noch eine Weile sitzen, still und zufrieden und dankbar . . .

Das Essen

Als ich im Mai auf ein paar Tage in den Schwarzwald wollte, schrieb mir auf eine höfliche und bescheidene Anfrage der Lindewirt von Gutach: „Mir habe kein Mehl und kein Fleisch und könne niemand brauche!" Wer den Lindewirt kennt, begreift das sofort. Lob, Preis und Ehre sei deshalb der Wirtin vom Kreuz im Neckardorf, die mich in diesem Herbst acht Tage ordentlich und reichlich speiste. Zusammen mit noch zwei Landsturmmännern, die dort die Russen bewachen. Der eine hat's gut; er ist ein Bauer von dort, hat seinen Hof mit Frau und Kindern, Schweinen, Kühen und Hühnern, die für sein Vesper sorgen; und mittags und abends ißt er auf Kosten der Gemeinde im Wirtshaus. Der andere ist ein Schreiner aus Mannheim, mit dem Kopf des Dürerschen Markus. Außerdem waren da stets um die Mittagszeit noch zwei Bauern aus der Nachbarschaft, die auf dem Gut als Taglöhner arbeiteten. Sie tranken jeden Mittag einen halben Liter Most oder zwei Glas Bier und aßen dazu ihr mitgebrachtes Bauernbrot. Das war ihr stetes Mittagessen. Und sie waren zufrieden damit und geschmeckt hat es ihnen wohl auch. Besser vielleicht als manchem die Erzeugnisse einer Hotelküche. Abends wanderten sie dann ihre dreiviertel Stunden nach Hause und dann gab es wohl das eigentliche Tagessen. Und wenn es so war wie in jenem Bauernhof, in den ich einmal um die Mittagszeit kam, so war's genügend und gut. Da stand nämlich die Bäuerin am Herd und backte Dampfnudeln, einen ganzen großen Berg von hundert Stück. Dazu brauchte sie einen schönen Haufen Weißmehl, einen tiefen

Digitized by Google

Griff in die Eierschublade, etliche Hafen Milch und manchen großen Löffel Fett, das sie in einem mächtigen Topf neben sich stehen hatte. Und dann gab es noch große schöne Laibe Gerstenbrot und einen weißen Käs, der nicht ohne Rahm war. Der Städter, der dies liest, ballt vielleicht die Faust und denkt an seine Fett-, Milch-, Eier- und Butterrationen. Heute tut er das; früher hätte ihm wahrscheinlich der Bauernküchenzettel weniger behagt, und auch heute noch, wenn es heißt, vor der Sonne schon draußen im Feld zu stehen und mit einem Ranken Brot bis zum Mittag schwer schaffend auszuhalten. Und dann werden natürlich auch nicht jeden Tag Dampfnudeln gebacken und nicht in jedem Haus geht es so gut; es gibt auch arme Bauern, die heut und im Frieden meist zum Mittagessen Kaffee und Brot und abends Brot und Kaffee essen und aßen. Das Leben ist nun einmal so: man schätzt immer nur das, was man nicht hat, und weise ist, wer erkennt, daß es ihm noch lange nicht am schlimmsten ergeht . . .

Der Briefbot

Unter allen Menschen, die mir in jenen Tagen unter die Augen kamen, war mir der Briefträger der liebste. Nicht in seiner Eigenschaft als Briefträger, weil er den Kontakt mit draußen aufrecht erhielt, weil er mir zurückgesandte Feuilletons brachte und nicht das Honorar für veröffentlichte; nein, aus durchaus rein menschlichen Gründen. Weil er ein Mann ist, der eine Novelle verdient. Ein hagerer großer Alter, zäh und dürr — ob seiner Hagerkeit hat ihm der boshafte Bauernwitz den schönen Namen Speckschenkel verliehen. Auf seiner merkwürdig geformten Nase saß ganz vorn, nur durch eine jähe Aufbiegung der Nasenspitze gehalten, eine Brille, über die hinweg sein forschender Blick ging. Aber dazu gehörte unbedingt noch ein kräftiger Stock, der stets sehr selbstbewußt neben ihm hermarschierte, und nicht zuletzt eine lange Tabakspfeife, die immer in Brand war. Ausgenommen natürlich, wenn er sie frisch stopfen mußte. Als

Digitized by Google

wir uns zum erstenmale sahen, blieb er überrascht stehen, schaute mich vorwurfsvoll forschend über seine Brille an, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte in seiner nicht so ohne weiteres verständlichen Sprache, denn er hatte auch beim Sprechen die geliebte Pfeife zwischen den Lippen — selbst wenn er, wie gesagt, sie aus dem Mund genommen hatte: „Gel, Sie sind dem Herr Lehrer sein Bruder?" Worauf er umwendete und heftig schmauchend weiterging. Man kann sich denken, daß mein Erscheinen für ihn ein nicht nur menschliches, sondern auch postalisches Ereignis war: ein Fremdkörper war hier in den gewohnten Kreis seiner Tätigkeit eingedrungen. Aber es gelang mir doch schon im Laufe der nächsten Tage mit ihm auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen: ein paar Glas Bier versagten auch hier nicht. Und so wurden wir gute Freunde. Ich nahm teil an seiner Entrüstung über den teuren Tabak und die noch kostspieligeren Zigarren, die er sich nur noch Sonntags leisten konnte; ich schimpfte mit ihm über die teuren Schuhsohlen und bewunderte seine tägliche Marschleistung, die übrigens nicht gering war, und, zumal wenn die Bauern Schweineschlachten und ähnliche Feste feierten, besonders viel Zeit in Anspruch nehmen soll. Ich könnte noch manches von ihm erzählen: aber diese Dinge gehören in die Novelle, die einmal zu schreiben ist. Kurz und gut, wir freundeten uns an, und als es ans scheiden ging, erschien er höchstselbst mit einem kleinen Kinderleiterwagen und nahm meinen Reisekorb mit. Aber nicht genug, als ich am Sonntagmorgen im Wartsaal des Bahnhofs saß, kam er, trotzdem er dienstfrei hatte, mit meiner morgens noch angekommenen Post herein, gab sie mir, reichte mir die Rechte zum Abschied, tat gewaltige Züge aus seiner Pfeife und verschwand dann in einer dichten Wolke wie ein Gott. Nur das Klappern seiner gutgenagelten Schuhe klang noch lange nach und zeugte von seiner irdischen Existenz . . .

Digitized by Google

„Die heilige Not"*)

Gleich bei Ausbruch des Weltkriegs erschien von Otto Crusius ein kurzes volksliedartiges Gedicht „Die heilige Not", dem sich rasch ein paar ebensolche Soldatenlieder anschlossen, darunter das jetzt schon allbekannte „Reservistenlied". Durch ihren flotten Marschtakt und die lebhafte innere Regung, die dem Bedürfnis der Zeit entgegenkam, verbreiteten sich diese Lieder mit ungemeiner Schnelligkeit, sie wurden auch gleich gesungen, meist in des Verfassers eigenen Vertonungen. Dennoch gaben sie von dem dichterischen Vermögen ihres Urhebers, der bis dahin fast nur als Meister der klassischen Philologie gekannt war, einen sehr unvollkommenen Begriff. Was uns der Lyriker Otto Crusius zu sagen hat, liegt jetzt in einem Bande vor, der zu Weihnachten unter dem Titel „Die heilige Not" erschien. Eine freudige Gabe, deren kraftvolle Lebensbejahung sich schon in dem lebhaften Gang, in den stark beschwingten wechselvollen Rhythmen ausspricht: Verse, die bald wie auf Flügeln daherbrausen, bald wie bewegte Gewänder flattern. Auf den ersten Blick scheint darum der Titel nicht recht zu stimmen, denn die Gedichte handeln nicht vom Krieg allein, sie sind eine Lebensernte, die neben der „Not" viel Lust und Glanz des Daseins birgt. Sieht man aber näher zu, so rechtfertigt er sich doch. Denn das Ganze ist aus dem einheitlichen Geist geboren, der das Leben selbst als eine heilige Not betrachtet, wie Beethoven, wie die Griechen es taten, und dem, wie ihnen, alle Schönheit und Freude einen dieser Not abgewonnenen Sieg bedeutet. Es ist ein im innersten Sinne deutsches Buch. Bei wenigen unserer Dichter empfinde ich so stark, wie bei Otto Crusius, den Einfluß der Landschaft, die ihn gebildet hat. Dieser Niedersachse, der in Tübingen gelebt hat und im Bayerlande eingebürgert ist, umfaßt Norden und Süden des großen Vaterlandes mit gleicher Inbrunst. Die Isar rauscht in seinen Liedern und die Heidefeuer schwelen. Innig kennt und deutet er das Angesicht, das wechselnde, selten plastisch gezeichnete aber tief bedeutsame dieser deutschen Natur, ihre mütterliche Gebelust, ihre dämonische Wildheit. Die frühen Eindrücke überwiegen, sie geben den Erdgeruch, der das ganze Buch durchzieht. Deshalb gelingen ihm die grauverhüllten, winterlichen Dämmerstimmungen mit am besten, für sie findet seine Sprache die reichsten

*) Die heilige Not. Gedichte von Otto Crusius. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1917. Preis M. 3.50.

Digitized by Google

Ausdrucksmöglichkeiten wie in „Frühglocken“, „Meerbrand und Springflut“, „Neuschnee“, „Blättertotentanz“, „Heidenacht“ u. a. Aber nicht nur, daß er der deutschen Landschaft in unermüdlicher Liebe nachgeht, seine eigene Dichterphysiognomie formt sich ganz nach der ihren. Wie in dieser Landschaft keine südlichen Bergprofile messerscharf und doch unwirklich, unnahbar, in blauen Aether ragen, so liebt auch er die dämmernden Formen, zerfließende Bilder, ziehende Nebelfäden und geheimnisvolles Versponnensein bei greifbarer Nähe. Das Dargestellte und die Darstellung decken sich da vollkommen. Die Sprache selbst nimmt an dieser Einheit teil, es ist ein immer reges Weben in ihr, ein eigenes naturgegebenes Fließen und Flimmern, fern von aller Gewolltheit, das bisweilen an rinnende Sonnenstrahlen zwischen den Aesten des Hochwalds denken läßt.

Groß ist auch die Spannweite dieses Dichters. Da schweben Klänge wie aus Orplid heran, Sprachgespinste von der durchsichtigen Leichtigkeit der Sommerfäden:

An den Schlaf

Nun schwing ich mich hinab
In deine purpurdunkle Flut,
Du holder Abgrund, Schlummerwogengrab.
Nun tu dich auf, nimm mich in deine Hut!
Wie Schaukelzeltertrab
Trägt es mich schon und stiller geht mein Blut.
O sanftes Auf und Ab,
Du Möve, die auf blauen Wogen ruht,
Blanker Delphin,
So laß uns weiterziehn
Und immer weiter durch die weite Flut,
Dem neuen Land,
Dem morgenroten Strand
Im Traum entgegen — ach, ihr tragt mich gut,
Blanker Delphin, endlose Purpurflut.

Dann befindet man sich plötzlich inmitten derber Urwüchsigkeit, unterm Volk, bei den Soldaten. Das Kriegerleben ist es vor allem, dem Crusius seine mannigfaltigsten Seiten, die heiteren wie die tragischen, abgewinnt. Wie ergreifend ist „Des Reiters Abschiedsgruß“ (frei nach dem Vlämischen):

Digitized by Google

Die Fähnlein, die wehn,
Und der Wind geht so laut,
Dir klagens die Glocken,
Geliebte,
Verlorene Braut.

Wie frisch und herzhaft das andere Reiterlied:

Der Leutnant hält auf freiem Feld
Er winkt, der Hornruf gellt.
Nun heißt es aufmarschieren,
Mein Rößlein, galoppieren,
Kein Teufel der uns hält.

Beidemale Ton des Volkslieds, aber musikalisch ausgestaltet, wie denn überhaupt die Musik das Grundelement ist, aus dem die Cruslus'schen Lieder aufsteigen. Gemeinsam ist den meisten unter ihnen ein eigenes leichtes Verwehen am Ende, mehr ein Aufhören als ein Schluß, auch dies aus den Naturstimmen hergenommen. Die Leichtigkeit trägt vor allem zu der Anmut dieser Lieder bei: daß kein Gedanke an das Ringen der Arbeit aufkommt. Sie erscheinen wie Geschenke des Augenblicks, glückliche Stegreifdichtung mit dem Reiz und auch der Gefahr einer solchen. Denn mitunter ringt sich das poetische Gebilde nur mit halbem Leib aus dem musikalischen Elemente los, wie in dem Marienkind, das nicht in die ewige Freude eingehen will, weil der Geliebte tot ist. Hier regt sich im Leser ein störender Zweifel und zwingt ihn sozusagen „um die Ecke“ zu fragen, warum der tote Liebste nicht mit im Himmelreich sein kann und wo er denn nun eigentlich ist. Fragen, denen der Dichter, wenn er sie nicht beantworten mag, leicht durch eine Andeutung vorbeugen könnte.

Seine reichsten Gaben bietet uns der Verfasser in den „Gestalten und Geschichten“; es wäre schwer zu sagen, welches dieser Stücke vor den andern den Kranz verdient. In der geschichtlichen Ballade steht er wesensverwandt aber selbständig neben dem Altmeister Fontane. Jedoch Fontane muß schottischen oder altnordischen Boden unter sich haben, um die dichterischen Schwingen frei zu regen, den vaterländischen Stoffen gibt er oft eine echt preußische Nüchternheit, die wohl ihren herben Reiz hat, aber doch Glanz und Farbe allzusehr vermissen läßt. Cruslus beweist, daß auch die preußischen Stoffe Glanz und Farbe vertragen. Man höre seine Jungen Gneisenau:

Ich neide keinen Prasser,
Bin hart in harter Not,
Die Quelle gibt mir Wasser,
Der Bauer schwarzes Brot.

Digitized by Google

Ich hüte Schaf' und Gänse
In Regen, Schnee und Wind,
Sie nennen mich Hans der Hänse,
Schilda'sches Narrenkind.

Verloren alles nur der Name nicht,
Der dröhnt und spricht,
Der klingt nach Eisen, singt von grüner Au:
August Wilhelm Neidhard von Gneisenau.

Wer möchte diese Verse wieder missen, nachdem er sie einmal gehört hat? Sie sind mit andern, die uns der Dichter schenkt, ein Zuwachs unseres geistigen Volkswohlstandes. Unter den schönsten mögen noch genannt sein: Die Traumklage, das Lied von der Mutter Uhl, das Bülowlied, die herzzerreißende, dem Gefühl kaum noch erträgliche Ballade „Fünfundzwanzig Klingenhiebe" und das erschütternde „Eichenroden". Das Prachtstück aber ist das wilde Lied „Vom wilden Jäger", wo die alten invaliden Recken, der Götz mit der eisernen Hand, der Stelzfuß Rantzau im Gefolge des einäugigen Wodan reiten:

Meine erste Schwadron mit dem hölzernen Fuß
Hat doch den allersichersten Schenkelschluß,
Und mein Fähnlein zur Linken mit der eisernen Faust
Führt Zügel und Schwert, daß es dem Teufel graust.
Halli, hallo, hurra!

Einauge zu mir, Einauge schaut und führt.
Das Heerhorn geblasen, die große Trommel gerührt.
Wir jagen nicht Elch, nicht Wisent, Ur und Hirsch.
Heut in die Vogesen und Argonnen geht die Pirsch.
Halli, hallo, hurra!

Alles zwiespältige, verneinde, alles Wühlen in sich selber ist diesem sprühenden Dichtertemperament fern, wer könnte es auch heute ertragen? Wir brauchen ein starkes Glauben und ein starkes Wollen, wie wir es bei ihm finden. Dieser Krieg hat bei seiner Allgegenwärtigkeit, schon während wir ihn erleben, etwas übergeschichtlich-mythisches, das uns über uns selber hebt und alle seine Gestalten umleuchtet. Jeder Einzelne wird uns symbolisch, ein Vertreter seiner Art. So der Kompagnieführer in dem Crusius'schen Gedicht „Der Hauptmann und die Kompagnie", das dem Andenken eines vor Georgiewsk gefallenen Freundes gilt. Wie der Hauptmann und ehemalige Kunsthistoriker, der sich, ein echtes Barbarenblut! Albrecht Dürer zum Schutzpatron gewählt

Digitized by Google

hat, von den Gestalten des Meisters umschwebt, an der Spitze der Kompagnie dem grauenden Morgen vor Georgiewsk entgegenreitet, seine schicksalsschwangeren Selbstgespräche, die mit den ahnungsvollen Volksgesängen der Mannschaft wechseln, das hinterläßt im Leser neben der Ergriffenheit einen Stimmungseindruck, als ob er jenen nächtlichen Marsch selbst mitgemacht habe.

Manche werden sich wundern, warum ein so urwüchsiges Talent erst an der Schwelle seines Spätherbsts sich selbst entdeckt oder besser gesagt, sich selbst vertraut hat, denn viele dieser Gedichte stammen aus früheren Jahren. — Doch statt so zu fragen, wollen wir lieber den Spätgefundenen mit Dank willkommen heißen und uns freuen, daß wir ihn jetzt besitzen.

— o — — u —

Vor einem Angriff

(Am 12. Juni 1916)

Herrgott damals! — Links von uns griffen die Russen schon an.
Da kams: Die Stellung ist zu halten bis zum letzten Mann.
Ich kanns nimmer sagen, was damals mir durch die Seele rann.
Ich weiß nur: es war größer als alles Große, was mich je gefaßt.
Ich wurde rot, und bin da jäh erblaßt.
Auf eine zerknüllte Feldpostkarte schrieb ich meine Befehle.
Und lud mein Gewehr. Und wartete. Und gab Gott meine Seele.

Karl von Eisenstein-Prag

Gustav Sack †

Schwer dünkt mich das Leben, seitdem du von uns gegangen bist, du Tapferer, du Treuer und du Reiner!

Länger als ein Jahr hausest du in den Erdhöhlen und den zerschossenen Dörfern Nordfrankreichs. (Zu Guillemont verbrachten wir bei Bier und Grog eine unvergeßliche Nacht!) Nach ein paar Monaten der Ruhe und der Erholung in München und Aschaffenburg zogst du als Leutnant wiederum ins Feld. Und nun streckte dich, den Lebensfrohen und Lebenshungrigen, ein rumänisches Geschoß zu Boden.

Unermeßlich ist die Trauer derer, die dich gekannt und geliebt haben!

Am Vorabend der entsetzlichen Kunde stand deine schöne junge Frau am Bett ihrer kleinen Schwester und trällerte verträumt ein Wiegenliedchen. Wie eine Prinzessin (oder Puppe) von Velasquez war sie anzuschauen mit ihren gebauschten Aermeln und ihrem breiten Seidenkragen, und ein gedankenvolles frohes Lächeln spielte um ihren halb offenen Mund — —

Am nächsten Morgen — keine sterbliche Feder vermag solchen Ausbruch furchtbaren Jammers zu schildern!

Du miedst die Gesellschaft der Hohl-

Digitized by Google

köpfe und der Heiterlinge. Wie Verachtung zuckte es um deine Lippen, wenn Unberufene die Würde der Kunst und der Philosophie anzutasten sich unterfingen. Nichts Laues und nichts Halbes gab es in deinem scheinbar verflossenen Wesen. Du liebtest, du haßtest ganz und ohne Rückhalt!

Wer deinen stämmigen Körper und dein von Mensurnarben kühn durchfurchtes gesundes rotes Gesicht sah, ahnte wohl kaum, daß ein leidenschaftlicher Hang zu philosophischer und dichterischer Tätigkeit dich verzehrte.

In einer unglaublich kurzen Zeitspanne warfst du drei Romane, „Der Student", „Ein Namenloser", und „Paralyse" (unvollendet), ein Drama „Der Refraktär" und einen Haufen Novellen auf das Papier. Dein Schaffen war Selbstenthüllung und Selbstzerfleischung. Den Gestalten deiner Dichtung liehst du die fieberische Unruhe und die Kraft deines Blutes. Du schriebst für dich. Du schriebst dich!

Eben begann die Mitwelt, die Kundgebungen deines Geistes teilnehmend zu verfolgen. Einige Dichter und Kritiker lasen mit kopfschüttelnder Bewunderung die grandios sich türmenden Kapitel deines „Studenten". Einige Zeitungen und Zeitschriften druckten deine kleineren Prosaversuche. Richard Dehmel bekannte mit ehrlichem Erstaunen: „Ein Dichter vom Geschlecht Jean Pauls!"

Mit Riesenschritten nähertest du dich der Vollendung. Immer sicherer und sieghafter entfaltete sich dein reiches Können. Schon erfüllte eine beinahe heitere Zuversicht dein Herz — da raffte dich blindlings das rumänische Geschoß dahin!

Schwer dünkt mich das Leben, seitdem du von uns gegangen bist, du Tapferer, du Treuer und du Reiner!

Hans Harbeck

Johann Heinrich Fehrs

Wer kennt in Süddeutschland diesen Namen? Nicht viele werden seine Bücher gelesen haben. Es sind nicht viele. Im Jahre 1913 hat sie der Verlag Alfred Janssen in Hamburg in vier Bänden gesammelt. Ein Jahr darauf hat Jakob Bodewaldt in demselben Verlag ein Buch herausgegeben: „Johann Heinrich Fehrs. Sein Werk und sein Wert". Wohl ist er in seiner engeren Heimat gelesen und geschätzt worden, aber er verdient es, allen Deutschen bekannt zu werden. Vor wenigen Monaten ist er, 78 Jahre alt, gestorben. Geboren als Sohn eines holsteinischen Bauern hat er in früher Jugend Bauernarbeit betrieben. Aber sein Vater wählte für ihn den Schullehrerberuf. Dem gab er sich auch ganz hin und er ist ein ausgezeichneter Schullehrer geworden. Aber in ihm steckte auch ein Dichter. Als solcher war er nicht groß, aber recht. Er gab sich nicht einer uferlosen Schriftstellerei hin, er schrieb oder veröffentlichte wenigstens nur, was ihm des Schreibens und Veröffentlichens wert schien. In 78 Jahren vier Bände von zusammen anderthalbtausend Seiten — das bedeutet keine Vielschreiberei. Er hat wohl auch sein ganzes Leben keine Hand gerührt, um Reklame für sich zu machen. Bis in hohes Alter war er Leiter einer Mädchenschule in Itzehoe. 1913 machte ihn die Stadt zum Ehrenbürger und feierte ihn als „den hochverdienten Lehrer, den heimatlichen Dichter, den hervorragendsten Vertreter der plattdeutschen Literatur, den lebenstreuen Schilderer holsteinischer Stammes- und Sinnesart". Er wurzelte ganz in heimatlichem Boden, aber von ihm aus strebte er als Mensch und Dichter in menschheitliche Höhen. Er schrieb hochdeutsch nnd plattdeutsch lyrische und epische Gedichte. Die

Digitized by Google

Novellen (zwei Bände) und der Roman „Maren" sind plattdeutsch geschrieben. Diesen drei Bänden sind Wörterverzeichnisse als „lütt Hölp för den Leser" beigegeben. „Maren" ist ein niederdeutscher Dorfroman von hohem dichterischen Wert. Nicht wenige Kenner zählen das Buch zu den besten deutschen Romanen. Daß der Verlag die schöne Gesamtausgabe (gebunden 20 Mark) veranstaltet hat, gereicht ihr zur Ehre. Man darf wohl annehmen, daß er in Norddeutschland nach Gebühr gewürdigt und gelesen wird. Er gehört mit Fritz Reuter, Johann Brinkmann und Klaus Groth zu den Klassikern der plattdeutschen Literatur.

Schon der Krieg führt uns dazu, ohne in die albernen Haßausbrüche unserer Feinde zu verfallen, uns auf uns selber zu besinnen. Nie werden wir den Geist des Universalismus, der uns ehrt und der uns innerlich groß gemacht hat, verleugnen, aber wir werden uns hoffentlich immer mehr dessen bewußt werden, daß wir gar zu oft fremdes überschätzt und einheimisches unbeachtet gelassen haben. Diesen Fehler wollen wir doch endgültig ablegen. Auch die nicht gleich verständliche Mundart soll uns nicht abschrecken. Wir sind nun einmal das Volk der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Peter Hebel gehört nicht nur den Alemannen und Fritz Reuter nicht nur den Niederdeutschen. Und es gehört so wenig dazu, um ein plattdeutsches Buch fließend zu lesen. In ein paar Stunden ist die Kunst erlernt. Und wir werden dann durch große künstlerische und gemütliche Genüsse belohnt. Wer Fritz Reuter versteht und deren sind doch viele in Süddeutschland, dem macht auch Fehrs keine Schwierigkeit. Kennt er ihn noch nicht, so wird er mir dankbar dafür sein, daß ich ihn hier aufmerksam gemacht habe.

E. Pernerstorfer

Gespräch in der Nacht

Das war links der Maas und wir saßen im Unterstand, eine handvoll Musketiere, und verdammten den Krieg, der uns in seine dunkelsten Regennächte hinauswarf zum Schanzen.

„Der Krieg ist ein tausendmäuliges Untier, sagte der Karle Bubeck. Seht euch nur die Massengräber an. Er frißt und frißt und wird nie satt."

„Verblüht, Heldenjüngling, sagte ich, wir sind ja schon mitten drin im Zukunftsstaat: den Totengräber bekommen wir umsonst, wir haben unsterblichen Ruhm: und Hebamme brauchen wir auch keine nicht."

„Bravo! sprach nun der Oskar, unter uns gesagt, es ist zum Verrecken, aber wir halten durch."

Aber der Wilhelm Haas schoß heute den Vogel ab und grinste und sprach: „Der Krieg ist wie ein Kino — die besten Plätze sind hinten."

Doch auch diese Erkenntnis half uns nichts. Nachts 2 Uhr trotteten wir fluchend durch die mauerdicke Dunkelheit nach vorn, zum Toten Mann und bauten im Drahtverhau.

Musketier Max Barthel

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die ungarischen Parteikämpfe

Von E. K. Stein (Budapest)

Die Oppositionsparteien des ungarischen Parlaments rüsten mit Eifer zum entscheidenden Kampf gegen den Ministerpräsidenten Graf Stefan Tisza. Das feindliche Ausland hat längst einsehen müssen, daß diese innerpolitischen Kämpfe der geschlossenen Haltung des Parlamentes in außenpolitischen Fragen keinen Abbruch tun, daß es einen Zwiespalt in der Entschlossenheit zur energischen Kriegsführung nicht gibt. Den deutlichsten Beweis dafür, daß die Entente all die eitlen Hoffnungen auf einen solchen Zwiespalt endgültig aufgab, bringt uns auch die Note der Entente an Wilson in ihrer Umschreibung der Friedensbedingungen: läßt die Maßlosigkeit derselben erkennen, daß die Einigkeit nur um den Preis der Aufnahme des unverkürzten Eroberungsprogramms gerade der Schwankenden — diesmal also, wie es scheint, der Osteuropäer — zu erkaufen war, läßt diese Maßlosigkeit gerade in Verbindung mit dieser Deutung nur den Rückschluß auf innere Schwäche zu; so ist die Note ein ebenso deutliches Dokument für die endgültige Erkenntnis auf Seite der Entente, daß sie jede Hoffnung auf außenpolitische Uneinigkeit im ungarischen Parlament aufzugeben hat, denn kein Gebietsteil Mitteleuropas würde nach diesen Friedensbedingungen eine auch nur ähnliche Zerstückelung erleiden als eben Ungarn.

Zu der Einsicht, daß jede Hoffnung auf eine zwiespältige Haltung des ungarischen Parlaments in Fragen der äußeren Politik eitel ist, dürfte, außer der bei jedem wünschenswerten Anlaß erfolgten entschlossenen Dokumentierung der loyalen Haltung aller Parteien, wesentlich auch noch die Erkenntnis der Entente

Digitized by Google

beigetragen haben, daß es heute eigentlich keine unerfüllten nationalen Wünsche des ungarischen Parlamentes gibt; Graf Tisza hat seinem Parlament mehr gebracht als die Radikalsten seiner Opposition je zu hoffen wagten.

Umso überraschender wird es daher dem Fernstehenden erscheinen, daß eben gegen Tisza der Kampf jetzt neu entbrennen soll, daß der Kampf nicht als völlig aussichtslos bezeichnet werden kann.

Der entscheidende, in seinen Wirkungen gar oft höchst lobenswerte Einfluß, den Tisza auch auf die äußere Politik der Doppelmonarchie nahm, rechtfertigt es, daß der erneuerte Kampf der Opposition gegen ihn die Aufmerksamkeit der Politiker auch außerhalb Ungarns auf sich zieht. Man fragt, was diesen Kampf rechtfertigt, was ihm Nahrung zuführt. In einem billigen Scherz könnte die Antwort etwa lauten: da Tisza der Opposition die Möglichkeit jeden programmatischen Kampfes einfach durch die Erfüllung ihres Programmes benahm, so blieb ihr, wollte sie weiter kämpfen, kein andres Kampfobjekt als seine Person. Der Scherz aber führt uns der Wahrheit zu: die Opposition mußte im Kampfe verharren, weil Tisza ihren Eintritt in die Regierung ablehnte. An dieser meiner Behauptung ändert die Tatsache nichts, daß Tisza die Opposition wiederholt zur Teilnahme an den Regierungsgeschäften aufforderte; solche Bereitwilligkeit ließ er aber immer nur dann fühlen, wenn, wie etwa beim rumänischen Einbruche, die Opposition Oberhand zu bekommen drohte. Es ist nun begreiflich, daß die Opposition ihrerseits zu einer Cooperation dann wenig Geneigtheit zeigte, wenn sie eben Hoffnung hatte, auch *gegen* Tisza zur Regierungsgewalt zu gelangen.

Hier haben wir auch schon den Fehler der Tiszaschen Politik aufgedeckt. Er nimmt die Opposition nur dann auf, wenn ihn die Not zwingt; man hat nun vielleicht nicht unrecht, zu meinen, daß der Krieg dauernd einen solchen Notzustand schafft, dauernd die Sammlung der Tüchtigsten um die Regierungsgeschäfte for-

Digitized by Google

dert. Tisza aber hat keineswegs die Tüchtigsten, nur die Gefügigsten um sich gesammelt; in seinem fanatischen Eifer um die Verfolgung seines Kriegszieles, so scheint er zu fürchten, kann ihm die Mitarbeit selbst des Tüchtigsten, wenn er nicht auch gefügig ist, nur hinderlich sein. Die Folge ist, daß Tüchtige, von mitteleuropäischem Ruf, wie der Graf Julius Andrassy, in der Opposition bleiben müssen, während man unter den Ministerkollegen Tiszas vergeblich nach das Mittelmaß überschreitenden Männern suchen würde; daß, da Tisza doch nicht alles überblicken kann, reichlich Fehler und Unterlassungen geschehen; daß endlich Tisza, um diese Fehler vergessen zu machen, nicht davor zurückscheut, bis zur Demagogie herabzusteigen und der öffentlichen Meinung chauvinistische Diversionen erlaubt und empfiehlt.

Die Opposition täuscht sich wohl nicht, wenn sie bei solchen Anlässen ein Mißbehagen bei Hofe vermutet; da sie klar sieht, daß für große parlamentarische Kämpfe jetzt im Kriege die Resonanz bei den Wählern nicht zu schaffen ist, so läßt sie sich denn auch mehr durch ihre Auffassung von der jeweiligen Stimmung bei Hofe als durch andre Faktoren bestimmen. Darum kann man mit Recht voraussetzen, daß bei Hofe Mißstimmung auch darüber herrschen muß, daß es Tisza nicht gelingen kann, Männer von so erprobter Tüchtigkeit und Loyalität wie Andrassy und andere in die Regierung zu ziehen. Nun hat Tisza kürzlich, nach der Auffassung der Opposition, böse Stimmung gegen sich bei Hofe dadurch geschaffen, daß er es darauf ankommen ließ, daß die Opposition ihm bei der Wahl des die Krönung vollziehenden Palatinstellvertreters den Erzherzog Josef als Minoritätskandidaten gegenüberstellen konnte, daß schließlich bei der Abstimmung der Erzherzog dem Ministerpräsidenten unterlag. Deshalb hält die Opposition den Augenblick für günstig, den Burgfrieden aufzusagen und ernstesten Kampf anzukünden, bei dem ihr die angebliche Kompromittierung des Vizepräsidenten der Regierungspartei anläßlich seiner Intervention im Kriegsministerium zugunsten von Kriegslieferanten dienlich sein soll.

Digitized by Google

Die Aufsage des Burgfriedens seitens der Opposition kann Tisza nicht überraschend kommen, da er selbst mit gleichem Beispiel vorangegangen ist, als er in den Beziehungen zu Oesterreich die Unveränderlichkeit des politischen Besitzstandes — die doch zweifellos eine Voraussetzung des Burgfriedens bilden muß — nicht eben respektierte sondern, mit größtem Erfolge, eine Verschiebung zugunsten Ungarns anstrebte. Ob die Opposition jetzt Erfolg finden wird, läßt sich nicht absehen; doch schlägt ihr Kampf auch fehl, so wird ihr die vorher geschilderte „splendid isolation" Tiszas immer wieder neues Material, immer neuen Anlaß zum Kampfe bringen; der Freund der Continuität in der Führung der Staatsgeschäfte wird daher wünschen müssen, daß der Anlaß zu diesen unfruchtbaren Kämpfen ein für allemal aus dem Wege geräumt wird. Tiszas Rücktritt aber wäre zweifellos ein schwerer Verlust für sein Land und dessen Verbündete, so kann man nur wünschen, daß er endlich die Notwendigkeit erkennt, die Tüchtigen, auch der Opposition, in der Regierung Platz nehmen zu lassen, bevor es zu spät ist, bevor die Opposition ihn vom Platze drängt. Den Nutzen des Ruhens dieser Kämpfe würde man auch über die Grenzen des Landes hinaus spüren; Tisza würde nicht wieder zur unrechten Zeit seine Kraft an die übermäßige Betonung des einseitig ungarischen Standpunktes verschwenden, wenn er der Sorge um die unbedenkliche Kritik der Opposition enthoben ist.

Mehr Schutz der Mutter und dem Kinde

Von Friedr. Kleeis, Halle a. d. S.

Zu den ernstesten Fragen, mit denen sich in Zukunft die gesetzgebenden Stellen zu beschäftigen haben, gehört die Mehrung und Erhaltung der Volkskraft. Schon vor dem Kriege waren Maßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges in Vorbereitung. Sie gerieten durch den Krieg zunächst ins Stocken Dafür gibt dieser durch seine unübersehbare Vernichtung von Leben und Gesundheit von neuem verstärkten Ansporn, der Bevölkerungsvermehrung näher

Digitized by Google

zu treten. Der Reichstag setzte bereits in seiner Sitzung vom 25. Mai 1916 einen besonderen Ausschuß ein mit dem Auftrage, alle einschlägigen Anregungen für Gesetzgebung und Verwaltung (reichsgesetzliche Regelung der Geburtshilfe, Ausbau der Reichsversicherung, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, im weiteren Beamtenbesoldung, Wohnungsgeldzuschuß, Hinterbliebenenfürsorge, Steuergesetzgebung usw. im Hinblick einer besonderen Berücksichtigung der kinderreichen Familien und ähnliches) vorzuberaten. Bei der Gelegenheit brachte der Reichstag einmütig zum Ausdruck, in diesen Fragen die nötigen Schritte unternehmen zu wollen.

In der umfangreichen Literatur über den Geburtenrückgang herrscht über die Ursachen derselben Einstimmigkeit. Sie sind in unseren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen zu suchen, die sämtlich so gestaltet sind, daß die Einschränkung der Kinderzahl ein sicheres Mittel für die Verbesserung der Lage des Einzelnen und seiner Familie ist. Damit ist auch ein Fingerzeig für die Mittel der Bekämpfung der Erscheinung gegeben. Sie bestehen in der Hauptsache in den Maßnahmen, welche die vermeintliche Last der Schwangerschaft, der Entbindung, des Besitzes und der Erziehung von Kindern erleichtern. Die Mittel in dieser Richtung sind sehr zahlreich. Dringend nötig ist vor allem die Unentgeltlichkeit der Geburtshilfe einschließlich der hierbei nötigen ärztlichen Hilfe und Heilmittel sowie eine wirtschaftliche Fürsorge für die Schwangere, die Wöchnerin und den Säugling. Es widerspricht eigentlich einer kulturellen Auffassung, die Frau bei der Entbindung ohne materielle gesellschaftliche Hilfe zu lassen. Menschlichkeit wie soziale Einsicht fordern vielmehr, daß die Gemeinschaft, der das Weib neue Mitglieder schenkt, auch alle Kosten für die Pflege der Mutter und des Säuglings übernimmt. Das Nächstliegende ist ein Ausbau der sozialen Versicherung nach dieser Richtung. Verschiedentlich ist daher die Einführung einer neuen Mutterschaftsversicherung vorgeschlagen worden. Da wir aber trotz Reichsversicherungsordnung an einer großen Zersplitterung und Umständlichkeit unserer Versicherungseinrichtungen leiden, wäre ein solches Vorgehen unpraktisch. Da wir bereits in der Wochenhilfe, die der Krankenversicherung angegliedert ist, den Anfang einer Mutterschaftsfürsorge besitzen, so kann es sich nur darum handeln, diese auszugestalten. Gegenwärtig sind die gesetzlich festgelegten Mindestleistungen dieser Wochenhilfe allerdings noch sehr gering. Sie bestehen eigentlich nur in einem Wochengelde in der Höhe des Krankengeldes (also in der Hälfte des letzten durchschnittlichen Arbeitsverdienstes) auf die Dauer von 8 Wochen. Für die Mitglieder der Landkrankenkassen, die nicht der Gewerbeordnung unterstehen, kann die Kassensatzung den Wochengeldbezug bis auf 4 Wochen verkürzen. Die Reichsversicherungsordnung gestattet allerdings den

Digitized by Google

Krankenkassen eine weitgehende freiwillige Ausdehnung der Mutterschaftsfürsorge, doch ist hiervon nur spärlich Gebrauch gemacht worden.

Die erhöhte Aufmerksamkeit, die der Krieg dieser Frage zulenkte, brachte bereits einige Bundesratsverordnungen über die Wochenhilfe während der Kriegszeit. Sie gewähren den Müttern, auch den unehelichen, wenn der Vater des Kindes Kriegsteilnehmer ist und zu den minderbemittelten Ständen gehört, sowie den selbstversicherten weiblichen Personen einen einmaligen Beitrag zu den Entbindungskosten in Höhe von 25 Mk., eine Beihilfe bis zur Höhe von 10 Mk. für Hebammendienste und ärztliche Behandlung, sofern sie durch Schwangerschaftsbeschwerden notwendig werden, ferner ein Wochengeld von 1 Mk. täglich (auch Sonntags) für 8 Wochen und ein Stillgeld von 50 Pfg. täglich bis zum Ablauf der 12. Woche nach der Niederkunft. An Stelle der Barentschädigung für Arzt- und Hebammendienste kann auch die unmittelbare Bezahlung dieser Leistungen durch die Kasse erfolgen. Für die selbstversicherten Wöchnerinnen haben die Krankenkassen diese Wochenhilfe aus eigenen Mitteln zu bestreiten, für die nicht versicherten Kriegerfrauen werden ihnen die Aufwendungen vom Reich erstattet. Es muß sich also zunächst darum handeln, diese Einrichtungen zu dauernden werden zu lassen und sie noch hier und da, wie z. B. durch Erhöhung der Unterstützungen, auszugestalten. Erfreulicherweise besteht auch hierüber kaum Streit, nur über das Wie gehen die Meinungen noch auseinander. Die Krankenkassen sind zur Fortführung der Fürsorge auch bereit, verlangen aber Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln. Sie können zur Begründung mit gutem Recht anführen, daß eine umfangreiche Wochenhilfe mit ihrem auf die Erhaltung der Volkskraft gerichteten Erfolg ebenso eine Sache des Volksganzen wie des einzelnen Kassenmitgliedes ist. Eingewendet könnte nur werden, daß durch die Krankenversicherung noch nicht alle weiblichen Personen erfaßt werden, die billigerweise auf die Fürsorge Anspruch haben. Hier lassen sich leicht durch Ausdehnung des Kreises der Versicherten Verbesserungen anbringen.

Andere nötige Einrichtungen können nur angedeutet werden. So sollte die neue Errungenschaft der medizinischen Kunst die Schmerzen bei der Entbindung zu lindern, ohne die Mutter und das Kind zu schädigen, allgemein gepflegt werden. In Spanien und Frankreich muß den arbeitenden Müttern während eines Jahres nach der Geburt täglich vormittags und nachmittags je eine halbe Stunde Pause, außer den anderen gesetzlichen Pausen, zum Stillen ihres Kindes freigegeben werden. Dafür dürfen ihnen Lohnabzüge nicht gemacht werden. Uebertretungen der Arbeitgeber sollen mit Geldbußen bis zu 1000 Fr. geahndet werden. In Washington, Oregon, Missouri und Utah in den Vereinigten Staaten von Amerika sind im Jahre 1913 Gesetze eingeführt worden, wonach Mütter, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten

Digitized by Google

müssen, monatlich 10 Shilling für das erste Kind und 5 Shilling für jedes weitere erhalten, das sie ernähren. Nötig ist auch die Stellung einer hauswirtschaftlichen Hilfskraft zur Aufrechterhaltung des Haushalts für einige Wochen nach der Entbindung. Der Säuglingsfürsorge sollte ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Hier eröffnet sich den Gemeinden durch Errichtung von Säuglingsfürsorgestellen, Lieferung einwandfreier Kindermilch usw., ein großes Arbeitsfeld.

Sobald sich die Gesetzgebung zum guten Willen, hier zu bessern, aufrafft, mangelt es auch nicht an Wegen und Mitteln. Hoffentlich lassen die Maßnahmen nicht zu lange auf sich warten. Nicht nur die Wehrkraft und Wehrfähigkeit des deutschen Volkes hängt von seiner Bevölkerungsziffer ab, sondern seine kulturelle Bedeutung überhaupt.

La Tour

Von Theodor Heuß

Hinter dem kämpfenden Heer arbeitet der Geist deutscher Wissenschaft und Kunstfreude. Ein schwäbisches Reservekorps, dessen Standhaftigkeit den furchtbaren Anprall des Gegners am 1. Juli nördlich der Somme zurückgeschlagen hat, unterhält in dem halb zerschossenen Bapaume eine Korpsbuchhandlung, deren Ehrgeiz es ist, zwischen den deutschen Verlegern zu erscheinen. Sie hat schon ein paar Bücher mit Abbildungen und mit historischen Aufsätzen herausgebracht. Jetzt bietet sie eine große Monographie über den Pastellporträtisten La Tour an, der aus St. Quentin stammt. Im dortigen Museum sind zahlreiche Skizzen und Arbeiten des Künstlers vereinigt; in 88, technisch glänzenden, z. T. farbigen Wiedergaben wurden die Bilder zu einem Band gesammelt, den der Verlag R. Piper & Co. in München buchhändlerisch vertreibt. Der württembergische König hat die Widmung angenommen.

Das prachtvolle Werk ist auch ein Kriegsdokument. Es mag bei uns nicht an Kritikern fehlen, die darüber die Nase rümpfen und unzufrieden sind, daß jetzt selbst das deutsche Heer für fran-

Digitized by Google

zösische Kunst Werbung betreibe, (da doch der Sieg des deutschen Soldaten die „sentimentale" Achtung vor Zeugnissen der französischen Kultur ausroden müsse). Man soll sie reden lassen, und diese Gabe vom Felde draußen bei uns so unbefangen entgegennehmen, wie sie gegeben wird. Es ehrt beide Teile, um so mehr, je weniger Worte davon gemacht werden. Das Werk selber ist völlig frei von pharisäerischer Koketterie, die sich in Dummheiten oder Unarten der pariser Kriegspsychose spiegelte; nur eine Andeutung spricht vom Krieg, der Wunsch, dies Buch möge den vielen, für die der Besuch des Museums zu St. Quentin eine kurze Erholung im Drang der Kämpfe war, eine liebe Erinnerung werden.

Im Lärm des großen Etappenplatzes saß ein junger schwäbischer Gelehrter, Dr. Hermann Erhard aus Schwäb. Gmünd; ein Vizewachtmeister, den militärischer Befehl zum Kunstforscher machte. Sein entzückend frisches Buch „Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs" hatte gezeigt, wie ihm die geistige Welt des „ancien régime" vertraut geworden; was in jener Arbeit an Einsicht und an Sicherheit gewonnen, wuchs nun dem neuen Werk zum Vorteil zu. Denn französische „Kunstforschung", im pedantischen Sinn, kann jetzt von einem deutschen Gelehrten nicht getrieben werden, solange Paris und der Louvre jenseits der Schützengräben liegen — eine Provinzstadt wie St. Quentin hat da nicht alles Material zur Verfügung. Aber die Beschränkung der Mittel hat vielleicht auch sein Gutes gehabt — für die ästhetische Beurteilung blieb der Betrachter auf seine beiden Augen angewiesen, ohne zu vergleichenden Reflexionen verleitet zu werden. Der knappe Vorrat aber an anekdotischem Material läßt der Darstellung die Frische der aphoristischen Anmerkung, gibt den Zwang, selber mit knappstem Ausdruck das Wesentliche zu sagen.

La Tour hat den Hof Ludwigs XV. gemalt, die Großen des Reiches, die Schauspieler, die Sängerinnen und Tänzerinnen, die Philosophen, die politischen Abbés und ein paar Bürgersleute. Er steht geistig dem Kreis der Enzyklopädisten nahe und jene

Digitized by Google

Mischung von graziöser Spielerei und nüchtern fanatischem Wahrheitssinn ist auch in seiner Kunst. Die breitspurige Repräsentation der offiziellen Malerei wird eben entthront — nicht mehr Rang und Stellung, sondern die Seele des Einzelnen wird das Thema des Künstlers. Die Eindringlichkeit der Charakteristik, die hier mit dem weichen Pastellstift aus einer Umgebung geschmackvollen Könnens herausgehoben wurde, mag manche erschreckt haben — aber sie drang durch. Die „Natürlichkeit" war auf dem Marsch zum Sieg, und dieser nervöse und grobe Sonderling, der viel herum theoretisierte, wie seine ganze Zeit, aber im Augenblick der Arbeit nur völlig hingenommener Gestalter war, gehörte zu ihren Adjutanten. Dies ist über die anderthalb Jahrhunderte hinweg nicht anders geworden: seine Köpfe haben nicht die Maske ihrer Zeit, sondern die Lebendigkeit unruhiger, gescheiter, frivoler, kalter, begeisterter Menschen. Wundervoll ist die Sicherheit des zeichnerischen Könnens, die leichte Feinheit des Striches, und für den selbständigen Charakter des Mannes bedeutend die momentane Geschlossenheit seiner menschlichen Auffassung.

Was nun aber Hermann Erhards Buch noch zu einem sonderlichen Vergnügen macht, sind die kurzen Zusätze biographischer Natur zu den einzelnen Abbildungen. Mit großer Kunst der sprachlichen Prägung und einer sicheren Einfühlung ist uns das von dem Menschen da gesagt, was uns wichtig ist — ein zeitgenössisches Zitat, eine Beziehung, ein ironischer, behaglicher, sachlicher Hinweis. In diesen kurzen geschliffenen Sätzen, Entwürfe zu Novellen, zu einem Menschenschicksal, ist der bewegte und bewegliche Geist der Zeit eingefangen — es ist die Zeit, die Voltaires Alter sieht und Chamfort gebiert. Mit den sachlichen Texten zu Bildern ist es oft eine heikle Sache, denn das Bild soll für sich und aus sich sprechen — hier aber sind sie wie die Worte unter den Noten eines Musikblattes, tragen und werden getragen, in einer heiteren und graziösen Melodie des Zeitwesens, in die die dunkeln und harten Töne sich seltsam eindrängen.

Digitized by Google

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

III.

Die alte Stadt

Ich weiß nicht, wer die wunderbare Vielfältigkeit der Eisenbahnstrecken im badischen Hügelland erfunden hat; jedenfalls ist es nicht ganz einfach mit der Bahn von Karlsruhe nach Wimpfen zu fahren: denn Möglichkeiten gibt es ebensoviele wie schlechte Anschlüsse. Aber davon soll weiter keine Rede sein; zumal ich das längst hinter mir hatte, als ich nach der alten Stadt aufbrach. Der Zug rattert talwärts und hält, kurz bevor er ins breite Neckartal einbiegt. Man geht die steigende Straße hinauf, durch einen Torbogen hindurch und kommt dann auf einen kleinen Platz: und ist mitten in einer alten vergessenen Stadt. Das ist das Schöne und Beruhigende in all unserm modernen Betrieb, daß es noch so alte Städte gibt, mit kleinen Plätzen, auf denen Brunnen stehen, alten schiefen Häusern, die zusammenstürzen möchten, enge Gassen, die noch keinerlei Ahnung von modernem Verkehr haben, wetterharte Türme, die hinausschauen auf Fluß, Landstraße, Berge, Ferne. Man sieht so vieles, das man längst vergessen hat. Da geht die alte Mauer, an die sich die alten Häuser herandrängen, Häuser, dunkel, ein wenig lumpig und verwahrlost, mit Gebälk und vorgebauten Stockwerken, kleinen Fenstern, engen Treppen, schmalen Eingängen, an denen Kinder sitzen und spielen; manchmal auch ein größeres Haus, ehemals vielleicht ein Patriziersitz, mit großem Hof, noch gebaut in Zeiten, da befreundete Kaufleute kamen aus Köln und Augsburg und Straßburg und hier Gäste waren. Viele kleine Wirtschaften, in denen sich einst das Volk von rings zusammenfand an Markttagen, um einen Trunk zu tun und die Zeitläufte zu beschwatzen,

Digitized by Google

bis spät in die Nacht, bis die Tore geschlossen und die Laternen, die an Ketten über die Straße hängen, gelöscht wurden und der Nachtwächter ins Horn blies: und man würde sich nicht wundern, wenn das heute noch alles so wäre — so stark ist Stimmung und Umwelt. Auch hier erlebt man im Hindurchwandern und Dazwischenhinschlendern ein Stück deutscher Vergangenheit, auch wenn man nicht weiß, daß einst deutsche Kaiser und Könige hier ihre Pfalz hatten, daß der dreißigjährige Krieg drüberging mit Geschrei und Kampf und Zerstörung und daß hier eine Schlacht geschlagen ward, auf die heute noch, zwar nicht die Bewohner dieser alten Stadt, aber die Pforzheimer stolzer sein können als auf den Kriegsschmuck, den sie in diesen Tagen anfertigen . . .

Grenzen

Man hat viel Mittelalter hier, auf diesem Strich Erde. Burgen und Häuser, Bilder und Kreuze, und auch sonst so manches aus einer guten alten Zeit: zufriedene Menschen, schönes Vieh, Eier und Butter. Man hat noch mehr: unter seinen Wanderfüßen ein Stück alter deutscher Kleinstaaterei. Es hat sich herübergerettet in unsere Zeit, durch alle Parlamente und Revolutionen und Bruderkriege, über Napoleon, den trefflichen Landkartenschneider, über elegante und vergnügte Kongresse, über Hecker und 1866 und über das Kaiserhoch des ersten badischen Friedrich, über Kulturkampf, Sozialistengesetz, Flottenpolitik und Verdun hinaus — in einer Stunde kann man durch drei deutsche Ländern wandern. Man geht von einem Dorf zum andern und ist vom Badischen ins Hessische gekommen, und ist im dritten Dorfe württembergisch. Da ist Wimpfen, und ein kleines Dorf, es heißt Hohenstadt: die sind hessisch. Südlich davon in einigen Minuten kommt schon Württemberg, und ein paar gute Schritte nach der andern Seite: und man ist im Badischen. Zehn Minuten von meinem Wirtshaus, da ist ein kleines Wiesental, in einigen Minuten hat man es durchquert: aber die badischen

Digitized by Google

Bauern, die dort ihr Heu holen, müssen die Steuern dafür nach Hessen bezahlen. Was aber die Leute in Wimpfen und Hohenstadt tun und lassen dürfen, das erfahren sie aus einer Zeitung, die in Heppenheim erscheint, in Heppenheim, das einige hundert Kilometer entfernt an der Bergstraße liegt; und Amtsrichter und Steuerbeamter über die etwa 4000 Wimpfener und Hohenstädter zu sein, dünkt mich auch eine schöne Beschäftigung, und auch der Wimpfener Oberförster braucht nicht allzuviel Schuhsohlen, wenn er seine statistische Amtsstubenbotanik durch einen Spaziergang unterbrechen will, um seinen Hasen deutlich zu machen, daß sie hessische Untertanen sind.

Die Welt ist klein. Aber schön ist sie.

Burckhardt und Heyse

Von T. O. Achelis

In der Berliner Mansardenwohnung Franz Kuglers haben Jakob Burckhardt und Paul Heyse sich 1847 kennen gelernt und Freundschaft für das Leben geschlossen. Es war eine Freundschaft, wie sie nur in den Jahren glücklicher Jugend ein junger Mann mit dem kaum erwachsenen Jüngling schließen kann: Burckhardt war damals 29, Heyse 17 Jahre alt. Merkwürdig rasch in Berlin gereift kehrte Burckhardt, der Schüler Kuglers und Rankes nach Basel zurück. Dem ältesten Geschlecht dieser Stadt entsprossen, in der sein Wesen wurzelte, ist er ihr treu geblieben — von der kurzen Wirksamkeit am Züricher Polytechnikum abgesehen — bis an das ferne Ende seiner Tage. Von hier schreibt nun der Eminus, der in die Ferne Entrückte, wie er sich gerne nannte und nennen ließ, dem „lieben Brüderlein in Apolline", der in Bonn Kunstgeschichte studierte, über menschliche und künstlerische Fragen. In den Sommerferien 1849 macht der junge Student eine Schweizerreise; auf dem Hin- und Rückwege wurde Burckhardt aufgesucht und über diesen Besuch schreibt er dem Freunde: „Es ist keine Redensart, daß mir das Zimmerchen überm Rhein mit Mond, Schnepf (so), Pastete, Nudelsuppe et Comp. trotz aller Gletscherherrlichkeit die liebste Erinnerung ist. Mit den Gletschern bin ich geschwinder fertig geworden; mit der Nudelsuppe und dem Burgunder auch; aber den Menschen habe ich ihre Unerschöpflichkeit angefühlt,

Digitized by Google

und bin wider Willen nach ein paar Löffeln Unterhaltung geschieden." 1851 und 1852 wiederholte Heyse seine Besuche in Basel, 1851 tritt das „Du" an die Stelle des „Sie" oder „Ihr" der Anrede; 1853 verlebten die beiden Freunde gemeinsam mit dem Philologen Otto Ribbeck und Arnold Böcklin achtzehn Tage in Rom. Seitdem gingen bis 1864 eifrig die Briefe von Basel nach München und von München nach Basel. Burckhardt berichtet von der langsamen, ganzen Wendung in seinen Ansichten von der Kunst, von seinen Kollegien und von seinen Arbeiten, wobei eine immer größere Scheu vor dem Publizieren zu Tage tritt. Heyse berichtet aus Bonn: „Die Kunst zu studieren ist doch verteufelt schwer, zumal wenn man ein geborener Näscher ist, noch immer den philosophischen Kitzel nicht ganz verloren hat und viel Anlage besitzt, zu träumen und sich Briefwechsel aufzubürden". 1857 bittet er seinen „theuersten Eminus" um Mitarbeit an dem von ihm herausgegebenen Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt. Im März 1858 starb plötzlich Kugler; sein Tod übertrug Heyse die Sorge für die unvollendeten Werke des Schwiegervaters, der in Burckhardt den einzigen geeigneten Fortsetzer gefunden zu haben glaubte. In seinem Streben nach vollständiger geistiger Unabhängigkeit war schon damals Burckhardt nur schwer zu bewegen, solch eine Arbeit auf sich zu nehmen. „Mit allen Wünschen und Behaupten kann man das Unmögliche nicht möglich machen. Ich kann nicht statt 8 Stunden per Tag 16 Stunden arbeiten, bin überhaupt nicht gesonnen, aus irgend einem Grunde der Welt meine bis jetzt noch leidliche Gesundheit am Schreibtisch zu opfern, wie es der arme Kugler getan hat . . . Ueberhaupt bin ich kein Kind mehr und messe meine Kräfte. Es ist mir nun gar nicht leicht geworden, Dir dieses zu schreiben, aber du solltest mir auch nicht mehr zusetzen." Schließlich hat Burckhardt doch die dritte Auflage von Kuglers Handbuch der Kunstgeschichte besorgt und auch für die Geschichte der Baukunst seine Hilfe nicht versagt; die zweite Auflage des Handbuchs der Geschichte der Malerei hatte er schon 1847 bearbeitet. Das Streben nach vollständiger geistiger Unabhängigkeit führte Burckhardt dazu, daß er sich nicht einmal in die Abhängigkeit von seinen eigenen Werken begab. Immer mehr trat die Arbeit für seine Kollegien in den Vordergrund. In der kurzen Lebensskizze, die statt einer Leichenrede nach Burckhardts Bestimmung an seinem Grabe verlesen wurde, nahm er für sich nur das Bewußtsein der Pflichttreue in Anspruch. Charakteristisch für ihn sind die Sätze: „Nichts auf der Welt fürchte ich mehr, als überschätzt zu werden" und „Euer Einer hat's zu gut und weiß nicht, wie rar das bischen direkte Glück im Leben ist, an dessen Erinnerung dann bisweilen ein armes Menschenkind 50 Jahre lang zehren muß" und: „Es hat mir seit jenen Tagen (1847) gar zu oft auf den Hut geschneit. Irgend ein apartes Glück begehre ich nicht mehr; wenn nur Alles bleibt, wie es ist."

Digitized by Google

Der überwiegende Teil der Briefe stammt aus den mitteilsamen Tagen der Jugend bis 1864, dann sind durch ein Mißverständnis Burckhards bis 1875 keine Briefe gewechselt worden; am 13. Januar 1890 schrieb der „etwas alt und stumpf gewordene" Burckhardt seinen letzten Brief an Heyse; es sind im ganzen 33 Briefe Burckhardts an Heyse und 25 Briefe Heyses an Burckhardt. Außer dem erwähnten Brief von 1890 liegen nur vom Jahre 1875 noch Briefe vor. Damals wurde Burckhardt zum Ritter des Maximilianordens gewählt; er hat die Wahl nicht angenommen. „Im Hinblick auf meine gegenwärtige Stellung an unserer Universität so wie dieselbe gegenwärtig situiert ist, glaube ich besser zu tun, wenn ich die mir bestimmte Ehre ablehne."

Aus dem reichen Nachlaß Paul Heyse's werden dieser Publikation von Erich Petzet*) andere folgen, zunächst, von Max Kalbeck besorgt, Heyse's Briefwechsel mit Gottfried Keller. Petzet hat eine Einleitung und ausführliche Anmerkungen am Schluß des Bandes, ohne die üblichen und unnötigen Verweisungszahlen, beigesteuert, nur einige sprachliche Erklärungen wären noch erwünscht gewesen (Schnepf, Infarcten, verzwaseln, Atzel, u. a., die Lucrezverse S. 19, die auch Lafontaine anführt, sind natürlich falsch gesetzt). Der Band wird viele dankbare Leser finden, die kräftigen Schriftzüge Jacob Burckhardts wie die Blätter, welche die weichere Feder Paul Heyse's beschrieb, sind beide in ihrer Weise reizvoll genug.

*) J. F. Lehmann's Verlag, München.

Erwartung

Die Berge schwellen auf und werden groß.
An ihren hellen Rändern frißt der Mond
und ihre Täler sind ein dunkler Schoß . . .
Von schwarzen Wäldern fließt ein silbrig Klingen
die Bäume wachsen, ihre Harfen schwingen
mir tief ins Blut:
Wann kommst du? . . . komm!
Die Bäume brennen, Täler stehn in Glut . . .

E. A. Greeven

Digitized by Google

Deutschland

Von Erich Wentscher

Eine Meile in Feindesland!
Vom fremden Zaun mit fremder Brunst
Starr ich zurück, wo in Weiden und Dunst
Ich gelassen Deutschland.
Ist mir plötzlich, als müßt ich gehn
Trotz heißer Füße, trotz dunkler Nacht
Von fremdem Herd, Gewehr und Wacht
Und knieend über die Grenze sehn.
Ueber den Graben wars nur ein Schritt,
Etwas blieb drüben und ging nicht mit.
Etwas hab ich am Schlagbaum verloren,
Das mit mir gezeugt und mit mir geboren,
Das mit mir gewachsen und mit mir marschiert,
Wie eine tickende Uhr man verliert.
Ich fühlt' es kaum. Der Mond wirft fahl
Auf mein verlornes Ich den Schein.
Heut nacht schließ ichs zum ersten Mal
In meine Kinderbitte ein.

Politische Disziplin

Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Bei der unlösbaren Verschmelzung von Volk und Heer, wie sie dieser Krieg gezeigt hat, ist es unausbleiblich, daß jede Erscheinung im Volkskörper der Heimatkämpfer organisch auf die innere Struktur der Frontheere zurückwirkt. Wie der Einzelne an der Front in seiner Stimmung, in seiner seelischen Kraft und in der Intensität seines Pflichtbewußtseins abhängig ist von dem Rückhalt, den er im engeren Kreise seiner Angehörigen findet, so wird die seelische und sittliche Stärke der kämpfenden Armeen bedingt durch die Art der geistigen Verfassung der Daheimgebliebenen. Wir an der Front wissen, daß alle unsere Leistungen dem deutschen Volk in seiner Ganzheit anzurechnen sind, wir erheben daher auch keinen besonderen Anspruch auf Dank oder Belohnung. Aber was wir fordern dürfen, ist ein größeres Verständnis für die Forderungen dieser schweren entscheidenden Tage, den schwersten seit Kriegsbeginn, die alles Denken und Fühlen, alle materiellen, geistigen und sittlichen Energien auf das eine Ziel konzentrieren müssen, die sieghafte Beendigung des Krieges.

Was wir jetzt aus der Heimat hören von kleinlichen Bedenken, von ängst-

Digitized by Google

lichem Raunen und Flüstern, an schleichenden und wühlenden Umtrieben, beweist uns, daß der Sinn dieses Krieges nicht genügend erkannt und gewürdigt wird. Es handelt sich in dem blutigen Geschehen dieser Tage um mehr als um Sieg oder Niederlage, mehr als um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches als eines politischen Gebildes. Es handelt sich um Leben und Tod unseres ganzen Volkes und seiner Mission, den Gedanken von der Freiheit der Persönlichkeit und das Wirken wahrhafter Menschlichkeit in der Welt zu verbreiten. Es handelt sich um Triumpf oder Untergang einer Idee, deren Rettung für die ganze Menschheit ein geheimnisvolles Schicksal in unsere Hand gelegt hat. Mit uns steht und fällt die Idee der Gerechtigkeit. Das ist es, was uns bisher die innere Stärke gab, der Gewalt des feindlichen Ansturms zu trotzen, und das gläubige Vertrauen in unsere Führer, ohne das kein Sieg möglich ist.

Angesichts der unterirdischen Strömungen und der dunklen Kräfte, die das Vertrauen zu den mit der ungeheuersten Verantwortung belasteten führenden Persönlichkeiten zu erschüttern suchen und die Geschlossenheit der Nation zu stören drohen, ohne die unsere Entschlossenheit leiden müßte, haben wir ein Recht zu warnen und zu mahnen: Vergeudet keine Energie zuhause an kleinliche Streitereien und an den Austrag von Meinungsverschiedenheiten, die lähmen und zerstören müssen durch die vergiftende Form ihrer Aeußerung. Jede Erschütterung des politischen Bodens in der Heimat pflanzt sich bis zu uns fort. Jede Untergrabung des Vertrauens zu den verantwortlichen Führern äußert ihre unheilvolle Wirkung auch auf unserer Haltung und muß das Vertrauen unserer Feinde in ihre Sache stärken und ihre Widerstandskraft erhöhen. Politische Unruhe und Kurzsichtigkeit hat uns vor dem Krieg oft unendlich viel geschadet und ist bis zu einem gewissen Grade ein Faktor gewesen, den unsere Gegner in ihre Rechnung eingesetzt hatten. Soll sie nach den unendlichen Leiden und den unsäglichen Opfern, deren sich zwar nicht alle deutschen Menschen der Gegenwart wert zeigen, die aber für die Zukunft unseres Volkes freudig gebracht werden, nicht verhängnisvoll wirken, muß endlich die feige wie die hohle auf die Fruchtbarkeit dieser Tage wirkende Art Weise ein Ende finden, mit der aus persönlichen oder parteipolitischen Gründen gegen den verantwortlichen Staatsmann gehetzt wird. Ob der gegenwärtige Kanzler des deutschen Reiches, dessen ethische und idealistische Wesensrichtung von den feldgrauen Massen mit ihrer feinen sittlichen Intuition mit Vertrauen erkannt und begrüßt wird als Ausdruck besten deutschen Wesens im Vergleich zu den feindlichen Staatsmännern, in dieser oder jener machtpolitischen Frage auf dem richtigen Wege ist, darüber wird erst die Zukunft entscheiden können. Solange nicht klar bewiesen ist, daß seine Politik uns Schaden bringt, solange muß seiner Führung das Vertrauen entgegengebracht werden, das wir unserer militärischen Führung entgegenbringen. Politische Disziplin als Korrelat unserer militärischen Zucht ist unsere Mahnung. Kein blinder unterwürfiger Gehorsam, sondern bewußt freiwillige Unterordnung unter das gebieterische Muß dieser Zeit, auch da, wo die nächsten Zwecke der unternommenen Handlungen oder begangenen Unterlassungen nicht sofort von jedem eingesehen werden können! Die Unterordnung, die wir als Soldaten im Bewußtsein ihrer Notwendigkeit gerne

Digitized by Google

auf uns nehmen, und in der wir die wahre Freiheit uns erringen, muß jeder ertragen, der sich als Organ unseres Volksganzen fühlt. Unsere Kameraden, die Ewig Lebendigen, sind nicht dafür gestorben, daß Hinz und Kunz im Gefühl ihrer Verantwortungslosigkeit ihre sogenannte freie Meinung äußern, um Verärgerungspolitik zu treiben. Wer keine politische Disziplin halten kann, stellt sich außerhalb der Reihen die in der Heimat um unseren Sieg ringen, mag er sich auch noch so laut mit seinem Deutschtum brüsten. Solange der äußere Kampf tobt, muß der innere Streit ruhen. Das ist die Forderung dieser schweren Tage.

Herbert Mohr

Der Vampir

Nach einer Zeit naturalistischer Verengung der europäischen Literatur wendet sich der Geschmack unserer Zeit wieder mit Vorliebe den Problemen der Mystik und der Magie zu. Das bedeutet durchaus nicht, wie man so oft mißverständlich behauptet, eine Loslösung von der Wirklichkeit, sondern ganz im Gegenteil: eine Erweiterung des Wirklichkeitserlebnisses über das Fünf-Sinnen-Gemäße hinaus. Die außersinnlichen Beziehungen, in die unser Leben eingehüllt ist, werden miteinbegriffen in den Umkreis des Erlebnisses und der Gestaltung.

Der polnische Dichter Ladislaus St. Reymont hat einen Roman „Der Vampir" (München, Albert Langen) veröffentlicht, in dem Hypnose und Suggestion, Satanismus und schwarze Magie die tragenden Kräfte der Handlung sind. Es ist nicht versucht, eine metaphisische Deutung der geheimnisvollen magischen Beziehungen zu geben; sie bleiben dumpf und ungeklärt wie lastender Fiebertraum; es genügt dem Dichter, sie mit vollendeter Virtuosität zur künstlerischen Gestaltung zu zwingen. So ist der Roman Reymonts als artistische Leistung überaus bemerkenswert: packend in der Handlung und reich an Szenen geheimen Grauens.

Ein junger Pole gerät in London in die Atmosphäre spiritistischer Kreise. Die Wollust unerhörter Erlebnisse zwingt in ihren Bann und entreißt ihn dem Leben des bürgerlichen Werktags. Das stille innige Glück mit seiner Braut zerscherbt unter der bestürmenden Gewalt der dämonischen Mächte.

Miß Daisy, die geheimnisvolle Frau mit dem marmorblauen Antlitz und den saphirblauen Augen, ist die Inkarnation der verführenden Kräfte. Sie erscheint auf den Seancen und erfüllt sie mit Wundern, sie offenbart erschütternde Dinge, sie schreckt mit den fürchterlichsten Wahrheiten; sie ist nicht die Botin einer göttlichen Macht, sie ist Dienerin des bösen Feindes, des Baphomet. Unwiderstehlich bannt diese dämonische Frau den jungen Polen. Er träumt mit ihr eine gemeinschaftliche Reise; die Frau will, daß dieser Traum Erfüllung werde. Der Mann sucht dem unheimlichen Schicksal zu entfliehen; doch unerbittlich saugt der Vampir an seiner Seele; der Wunsch der Frau scheint Fatum geworden zu sein: mit dumpfer Notwendigkeit trägt das vorbestimmte Schiff die beiden Menschen zu unbekanntem Ziel.

So schließt der Roman, indem er neue dunkle Schicksale eröffnet. Durch ewige Dämmerung tastet das unbegreifliche Leben. Keine Pforte führt aus der Nacht bannender Gewalten zu Klarheit und Erlösung.

Max Fischer

Digitized by Google

Gruß aus dem Grab

Im Frühling starb Peter Baum den Kriegertod: Enkel Peter Schlemihls, Vetter Peter Hilles und, in entferntem Glied, auch Peter Altenbergs. Ein abseitiger, ungekannter Mann vom Stamm des Novalis; gestorben nach jäher Berufung ins Rittertum und — also —, als der Romantik letzter Ritter; in nicht bitterer grelle Paradoxie gestoßen, denn durch seines Sterbens hohngekrönte Art. Else Lasker-Schüler, von je ihm Freundin und oft Befruchterin, hat ihn, in ihren „Gesichten", gezeichnet: „Wie tief seine Dichtungen doch ihn erleben und er sich an ihnen verwandelt!"

Nun spricht, wohl zum letzten Male, seine zarte, von allen Todesschauern umdunkelte Stimme aus der Gruft: der „Sturm"-Verlag gibt ein schmales Heft heraus, das „Kyland" heißt und den abschiedsbereiten Dichter, in zwei- unddreißig Seiten eines Fragments, den Schattenriß ergänzen, füllen läßt, den einst liebevolle Frauenhand hinwarf. Aus der meisterlich beschränkten Rokokowelt seiner „Kammermusik" kehrt Peter Baum in den unbegrenzten Raum der „Spuk"-Gestalten zurück, aus dem er gekommen. Mythisches Gelände rahmt die lyrische Symbolik seines letzten Bekennens; ein Märchen-Königreich, ähnlich dem aus Adolf Grabowskys „Augen" und, gleich diesem, Scheerbarts himmlischem Utopia-Kaisertum (vielleicht unbewußt) nachgebildet. Nur ahnbar ist, was werden sollte: wieder eines Knaben erdbefehdetes Wallen durch sein Reich, das nicht von dieser Welt; wieder ohnmächtig-überlegene, zag usurpatorische Bäumungen wider tausend dumpfe Rationalismen; wieder: „Gott. Und die Träume."

König Viro und Prinz Plao verraten das Wesen des toten Dichters: „Er war immer leicht bewegt von dem Winde der Worte, und sein Auge suchte immer den Klang alles durch Menschengeist mit der Hand Gestalteten. . . . . Er war ein Liebhaber der Frauen und wollte sie, wie die Falter, immer in der Freiheit sehen. Den Tod fürchtete er im geheimen als eine grauenhafte Umkehrung alles dessen, was er bisher empfand. . . . . Er sah das Leben auch später, wie man Bilder ansieht. . . . . Aber die Worte „verdienen" und „ausnützen" gingen nicht aus seinem Kopf. Er fühlte eine unbestimmte Verachtung gegen die Dienerin. . . . . Unterwegs war ihm die Umgebung vor aufsteigenden Gesichten abhanden gekommen." Kriegsnot, tiefgefühlte Zerfleischung alles geahnten Brudertums, mag sie ihm ins blutende Gewissen zurückgerufen haben, obschon sie die Gesichte nicht zu scheuchen vermocht hat. Dennoch: „Er ging meistens in Qual der Angst umher, auf welche Art er im nächsten Augenblick gesenkten Hauptes gehen werde und Scham trage."

Die letzten Worte dieses Romantasos sind die bittersten, die Peter Baum jemals geschrieben hat; aus ihnen stöhnt, ein erstes und letztes Mal, ganz unverhüllt, alles Weh des Unbegriffenen, des Fremdlings. Nicht zu rasch soll man ihn, den Peter Hille, den sensibelsten aller Menschen genannt, vergessen; und nicht zu Wenige soll sein unvollendetes Schwanenlied zur reinen Vollendung seiner vier bleibenden Bücher leiten!

Franz Graetzer, Berlin-Friedenau.

Finnland

Mancher von uns hat zu Beginn des Krieges gehofft, er werde auch dem vielgeprüften Finnland die Frei-

Digitized by Google

heit bringen. Diese Hoffnung ist nun nach mehr als zwei Jahren freilich sehr herabgestimmt. Aber unsere Sympathie für das kleine Völkchen der Finnen hat sich nicht gemindert. Im Gegenteile. Wie auch der Krieg ende, wir werden uns mehr als bisher um den Osten kümmern und wenn auch unser Blick vornehmlich und dauernd nach dem näheren Orient im Südosten gerichtet sein wird, das Interesse ist doch außerordentlich für den Nordosten geweckt worden. Wir haben uns der lang vergessenen Balkenländer wieder erinnert, wir nehmen an den Polen Anteil, wir wünschen den Ukrainern eine Verbesserung ihrer nationalen Lage. Von den Finnen haben wir ja das eine oder andere gewußt. Vor allem hörten wir mit Staunen und Freude, wie dort oben hoch im Norden ein Völkchen von etwa drei Millionen in fleißiger Kulturarbeit sich emporgearbeitet hat und tiefes Mitgefühl hat uns erfaßt, als wir vernahmen, wie die russische Selbstherrschaft sich über heilige Eide und Verträge hinweggesetzt hat, um das finnische Volk zu erdrosseln. Man kann nur mit Bewunderung davon sprechen, mit welcher Widerstandskraft es sich bis in die letzte Zeit gegen die russische Umarmung gewehrt hat. Es konnte sich nicht aktiv der russischen Uebermacht entgegenstellen, aber es hat in einmütigem passivem Widerstand das äußerste geleistet. Und es ist immerhin beachtenswert, daß bisher wenigstens das große Rußland nicht imstande war, diese Entschlossenheit zu brechen. Der größte Dichter Finnlands ist der Schwede Runeberg. Obwohl die Schweden Finnlands kaum ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen, ist ihre Stellung noch immer geachtet, wetteifern sie doch an echtestem Patriotismus mit den Finnen. So sind denn die Werke Runebergs ins Finnische übersetzt und sein Gedicht „Unser Land" ist das finnische Nationallied geworden. Wir begrüßen eine eben veranstaltete deutsche Ausgabe einer Auswahl seiner Dichtungen*) und wünschen ihr Verbreitung. Wir fühlen uns zu den Finnen, abgesehen von unserem universalistischen Drang, der ein echter Zug deutschen Wesens ist, schon dadurch hingezogen, daß wir wissen, daß ihre neuere Kulturentwicklung ganz auf deutschen Grundlagen ruht.

E. Pernerstorfer

Pepi Ludl

Pepi Ludl, einer der volkstümlichsten Komiker Münchens, ist kaum achtundvierzigjährig in Berlin gestorben. Zwischen Namen, Gestalt und künstlerischem Charakter dieses Mannes herrschte eine so überraschende Uebereinstimmung, daß man eigentlich nicht anstehen kann, sie als Harmonie zu bezeichnen. Wie konnte nur ein Ludl beschaffen sein? Es ist sofort einleuchtend, daß er klein: dick und gutherzig war. Ich erinnere mich gern, wie er aus dem oft von ihm besuchten Caffee Plendl kommend und den Marienplatz querend, dort keinen Bettler unbeschenkt ließ. Und dann, im hellen Vergnügen über seine gute Tat, pflegte er meist ein Scheintürlein seines Herzens zu eröffnen: Wissen Sie, eigentlich hab ich immer Tragöde werden wollen. . .

*) Finnlands Heldenkampf in Dichtungen seines Volksdichters Johann Ludwig Runeberg für unser deutsches Volk aus dem Schwedischen übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. Mit einem Geleitwort von Rudolf Eucken. München. Callwey. 161 S. 2 Mk.

Digitized by Google

Vielleicht war dies mehr als ein harmloser Witz des antimephistophelisch Runden, vielleicht brannte auch in dieser geradezu typischen Komikergestalt hinter all dem Sprühfeuerwerk ihrer Einfälle, Späße und Launen heimlich jene stille Flamme der Sehnsucht, die Ludls größeren Wiener Kollegen, Ferdinand Raimund, zu unseliger Zwiespältigkeit zernagte und endlich verzehrte. Und tragisch berührt auf das Ende des Künstlers; kaum nach Berlin übergesiedelt welkt er hinweg, als könne er das dortige Klima nicht ertragen; er, der Süddeutsche, den man so ganz eben nur im Münchener Gärtnerplatztheater, dessen Heros er war, verstand. Man möchte meinen, er hätte noch länger gelebt, wäre er dem Ort seiner größten Erfolge nicht untreu geworden.

Aber ursprünglich wollte ich ja von dem Komiker Ludl reden. Der hatte nichts von der genialen und grotesken Art Pallenberg'scher Gestalten, die, von E. Th. A. Hoffmann'scher Patenschaft gewiegt, von den Farbenblitzen einer romantischen Selbstironie sprühen; aus der derberen Requisitenkammer der volkssängerischen Komik hatte Ludl sein Hauptrüstzeug geholt, aber er schlug damit manch heitere Schlacht zum Wohlgefallen seines Publikums und aller die noch einen Sinn für derben urwüchsigen Humor haben, der nicht allein durch die Leuchtraketen des Geistes, sondern auch durch die Kanonenschläge der drolligen Situation und des calauisch derben Wortspiels bezwingt. Ludl war eigentlich immer nur das: der alte Particulier Alois Nußberger aus „Alt-Wien", als Jupiter im „Orpheus" erschien er nur in einen göttlichen Schlafrock gesteckt, sonst aber durchaus Wiener Vorstadtbürger. Aber als solcher war er echt und so überzeugend, daß ein von bezwingendem Lachen erschüttertes Zwerchfell ihm nur immer zujubeln konnte: wie schön, wie schön!

Der Tod hat es darum auch gut mit ihm gemeint und ihn von der Höhe seines Wirkens rasch und schmerzlos hinter die Kulissen des Daseins gelockt. Ein alt Wiener Juchzer fällt mir ein, wenn ich an das leichte Sterben dieses Vollblutkomikers denke:

„verkauft's mei Gwand, i fahr in'n Himmi!"

Wilhelm Zentner

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Europa und Amerika

Vor der Frühjahrsoffensive und der U-Bootblockade

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

31. Januar 1917.

Europa steht inmitten der gewaltigsten Vorbereitungen einer neuen Offensive. Sie wird die blutigste von allen sein. Gleichzeitig beginnt die U-Bootblockade gegen England, Frankreich und Italien. Eine Hochspannung liegt auf Deutschland, auf der ganzen Menschheit. Die Kriegs- und Weltgeschichte wird von einem ersten Feldzug bis Neujahr 1917 und einem zweiten Feldzug vom Neujahr 1917 an sprechen und rechnen. Alle Anstrengungen, alle Erfahrungen, alle Material- und Menschenanhäufungen, alle Milliardenaufwendungen, alle Opfer und alle Wut werden noch gewaltiger sein als zuvor. Und zuvor war es schon unerhört.

Diese Lage und nicht der Zufall, die Erkenntnis, daß ein geschichtlicher Abschnitt des Weltkriegs abgelaufen ist, hat vor dem Beginn des neuen die Friedensfrage aufgeworfen. Deutschland mit den Mittelmächten hat das historische Verdienst, die Frage mutig gestellt und seine Bereitwilligkeit zu einem ehrlichen Frieden erklärt zu haben.

England hat die Frage verneint und die Friedenserörterung für „nicht zeitgemäß" erklärt.

Es gibt Gründe, Vorwände, Redensarten, „Cant" und „Bluff", für diese Politik der Entente. Aber es gibt nur ein Motiv: *England* will „strafen", will *mehr* als den status quo und *erkennt den heutigen Stand der militärischen Lage als ungünstig für Friedensverhandlungen*. Diese Not hat ihre Noten erzeugt. Bei allen Beiwerk braucht man sich nicht aufzuhalten, wenn man

Digitized by Google

nicht in die Irre gehen will. Darum soll nur ein Widerspruch hervorgehoben werden, weil er grotesk ist. Die Entente und Lloyd George erklären ihren Völkern in einem Atemzug: das deutsche Friedensangebot sei durch „Deutschlands Schwäche" verursacht, — weshalb man weiter machen müsse, und Deutschlands Angebot „sei nicht ernstlich" — weshalb man gleichfalls weiter machen müsse. Diese beiden Unterstellungen schließen sich aber aus und heben sich auf. Denn wenn Deutschland „schwach" wäre, wäre sein Friedensverlangen erst recht ernstlich, und wenn er nicht ernstlich wäre, ist Deutschland auch nicht schwach. Es ist ein schmerzlicher Beweis für die Größe der Kriegspsychose, daß man dem englischen Volk diesen Widersinn auf einer Platte servieren konnte. Der Zorn verblendet und läßt den Verblendeten zu falschen Mitteln greifen, militärisch und politisch.

Die hochmütige Ablehnung, welche Mißerfolg und Verlegenheit wegspiegelt und Friedensneigung heuchelt, während bewußt unannehmbare Friedensbedingungen zur Abschreckung proklamiert werden, hat den Mittelmächten unerwartet große Erfolge gebracht: Die Türkei, Oesterreich-Ungarn und Deutschland sind durch die Verhandlungen enthüllter Kriegszielprogramme der Entente unlöslicher als je zusammengeschmiedet; das Heer weiß, weshalb es weiterkämpfen muß und will: die Bevölkerung von Mitteleuropa legt sich williger als je Nahrungsbeschränkung auf; die Lästigkeit des Zivildienstes wird lieber getragen, die Arbeiterpartei marschiert für das neu bedrohte Vaterland und die Flotte, die Flotte leistet Uebermenschliches. Das hat die plumpe Handlungs- und Redeweise Lloyd Georges in kurzen vier Wochen zu Wege gebracht.

Aber noch etwas anderes, das man in der Erregung dieser Tage nicht übersehen soll.

Die unverantwortliche Weigerung, nach zweieinhalb Jahren in die von Deutschland loyal offerierten Friedensverhandlungen einzutreten, hat der Hegemonie Europas nach dem vielen voran-

Digitized by Google

gegangenen noch einen schweren Stoß versetzt und Nord-Amerika zum arbiter mundi, zum Richter über Europa gemacht. Das wollte Bethmanns Vorschlag direkter Verhandlung der Kriegsführenden den Europäern ersparen. Wer ist so schwerhörig, nicht den Unterton in Wilsons zweiter Kundgebung herauszuhören, daß der Wahnsinn Europas Amerika nötige und ermächtige, ins Mittel zu treten.

Wir Deutsche haben es nicht einfach, zu Wilsons Rede die richtige Stellung zu nehmen, einmal wegen der eben berührten unwillkommenen Seite. Zum zweiten, weil Wilsons Haltung zweieinhalb Jahre ententefreundlich war und im Innern noch nicht aufgehört hat, dies zu sein. Drittens, weil „die amerikanische Methode" uns noch ungewohnter ist, als den Amerikanern und viertens, weil es viele für untaktisch im Interesse der Anregung Wilsons selbst erachteten, eine lebhafte Genugtuung sofort in der Oeffentlichkeit zu äußern.

Aber die Rede Wilsons ist — mag man sie begrüßen oder nicht — nicht nur ein hochpolitischer, sondern auch ein weltgeschichtlicher Akt. Sie enthält eine Umschreibung und Umgrenzung von Problemen, die der Friedensvertrag, auch wenn er erst nach der nächsten Blutoffensive näherrückt, lösen oder erörtern muß. Dabei ist die Rede, die gleichzeitig mit ihrer Verlesung im nordamerikanischen Senat allen Regierungen diplomatisch zugestellt worden ist, ein gut gebauter Schriftsatz, der die Register wie ein Organist zieht. Wilson redet zugleich bieder und schlau und erweckt jedem Teil Hoffnungen. Er umgeht die Fragen nach der „Schuld" mit erhobenem Finger: „die Staatsmänner der Welt müssen für den Frieden arbeiten und die Völker müssen ihre Politik diesem Gesichtspunkt anpassen, so wie sie sich bisher auf den Krieg, auf den erbarmungslosen Kampf vorbereitet haben." Damit wird aus englandfreundlichem Mund die englische Legende von der Unschuld der Entente zart aber bestimmt abgelehnt.

Digitized by Google

Der Inhalt der Ausführungen Wilsons und die Rolle, welche dieselben höchst wahrscheinlich noch spielen werden, fordert eine besondere und objektive Betrachtung, die ergeben wird, daß für die Politik der Mittelmächte einige brauchbare Stufen in das spröde Gestein geschlagen worden sind. Graf Tisza hat das anerkannt, indem er am 25. Januar im ungarischen Abgeordnetenhaus aussprach: „Ich will vor allem feststellen, daß wir gemäß unserer vor dem Krieg konsequent friedlichen Politik und gemäß unserer Haltung während des Kriegs, sowie gemäß unserer in der letzten Zeit eingeleiteten Friedensaktion nur mit Sympathie jedes Bestreben begrüßen können, das auf die Herstellung des Friedens gerichtet ist." Tisza hat nach dieser Einleitung seine Besprechung der Rede Wilsons noch über den für Oesterreich-Ungarn heikelsten Punkt, das „Nationalitätenprinzip" eingehende Ausführungen mit den Worten geschlossen: „Wir fühlen uns daher vollständig eins, mit den von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgestellten Forderungen." Diese öffentliche Kundgebung war staatsklug und es war auch richtig, daß sie in Pest und nicht zuerst in Berlin erfolgt ist.

Nach Tisza hat am 31. Januar 1917 auch der Reichskanzler erklärt, daß „die Richtlinien der bedeutsamen Kundgebung in weitem Umfang mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmt, zu dessen sich Deutschland bekennt." Bethmann Hollweg hat im wichtigsten Punkt, der „Freiheit der Meere", die Solidarität Deutschlands mit den Interessen der neutralen Staaten erklärt.

Zur Frage der internationalen Rechte der Nationen, zu deren „Sanktion" und ihrem schiedsgerichtlichen und tatsächlichen Schutz verdient eine eingetretene Veränderung schon heute scharf ins Auge gefaßt zu werden. Auch wenn der Fiedensvertrag auf diesem Gebiete trotz allem und allem keinen erhöhten Schutz durch völkerrechtlich verankerte und tatsächlich geschützte Maßregeln

Digitized by Google

bringen würde, so ist doch Nordamerika schon heute „der große Mann" geworden, der jedenfalls in der Zeit nach dem Krieg durch sein Gewicht die eine oder die andere Schale zum Steigen oder zum Sinken bringen kann. In den Kassen von Nordamerika ist das Gold von Europa zusammengeflossen und gehäuft. Die Stimmung Nordamerikas beherrscht weitgehend alle andern Neutralen. Die Nahrungs- und die Kriegsmittel vermag Nordamerika zu liefern. Der Verkehr auf dem Meere steht zu einem großen Bruchteil schon heute und noch mehr in Zukunft unter dem Einfluß von Nordamerika, den Herren von Panama. Die Gesandten der Vereinigten Staaten halten am gleichen Tage in Petersburg und in Konstantinopel die amerikanische Rede von der Unentbehrlichkeit Amerikas für Rußland und die Türkei. Die natürliche Entwicklung ist durch den Weltkrieg künstlich beschleunigt und gesteigert worden. Kurz, wir sind, wie wir es vorausgesagt haben, durch den Krieg, der die europäische Selbstzerfleischung bedeutet, in das Zeitalter der amerikanischen Hegemonie eingetreten, die, je länger der Krieg dauert, um so größer und am wirksamsten werden wird, wenn der „Frieden" diktiert werden könnte und würde. Denn der dann Unterlegene würde sich, wenn er England hieße, der Hilfe des mächtigen amerikanischen Weltteils in dem folgenden sogenannten Friedenszustand zu erfreuen haben.

Dem Wort Wilsons vom „Frieden ohne Sieg" schwebt als logische Alternative der „Sieg ohne Frieden" gegenüber.

Ist der Wahnwitz endlos, ist die Europa, seitdem sie auf dem Stier des Krieges sitzt wie Jo zur göttlichen Kuh verwandelt und kann der Wahnsinn nur in dem Ozean von Blut der nächsten Offensive ertränkt werden und in den Fluten der Meere, die eine U-Boot- und Minenblockade Englands, Frankreichs und Italiens vom 1. Februar 1917 sehen werden.

* * *

Digitized by Google

Das U-Boot

taucht nun rings aus den Meeren, die England nicht mehr beherrscht. Die Zufuhr, die es Deutschland abschnitt, ohne es niederzuwerfen, versucht nun Deutschland ihm abzuschneiden. Zahn um Zahn.

Der Zeitpunkt ist jedenfalls aussichtsreicher als je im Jahr 1916 und 1915. Die Zahl der U-Boote war, als ungebärdige Ungeduld dieses äußerste Mittel verlangte, völlig ungenügend. Sie ist heute erheblich größer. Die Seezufuhr Deutschlands über die neutralen Länder war damals unentbehrlich und viel größer als heute. Die militärische Deckung aller möglicherweise bedrohten Landesgrenzen war damals weniger gewährleistet als heute. Die politische Lage zwischen den verbündeten Mittelstaaten und zu den Neutralen stellte damals noch mehr Anforderungen und Fragen. Das deutsche Friedensangebot war damals noch nicht den Gegnern gemacht, weil Bukarest noch nicht gefallen war. Kurz, die Waffe war früher noch zweischneidiger als heute. Auch heute war und ist die Abwägung der Gründe und Gegengründe ein hochverantwortliches Geschäft. Wir dürfen und wollen nach der bisherigen, pflichttreuen Sorgfalt der Reichsregierung glauben und hoffen, daß die sicheren Vorteile die Nachteile entscheidend überwiegen, mögen diese unsicher oder sicher sein. Wir nehmen an, daß den auswärtigen Aemtern der Mittelmächte es gelungen ist, die Aufgabe zu lösen, die ihr gestellt war: sich über Nord-Amerikas Haltung zu vergewissern. Diese ist im Krieg gewichtig, bei den Friedensverhandlungen gewichtiger, und im Friedenszustand nach dem Krieg am gewichtigsten.

Die Frage des Seerechts, die von ernsten Männern ernst geprüft werden muß, tritt aus zwei Gründen in diesem Augenblick zurück: einmal, weil selbst Wilson anerkennt, daß das Seerecht, dessen alte Bestimmungen auf die neuesten Erscheinungsformen der Technik nicht mehr passen, einer radikalen Erneuerung bedarf. Zum zweiten: weil Notwehr und Notstand ununterdrückbare Rechte haben. Das Gesetz der Selbsterhaltung gibt dem, der

Digitized by Google

seinen Aushungerer auszuhungern vermag, das sittliche Recht es zu tun jedenfalls dann, wenn sein Vorschlag, es beiderseits zu unterlassen, vom Trotz und Uebermut des Gegners abgelehnt worden ist. Was das Rechtsbewußtsein dem Einzelnen erlauben muß, erlaubt es bewußt oder unbewußt dem Volk.

Die deutsche U-Bootfrage hat schon eine politische Geschichte. Wir meinen nicht die Vorgeschichte, als der Reichstag und volksparteiliche Abgeordnete der Marine-Verwaltung gegenüber die Meinung verfochten, daß dem kleinen Tauchboot der Vorrang vor dem großen Dreadnoughts gebühre. Wir meinen die im Dezember 1914, ohne vorherige Verständigung der Reichsregierung vor einem amerikanischen Journalisten aus der Pistole geschossene Ankündigung der Tauchboot-Blockade. Diese folgte nach dieser Präjudizierung der Reichspolitik dann am 18. Februar 1915. Es war aber mangels der nötigen Schiffszahl und Vorbereitung eine papierene Blockade, die vom Völkerrecht wegen ihrer Unvollständigkeit nicht anerkannt wird und die ihren Zweck nur unzulänglich erreichte, während sie andererseits außerordentliche internationale Schwierigkeiten erzeugte. Wie mit den Luftschiffen haben sich damals die Erwartungen nur zu einem Bruchteil erfüllt, was den aggressiven Lärm politischer Draufgänger um so peinlicher machte.

Der Reichskanzler hat auch heute nicht den unbegrenzten Tauchbootkrieg, ohne vorherige Warnung auch gegen die Neutralen, proklamiert. Ihnen für ihren europäischen Schiffsverkehr und Nord-Amerika für seinen englischen Schiffsverkehr werden minenfreie Fahrstraßen von Deutschland offen gehalten. Bei Passagierdampfern soll der amerikanische Staat ein Attest für das Alibi von Bannware abgeben. Wir möchten gerne annehmen, daß solchen Einzelheiten eine Sondierung vorausgehen konnte.

Taktisch wäre es uns erschienen, wenn die zustimmende Antwort Deutschlands zu Wilsons Rede gesondert und zeitlich vor der U-Bootnote erfolgt wäre, weil diese jene stimmungsmäßig wichtigen Erklärungen in der alten und neuen Welt übertönt.

Digitized by Google

Vogue la galère! Es ist brennend zu wünschen, daß das Tauchboot Deutschlands Glück trägt und bald zum Ufer des Friedens fährt.

Nachschrift vom 4. Februar: Eben kommt Wilsons kriegerische Botschaft und damit die Widerlegung der obigen Annahme, daß bei Amerika vorher staatsmännisch sondiert war!

Der Amerikaner

Von Karl Eugen Schmidt

Die Deutschen sind nicht mit Unrecht stolz darauf, daß sie weniger als andere Nationen, besonders als die Engländer und Franzosen, dazu neigen, den Balken im eigenen Auge zu vergessen und nur nach dem Splitter im Auge des Nächsten zu schauen. Mitunter wird diese Tugend sogar dermaßen übertrieben, daß sie den Namen eines Lasters verdient, und besonders der Auslanddeutsche wird weit öfter Gelegenheit haben, die verdammte Bescheidenheit, um nicht zu sagen Bedientenhaftigkeit des Deutschen zu verurteilen, als den deutschen Nationalstolz zu tadeln. Auch heute noch gibt es ohne Zweifel sehr viele echte Deutsche, die bewußt oder unbewußt die Ueberzeugung von der deutschen Inferiorität und der englischen und französischen Ueberlegenheit in sich tragen. Der Krieg wird wohl eine kleine Aenderung schaffen: hinfort wird der Deutsche wenigstens die Gesamtheit seiner Nation mindestens ebensohoch einschätzen wie die Gesamtheit der Engländer und Franzosen, ob er aber aufhören wird, den einzelnen Franzosen und Engländer über den einzelnen Deutschen zu stellen, scheint mir noch recht fraglich.

Wenn der Deutsche in seinem Bemühen, den Fremden gerecht zu werden, darin häufig des guten zu viel tat, wo es sich um Engländer und Franzosen handelte, so scheint mir dagegen, daß er sich des gleichen Fehlers den Amerikanern gegenüber niemals schuldig gemacht hat. Ich will nicht sagen, daß er ihn unter-

Digitized by Google

schätzt hatte und noch immer unterschätze, aber daß er ihn falsch beurteilt, davon bin ich durchaus überzeugt. Dabei darf man ihm nicht einmal große Vorwürfe machen, denn ganz Europa, mit teilweiser Ausnahme Englands, steckt in dem nämlichen Irrtum. Eigentlich entspringt dieser Irrtum aus einer Ueberschätzung des Amerikaners. Denn wenn man in Europa lehrt, die einzige Gottheit des Amerikaners sei der allmächtige Dollar, und es gebe in den Vereinigten Staaten nur das alleinzige Ideal, reich zu werden, so unterliegt dieser Anschauung doch zugleich eine Art von Respekt vor der geschäftlichen Tüchtigkeit des Amerikaners. Man erhebt den praktischen Verstand des Amerikaners in den siebenten Himmel und schreit ihn als den tüchtigsten und gescheitesten Geschäftsmann aus, der sich seit den Tagen des Biedermanns Adam aus dem Menschengeschlechte entwickelt hat.

Diese in ganz Europa und nicht zuletzt in Amerika selbst verbreitete Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des amerikanischen Geschäftsmannes halte ich für eine luftige Mythe, die man nur anzublasen braucht, um sie zerstieben zu lassen. Wenn der Amerikaner ein solches Weltwunder von geschäftlicher Tüchtigkeit wäre, dann müßte er ja schon längst den gesamten Weltmarkt erobert und alle Konkurrenz daraus vertrieben haben. Sieht man sich aber die Welt an, so überzeugt man sich alsbald davon, daß der Amerikaner im Welthandel eine ganz winzige Rolle spielt. Als ich vor drei Jahren einen Winter in Aegypten verbrachte, erfuhr ich, daß die von dort nach Amerika ausgeführte Baumwolle nicht von amerikanischen, sondern in der Hauptsache von deutschen Firmen verschickt wird; eine amerikanische Firma gibt oder gab es garnicht in Alexandrien, obgleich die amerikanischen Spinner große Mengen ägyptischer Baumwolle brauchen, die sich zu gewissen Fabrikaten besser eignet als die einheimische Baumwolle der ehemaligen Sklavenstaaten.

Aber man hat nicht nötig, aus Amerika herauszugehen, um sich davon zu überzeugen, daß Amerika weit davon entfernt ist,

Digitized by Google

mit der ausländischen Konkurrenz leichtes Spiel zu haben. Wäre der amerikanische Geschäftsmann so tüchtig wie sein Ruf, dann müßte er nicht nur den ganzen Norden, sondern auch den Süden des von ihm bewohnten Weltteils mit seinen Waren versorgen, aber in Wirklichkeit schickte Deutschland vor dem Kriege mehr Waren nach Brasilien, Argentinien und selbst Mexiko als Nordamerika. Ja, damit nicht genug, machen die europäischen Erzeugnisse trotz der hohen Schutzzölle auf dem amerikanischen Boden selbst dem amerikanischen Fabrikanten das Leben sauer. Nebenbei bemerkt beweisen eben diese prohibitiven Schutzzölle der Vereinigten Staaten, daß der Amerikaner sich selbst, oder vielmehr der von ihm selbst und allen anderen gepriesenen überlegenen Tüchtigkeit seiner Fabrikanten und Kaufleute nicht traut, sonst würde er seine Zuflucht nicht zu solchen Gesetzen nehmen.

Am merkwürdigsten berührte mich bei meinem letzten Besuche der Vereinigten Staaten die Beobachtung, daß an der Küste des Stillen Ozeans der japanische Fabrikant und Händler den östlichen Staaten ganz gewaltige Konkurrenz macht. In den zur Union gehörigen Staaten am Stillen Ozean ist die Industrie nur wenig entwickelt und es wäre die natürliche Aufgabe der am Atlantischen Meere oder doch im Osten der Union gelegenen Industriestaaten, diese Bedürfnisse ihrer westlichen Landsleute zu decken. Wahrscheinlich wird ihnen das durch die Transportkosten erschwert, welche bei der wochenlangen Eisenbahnfahrt wohl zehnmal höher sind als bei einer ebensolangen oder noch längeren Seereise. Sicher ist, daß Japan mehr Fabrikate in Kalifornien und Oregon absetzt als die östlichen Staaten der Union. Und wenn man sieht, was die Japaner alles liefern, kommt man aus dem bewundernden Staunen über diese geschickten Affen nicht heraus. Es fällt ihnen garnicht ein, sozusagen „japanische" Dinge zu liefern; alles, was sie schicken, ist so „amerikanisch", als wenn es in Boston oder Philadelphia erzeugt worden wäre. Alles ist eigens für Amerika hergestellt; so schicken die Gelben Kleider, Hüte, Möbel, lauter Sachen, die das japanische Volk

Digitized by Google

garnicht braucht und benutzt, sondern die genau den europäischen und amerikanischen Fabrikaten nachgeahmt und nur an die europäischen und amerikanischen Bewohner der pacifischen Küsten verkauft werden. In San Franzisko gibt es sogar japanisches Bier, das genau so schmeckt wie das amerikanische Lagerbier, in genau den nämlichen Flaschen steckt und mit Etiketten beklebt ist, die den japanischen Ursprung in englischer Sprache anzeigen. Es ist möglich, daß durch den Panamakanal die Transportkosten von dem Osten nach dem Westen Amerikas so erheblich verbilligt werden, daß diese Ueberschwemmung der pazifischen Küste mit japanischen Erzeugnissen eingedämmt werden kann, möglich, aber nicht allzu wahrscheinlich!

Wenn man nun diese Tatsachen berücksichtigt und sich immer mehr davon überzeugt, daß der Amerikaner trotz seiner gewaltigen Schutzzölle nicht einmal im eigenen Lande die fremde Konkurrenz siegreich bestehen kann, geschweige denn in anderen Ländern, wo ihm keine derartigen künstlichen Schranken zu Hilfe kommen, dann verliert man ein wenig den Glauben an die unerreichliche Tüchtigkeit und Ueberlegenheit des amerikanischen Fabrikanten und Kaufmanns.

Allerdings ist dem Amerikaner dieser Ruf aus einem ganz andern Grund zuteil geworden. Nicht, weil man ihn in Europa und auf neutralen Weltmärkten als genialen Konkurrenten und Sieger im Handel kennen gelernt hat, ist ihm dieser Ruf geworden, sondern weil man beobachtete, wie er in seiner Heimat aus unwirtlichen Urwäldern und Prärien geordnete Staaten schuf, wie Städte mit hunderttausend Einwohnern an Orten entstanden, wo zwanzig Jahre vorher noch die Büffel weideten und die Indianer jagten, wie das ganze ungeheure Land sich mit Eisenbahnen, Fabriken, Aeckern, Städten bedeckte wie im Handumdrehen. Solche Wunder konnten doch nur von Leuten bewirkt werden, die mit ganz ungewöhnlicher Tatkraft, Umsicht und Klugheit ausgestattet waren! Und so gewöhnte man sich daran,

Digitized by Google

in dem Amerikaner ein Elitewesen für das praktische Leben zu sehen.

Aber wer ist denn eigentlich dieser wunderbare Amerikaner, dieses mit in Europa unerhörter Energie und genialer Weltklugheit ausgestattete Ueberwesen? Ist er nicht ganz einfach unser Onkel oder Vetter, der vor zwanzig oder fünfzig oder hundert Jahren aus der alten Heimat fortgewandert ist? Sollte dieser Auswanderer wirklich seinem daheimgebliebenen Bruder so unendlich überlegen gewesen sein? Ist nicht der reichste Mann Kaliforniens, der vor zehn Jahren verstorbene „Zuckerkönig" Klaus Spreckels aus irgend einem plattdeutschen Dorfe nach Amerika gekommen? Stammt nicht die reichste Dynastie von New-York von dem schwäbischen Handwerksgesellen Johann Jakob Astor ab? Ist nicht der Vorfahre des Oelkönigs Rockefeller, der einst aus einem pfälzischen Dorfe nach dem Lande der Zukunft ausgewandert? Sollen nun alle die daheimgebliebenen Rockefellers, Astors und Spreckels dumpfe Tagediebe gewesen sein? Sollen immer gerade nur die Tüchtigen und Gescheiten fortgezogen sein? Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Daheimgebliebenen gerade so viel Arbeitsverstand hatten wie die Ausgewanderten, denen man allenfalls ein wenig mehr Lust zu abenteuerlichen Unternehmungen zugestehen mag, — und auch das nur in bedingten Maße?

Ja, aber wie kommt es dann, daß es diesen Ausgewanderten so gut ging, daß sie in New-York eine Dynastie von Hauseigentümern, im Stillen Ozean ein Zuckerkönigreich, in Pensylvanien eine Tyrannei aller Beleuchtungsstoffe errichten konnten, wohingegen ihre Verwandten in der Heimat offenbar unbekannte und vermutlich nicht gerade reiche Bauern und Bürger geblieben sind?

Nun, die Antwort darauf ist sehr leicht: das neue Land mit seinen unermeßlichen, bisher niemals angetasteten und ungehobenen natürlichen Schätzen hat sie reich gemacht! Daß sie dabei auch Verstand und Fleiß besaßen und anwendeten, ist wohl natürlich, aber so ungeheuerlich groß brauchten diese Gaben

Digitized by Google

nicht zu sein, und wer von der Tatsache, daß es dem amerikanischen Onkel oder Vetter materiell besser geht als dem im alten Vaterlande gebliebenen Verwandten, auf den größern Verstand und die größere Tüchtigkeit des Amerikaners schließt, macht ohne jeden Zweifel einen Trugschluß. Wären die Fortgezogenen daheimgeblieben und diese ausgewandert, so hätten die amerikanischen Verhältnisse genau die nämliche Entwicklung genommen. Das ist der beste Beweis dafür, daß nicht der Amerikaner an sich fleißiger, tüchtiger, schlauer, eifriger, klüger als der Europäer ist, sondern daß eben ein neues Land mit unerschöpften und schier unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen seinem Bewohner größere Möglichkeiten bietet, als ein altes Kulturland, dessen natürliche Vorteile seit tausend oder zweitausend, wenn nicht noch mehr Jahren von einer fleißigen Bevölkerung in rastloser Arbeit ausgebeutet worden sind.

Sehr oft bedarf es überhaupt gar keiner persönlichen Tüchtigkeit, um in einem pilzengleich aufschießenden Lande reich und groß zu werden. Der Ahnherr der Astors bewirtschaftete eine große Farm vor den Toren des damals zehntausend Einwohner zählenden New-York. Jetzt liegt die einstige Farm im Herzen des Geschäftsteiles der Millionenstadt. Ihr Gebiet ist mit Geschäftshäusern, Kirchen, Schulen bedeckt, aber es gehört immer noch den Astors, und unendliche Mietsummen strömen in ihre Taschen. Gehört zu solchem Reichtum Glück oder Verstand? In und bei Berlin und anderen schnell gewachsenen deutschen Städten ist es tausend Leuten so ähnlich ergangen, wenn auch nicht im Maßstabe der Astors, und darüber ist noch keinem Menschen eingefallen, diesen Glückspilzen besondere Genialität und Tüchtigkeit zuzuschreiben.

Mehr oder weniger aber sind alle die amerikanischen „Könige" des Geldsackes solche Glückspilze, die weit weniger durch besonders hervorragende Tüchtigkeit als durch das Wachsen des neuen Landes in die Höhe gekommen sind. Wenn der Amerikaner aber nicht der dem Europäer überlegene Geschäftsmann ist, so ist er

Digitized by Google

auch nicht mehr als dieser ausschließlicher Anbeter des Goldenen Kalbes, was mir vergönnt sei, in einem späteren Aufsatze zu erörtern.

Auf Grenzwache

Von Béla Balázs

(Berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Dr. Koloman von Lukáts.)

Nachdruck verboten.

Es war Nacht, als wir zur Save gelangten und ich wurde als Wachposten ans Ufer gestellt. Und ich habe an der Reichsgrenze Wache gehalten. An der Reichsgrenze, nachts, allein, mit der Waffe in der Hand: an der Grenze!

Gut, daß ich allein und im Finstern war, daß niemand über meine Pose lachen konnte. Doch ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich zwei Stunden lang wie eine romantische Kitsch-Statue dagestanden habe, daß es mir leid tat, als man mich ablöste und daß ich mich immer wieder zur Wachstellung zurückstahl, weil ich keinem anderen vertraute, obgleich nicht die Spur einer Gefahr vorhanden war. Ich schäme mich dessen nicht, da bei Niemand soviel Zynismus und Blasiertheit sein kann, daß er dem Pathos einer solchen Lage widerstehen könnte. Wachposten auf der Reichsgrenze! Allein in der Nacht, mit der Waffe in der Hand. Hüter der Träume friedlich Schlafender: ich, der Beschützer meines Hauses; ich, das Auge eines Volkes, das in die Nacht starrende, ich, der Grenzhüter! Das herrliche Symbol der würdigsten Mannhaftigkeit.

Conrad von Hötzendorf kann von keinem größeren Verantwortlichkeitsgefühl bedrückt werden, wie ich, dort. Als wäre mir das ganze Magyarentum anvertraut worden. Ich breitete die Arme aus: ein tausendjähriges Land deckte ich mit ihnen. Mein Fuß fühlte den Geschmack der Erde und biß in sie. — Kann man von da einen Menschen entfernen?

Digitized by Google

Zwischen Flußweiden im schleierhaften Mondschein die Save. Blaß, stumm, wellenlos. Sie drückte sich platt und kroch dahin, Ich empfand sie nicht als ungarischen Fluß. Ein Feind war sie mir: ein Serbe.

Ich schaute sie, als erkannte ich eine fremde Uniform. Ich verspürte Lust in sie hinein zu schießen. Also doch?! Kann in mir doch ein solches Gelüste entstehen? Mein Auge füllte sich mit Tränen. Mit dem Gewicht eines schweren, tragischen Fatums fühlte ich damals, zum erstenmale, daß ich nicht Herr über mich selbst sei.

Drüben stumme, finstere, fremde Ufer. Mein Blick fühlte das feindselige Herüberlugen gegnerischer Wachposten ... Gut, daß ich allein war.

Ich mußte an den Tod Sz. J's denken. Er war Maler gewesen in Szeged. Ein kluger, lieber Ungar und war, als er noch im Herbst fiel, so an der Reichsgrenze gestanden, wie ich jetzt hier. „Ungarn" war auf den Pflock geschrieben, an den er sich gelehnt hatte und da kamen die Russen, denen Sz. J. nicht zürnte. Er bekam eine leichte Verletzung in die Schulter, so sagt man. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich vom Pflock zu entfernen. Da kam aber der Befehl: zurück, mit der ganzen Kompagnie. Sz. J. wunderte sich still:

— Da kommen ja aber die Russen herein?

— Ja, die kommen herein.

Die Kompagnie ging auch schon zurück.

— Nun. Und die Russen sollen hier nach Ungarn herein?

Es ist nicht anders.

Da legte sich Sz. J. schön ruhig-still quer über die Straße: als Hindernis.

— Kamerad, komm wenn Du kannst, denn sie sind auch schon da.

— So kommen sie aber schwieriger herein — sagte Sz. J. still.

Digitized by Google

Er hatte eine leichte Verwundung, sagt man, dennoch ist er dort umgekommen. Möglich zwar, daß es nicht grad so geschehen ist, daß dies eine ebensolche Kitsch-Phantasie war, wie meine Pose. Wenn man aber an der Reichsgrenze Wache hält, fällt einem nur so etwas ein.

Zeitstimmung und Philosophie

Von Mathilde Planck

Nur allzu sehr sind wir geneigt, Heldenzeitalter, politische Größe, Kunst und Wissenschaft der Hellenen in ihrer gesamten Entwicklung als für alle hervorragenden Völker typisch zu betrachten. Und da die letzte wundervolle Blüte des griechischen Geisteslebens seine Philosophie gewesen ist, so urteilen wir, das wissenschaftliche Streben und Forschen nach den letzten Gründen unseres Daseins nnd Wesens kommen am reichsten zur Entfaltung in den Zeiten des äußeren Verfalls. Wir übersehen dabei zweierlei. Erstlich vergessen wir, daß nichts sich wiederholt, daß in der Natur, im Menschen- und Völkerleben trotz der einheitlichen alles Leben tragenden Grundgesetze die unendlichste Mannigfaltigkeit herrscht. Und ferner sehen wir merkwürdigerweise bei jenem Urteil ganz ab von der Entwicklung des deutschen Volkes, dessen anerkannt größte Philosophen durchaus nicht am Ende seiner politischen Laufbahn stehen, ja sogar eher als Vorboten und Mitbegründer eines neuen Aufschwungs anzusprechen sind.

Und doch ist etwas Wahres an der eben angeführten Auffassung der Philosophie. An der Wende der Zeiten, die aber nicht zugleich der Verfall der Völker sein muß, ist das Nachdenken über die tiefsten Fragen am meisten unter den Menschen ausgebildet und findet die zahlreichsten und bedeutendsten Vertreter.

Geht eine Epoche der Geistesgeschichte ihrem Ende zu, so wendet der Denker gerne sein Angesicht rückwärts und leitet aus dem Gewordenen die Gesetze der Wirklichkeit ab. Gehört er zu den ganz Großen, so bleibt er nicht bei dieser rückwärtigen Betrachtung stehen. Das vergangene Geschehen veranlaßt ihn, eine Weltanschauung aufzubauen, in der neue geistig-sittliche Elemente sich finden. Wie ein Sokrates und Plato nahe Verwandtschaft mit den viel später zusammengefaßten christlichen Ideen zeigen, wie Kant und Fichte die unmittelbare Anwendung philosophischer Gedanken auf das Völ-

Digitized by Google

kerleben verlangt haben. Die Zeit des Absterbens ist ja immer zugleich die Zeit der Aussaat und des neuen Wachstums. Es mag immerhin als für die Lebenskraft eines Volkes bezeichnend gelten, ob es in seinen philosophischen oder philosophierenden Vertretern einer bloß passiven Anerkennung der Grundgesetze des Lebens huldigt, oder ob es auf solchen Grundgesetzen sich aufbauenden schöpferischen Ideen sich zugänglich zeigt.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo unser deutsches Volk sich in einer der ungeheuersten Proben als das kraftvollste des alternden Europa erweist, sollte man nicht daran zweifeln, daß es den ihm früher in so hohem Maße eigentümlichen Sinn für neue, Leben gestaltende Anschauungen wieder gewinne. Lange Zeit hat seine Stärke in der äußeren Bezwingung der Welt, in dem Ausbau der Naturwissenschaften und in der Vollendung der Technik bestanden. Dementsprechend hat die Zeitstimmung eine in die Tiefe gehende Philosophie abgelehnt. Ihr entsprach eine den großen Lebensfragen gegenüber skeptische oder gar pessimistische Betrachtung. Die mit der Zeitstimmung im Einklang stehende Philosophie hat sich mit scharfsinniger Durchforschung und geistvoller Durchleuchtung des Gegebenen begnügt. Sie war im allgemeinen rückwärts und nicht vorwärts gewendet. Und wenn heute als höchste wissenschaftliche Weisheit verkündigt wird, die großen Völkerschicksale seien unabänderlich bestimmt, so ist darin noch ein Festhalten an dem Verzicht auf neues machtvolles Schaffen, das der Gegenwart entschieden besser angemessen wäre.

Neben jener Philosophie, die in allerlei Form und Gestalt der Zeitstimmung entsprechend sich bildet, gibt es eine andere, die man fast eine zeitlose nennen könnte. Denn unbekümmert um die Tagesmeinung und den Erfolg muß sie ihren Weg gehen wie die ewigen Sterne. Auch sie faßt die Errungenschaften der Zeit, alle Ergebnisse der Wissenschaft in ein großes Gesamtbild zusammen. Auch sie spürt den Kräften, die in der Vergangenheit wirkten, bis in ihre tiefsten Wurzeln nach. Aber ihr eignet zugleich ein konstruktives Element. Sie will alles Errungene nutzbar machen; sie strebt darnach, der ferneren Entwicklung Ziel und Richtung zu geben. So steht sie nur mit einem Fuß auf demselben Boden mit den Zeitgenossen, der andere hat das Land der Zukunft betreten.

Nur eine Zeit, die selbst mit frischer schaffender Kraft der Zukunft sich zuwendet, kann eine derartige Philosophie verstehen. Jede andere, so auch die hinter uns liegende, wird sie ablehnen. Nur von wenigen wird der Mann verstanden, der seiner Zeit vorausgeeilt ist und die Gedanken aussprechen mußte, die späteren Geschlechtern zum Heil und Segen dienen sollen.

Das bisher Gesagte ist keine müßige Betrachtung. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ein deutscher Philosoph, Karl Chr. Planck, seine ersten grundlegenden Werke der eben geschilderten Art geschrieben. Wenn die

Digitized by Google

Vermutung ausgesprochen wird, daß er heute über den längst gewonnenen kleineren Kreis hinaus Verständnis finde, so gründet sich diese Vermutung nicht allein darauf, daß die Art seiner Weltanschauung in ihrer Frische und Kraft dem augenblicklichen Streben und Empfinden entsprechend sei. Wie viele können oder mögen heute sich in tiefgründige philosophische Gedankengänge versenken? Drängt doch alles zur Tat. Aber in Verbindung mit dieser Philosophie und aus ihr herausgewachsen ist eine eigenartige Deutung der gesamten neuzeitlichen Entwicklung und der großen besonderen Aufgabe, zu der das deutsche Volk berufen ist. Daß mit diesem Ueberblick über die weitesten und tiefsten Zusammenhänge des Weltgeschehens auch ein politischer Scharfblick verbunden ist, beweist die Vorhersage des Weltkriegs und beweisen auch die Urteile über England und das einstige deutsch-italienische Bündnis, die vor 40 und mehr Jahren ausgesprochen sind.

Was Planck von seinem Volke verlangt und erwartet, ist nichts Geringeres, als daß es die Menschheit aus dem Banne des Materialismus, von dem einseitigen, aus englischem und französischem Geist geborenen Rechtsprinzip, erlöse. Er weiß, daß dies nicht ohne eine tiefgehende sittliche Erneuerung des gesamten Volkslebens sein kann, die ja auch heute von den Besten herbeigesehnt wird. Und von dem furchtbaren welterschütternden Weh dieses Krieges hofft er, er werde unser Volk zur Besinnung auf sein eigenstes und tiefstes Wesen führen. Denn die ganze deutsche Geschichte, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist ein unausgesetzter Beweis dafür, daß der deutsche Geist alle großen Menschheitsfragen sich ganz besonders zu eigen gemacht und daß unser Volk für ihre Lösung in einer Weise gestritten und gelitten hat, die mehr als einmal sein eigenes Dasein zu vernichten drohte. Was aber Planck von dem wieder erstandenen Reich und seiner sieghaften Kraft erhofft hat, dazu scheint unsere augenblickliche Politik in doppelter Hinsicht geradezu gedrängt zu werden. In der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen und in der Erklärung unseres Reichskanzlers über künftige Garantien des europäischen Friedens, dürfen wir wohl die Zeichen dafür sehen, daß Deutschland wieder wie einst im Mittelalter der starke Hort und Halt der kleineren Völkerschaften werde, die es nicht zu einer eigenen sichernden Macht bringen können. Und das Gesetz über die Dienstpflicht ist in gewissem Sinne verwandt mit einem der Planckschen politischen Grundgedanken, dem der gegenseitigen und allgemeinen Verantwortlichkeit aller Staatsbürger.

So ist es keineswegs nur die Zeitstimmung, der Gedanke der großen deutschen Zukunft, was auf Planck hinweist. Es sind feste, klarumrissene Ziele, die er bietet, die Ziele, nach denen die deutsche Sehnsucht ausschaut: innere Stärkung, indem die wieder erwachten religiös-sittlichen Kräfte auf das äußerliche, insonderheit das wirtschaftliche Leben mitbestimmend einwirken

Digitized by Google

und damit einen neuen Ausgleich zwischen individuellem Streben und allgemeiner Wohlfahrt schaffen und zugleich die größtmögliche Stärkung der im Völkerleben einzusetzenden Macht. Denn wenn ein Volk unüberwindlich bleiben kann, so muß es dasjenige sein, dessen Glieder in all ihrem Denken und Tun davon durchdrungen sind, das Schicksal des Staates und *jedes* seiner Bürger sei unzertrennlich mit einander verknüpft.

Gustav Schönleber †

Die deutsche Landschaftsmalerei hat mit dem Karlsruher Professor Gustav Schönleber einen Vertreter verloren, der in dem Hin und Her der ästhetischen Schwankungen eine beruhigende Kraft selbstverständlicher und klarer Qualität war. Auch er hat Wandlungen durchgemacht und neue Seh- und Malprobleme, die von den andern mit stürmischer Einseitigkeit angepackt und vorgetragen wurden, in sich aufgenommen, hat sie verarbeitet und in persönlicher Weise umgeformt — aber dabei fiel von dem neuen Wesen alles Doktrinäre ab und was blieb, war äußere Bereicherung des Ausdrucks einer in sich festen und geschlossenen Art.

Man kann diesen Mann nicht in irgend eine der Gruppe der deutschen Kunstbewegungen der letzten Jahrzehnte unterbringen und so stark dieser Schwabe aus dem Enzstädtchen Bietigheim auf die Schüler der Karlsruher Akademie gewirkt hat, er war keine „führende" Persönlichkeit. Denn er blieb frei von allen Lehrmeinungen und ging seinen Weg durch allerhand Städte und Länder, aufmerksam und empfänglich. Man kann die Kunst der Landschaftsmalerei geographisch sehen oder kulturpsychologisch — sie folgt oder geht voran Reisegewohnheiten, historischen Stimmungen. So haben wir die Spezialisten der Seen-, der Alpen-, der Italienmaler. Auch Schönleber war ein viel reisender Mensch, der eine zeitlang Holland oder Italien regelmäßig aufsuchte und mit fleißigem Gewinn an Eindrücken und Fertigkeiten zurückkehrte, bis er als reifer Mann sich zu den schwäbischen Städten, Dörfern und Hügeln fand, an deren Romantik der Jüngling in novellistisch-malerischer Häufung der Motive sich entzückt hatte.

Aber von Romantik ist nicht viel in ihm. Er malt und beschreibt ohne geistreichen oder sentimentalen Anmerkung die Geschlossenheit eines sachlichen Eindrucks; man könnte das nüchtern nennen, wenn es nicht ein vornehmes Distanzgefühl wäre, eine unpathetische Genußfähigkeit farbiger Eindrücke und ein höchst ausgeprägter Sinn für den zeichnerischen Bau des Bildes. Vielleicht lag das an seiner Kurzsichtigkeit, die ihn bei der Arbeit ein Perspektiv verwenden ließ, daß aus der Not ein Gebot zur Genauigkeit wurde: es wird in diesen Bildern nicht der faule Zauber der technischen Vielkönner getrieben, sondern es waltet ein ordnender, prüfender, geschärfter Geist, ein sehr lebendiger Sinn, für das, was man „bildhaft", Bildwirkung im engeren Sinn nennt, ein reiches Gefühl für Farbwerte.

Er sollte einmal Ingenieur werden, ging dann zu Lier nach München und genoß bei diesem eine gute Schule. Die Schule gab im den vollen, dunkeln, farbensatten Pinsel, der seinen ersten holländer Bildern mit ihrem

Digitized by Google

dunkeln Graublau und Rotbraun, in dem fahle, feuchte Lichter stehen, den Charakter gibt — diesem ersten Werken, die ihm den Ruhm schufen, entzücken durch reiche Skala naher Tonwerte. Als er nach Italien ging, hellt sich die Palette auf, Gelb, ein reines Blau werden beherrschend — die Malerei wird manchmal etwas virtuos. Aber in Bildern, in denen das Gedeckte, Gehaltene der früheren Zeit noch weiterwirkt, leistet er das Höchste; so in dem Bild von Rapallo, das die Berliner Nationalgalerie besitzt.

Vielleicht war es Thomas Einfluß, vielleicht eine Rückkehr zu eigenen jungen Versuchen — in den letzten anderthalb Jahrzehnten hat sich des Meisters Handschrift geändert, der Farbenauftrag wird dünn, sparsam trocken, das Zeichnerische tritt stärker, selbständiger hervor, eine helle Zartheit liegt über der Mehrzahl dieser Bilder, die nun die Schönheiten des kleinen Landes zwischen Neckar und Enz in unermüdlicher und immer frischer Freude schildern. Er ist der Wahrheit nahe getreten, daß dies die Reife: mit der Verwaltung des Wenigen das Höchste zu geben.

Sein Menschentum war vornehm behagliche Schlichtheit; ein Zug von Wehmut war wohl in den letzten Jahren zu dem kräftigen Humor und der herzlichen Offenheit getreten und hatte ihm, dessen Arbeitskraft sich durch Leiden hindurch behaupten wollte, etwas Müdes gegeben. Er ist jetzt auf die Seite getreten, still und geräuschlos — vollendet in seinem Leben und seiner Kunst, aber schmerzlich betrauert von denen, die sein Wesen gekannt. Er bleibt in der Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei — nicht als Wegbahner, nicht als originale Kraft, die ihre Leidenschaft zum Höchsten zwang, aber als der sichere Zeuge für ein sachlich klares und gepflegtes Naturgefühl, für die meisterliche Reife einer unermüdlichen Selbstschulung.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Schlacht am Ourcq

(6. bis 9. September 1914)

Von Hermann Stegemann

Nur rasche Entschlüsse und noch raschere Manöver konnten die 1. Armee und damit das ganze über die Aisne und Marne vorgerückte Heer vor einer schweren Niederlage retten. Während die Berichte über die Neugestaltung der Dinge ins Große Hauptquartier abgingen, galt es, am Ort das Netz zu zerreißen, das sich schon würgend zusammenzog. Generaloberst v. Kluck wählte den Hieb als Deckung. Er ließ das IV. Reservekorps den ersten Ansturm der Armee Maunoury aushalten und griff mit dem II. Korps in der Front und halbrechts die Engländer an, die sich schwerfällig zur Schlacht entwickelten. Das IV. Linienkorps, das noch im Vormarsch auf Provins war, wo es kaum Widerstand fand, da hier die Lücke in der gegnerischen Aufstellung klaffte und die Engländer nicht imstande waren, ihren rechten Flügel vorzuschieben, sicherte diesen kurzen Vorstoß Linsingens und seiner Pommern in der linken Flanke. Auf diesem Vormarsch erreichte die Spitze der 8. Division des IV. Korps Nangis, die der 7. Division Provins, verdrängte die französische Kavallerie und gelangte so zugleich mit einer Brigade überflügelnd in die linke Flanke der 5. französischen Armee, die sich eben zum Angriff auf das III. und IX. Korps anschickte.

Während das IV. aktive Korps der Armee Kluck dergestalt nach Süden vorstieß, brachte das II. Korps die Engländer in Unordnung und warf sie im Gegenangriff wieder in den Wald von Crécy zurück. Es war früh am Tage. Der Angriff Linsingens ging

---

Anmerkung der Redaktion: Wir freuen uns, diesen wichtigen und spannenden Abschnitt der Schlacht an der Marne aus Hermann Stegemanns demnächst erscheinender Geschichte des Krieges heute schon unsern Lesern bieten zu können.

Digitized by Google

mit solcher Schneid vorwärts, daß die Armee French sofort die Handlungsfreiheit verlor. Sie war etwa bis in die Linie Haute-feuille—Pezarches—Vaudoy gelangt, die sich vom Nordsaum des Waldes nach Südosten zu einem Wegknoten südlich von Amillis zieht, als sie in ihrer schwerfälligen Bewegung unterbrochen und nach Südwesten zurückgeworfen wurde. Schon um 9 Uhr früh sind die Engländer nicht mehr imstande, die ihnen zugewiesene Aufgabe zu erfüllen, und genötigt, die Verbindung mit Maunoury zu lockern und sich im Walde von Crécy neu zu ordnen. Das französische Kavalleriekorps hatte sich inzwischen nach Südosten zurückgezogen, um die linke Flanke Franchet d'Espéreys zu decken. Das bedrückte den britischen Heerführer, denn er sah nun auch seine rechte Flanke bedroht, wo das IV. Korps Klucks im Angriff auf das südöstlich von Vaudoy gelegene Jouy-le-Chatel fortschritt.

Da begannen die Angriffe der Deutschen plötzlich zu stocken. Es war gegen 10 Uhr morgens, als sich die Engländer auf einmal des furchtbaren Gegners entledigt sahen, der ihren methodischen Vormarsch und ihre ganze Schlachtordnung in einem kurzen Bewegungsgefecht aus den Fugen gebracht hatte. Um so heftiger grollte schwere deutsche Artillerie, die jetzt an die Stelle der Infanterieangriffe trat und die englischen Divisionen noch nicht zur Erkenntnis der Lage gelangen ließ. Linsingen hatte den Befehl der Armeeleitung erhalten, dem IV. Reservekorps zu Hilfe zu kommen, das, von dreifacher Übermacht bedrängt, ums Leben rang. Vom Fleck weg machten die Pommern kehrt und folgten dem Rufe zu neuer Schlacht. In die dadurch entstehende Lücke wurden die deutschen Kavalleriedivisionen gestellt, die von den Engländern als starke Kräfte aller Waffengattungen betrachtet und mit großer Vorsicht angefaßt wurden. Es war ein weiter Weg bis zum Grand Morin, und es war Abend geworden, als French endlich bis Coulommiers gelangte. Weiter wagte er sich nicht, denn am Nordufer des Grand Morin brüllten deutsche Haubitzen und der Vormarsch in Gefechtsgliederung war nicht nach englischem Geschmack. Unterdessen war auch an das IV. deutsche Korps der Befehl zur Umkehr

Digitized by Google

geflogen. Das IV. Korps, das den Feind, den es vor sich sah, schon überflügelt wußte und im günstigsten Gefecht stand, brach den Kampf unwillig ab. Nur die Kavallerie blieb opferbereit und breitgefächert südlich des Aubetin stehen, um die Reiter Conneaus am Nachstoßen zu verhindern.

Die englische Armee war weder imstande gewesen, das II. Korps festzuhalten, noch den Rückmarsch des IV. Korps zu schädigen, das an ihr vorbei Coulommiers gewonnen hatte.

Der Rückzug der beiden rechten Flügelkorps der 1. Armee erfolgte als Manöver zur Herstellung der Lage und gestaltete sich zu einer der glänzendsten Operationen, die je in freiem Felde unter solchen Umständen ausgeführt worden sind. Die Truppen, die seit dem 20. August von Schlacht zu Schlacht geschritten und durch Belgien und Frankreich gestürmt waren, Märsche bis zu 50 Kilometer Tagesleistung ausgeführt hatten, sahen sich angesichts des Feindes herumgeworfen, um abermals 30 und 40 Kilometer zurückzulegen und von diesem kühnen Flankenmarsch an drei britischen Korps vorbei zu neuem Gefecht überzugehen. Der Kanonendonner, der ihnen entgegenhallte, mahnte zur Eile. Nie rief die Stimme der Schlacht Generale und Musketiere dringender zu Hilfe. Vor sich, in der Flanke und hinter sich den Feind, der so viel Armeen zählte, als sie selbst Korps bildete, wahrlich keine aussichtsvolle Lage!

Es war 10 Uhr morgens, als das II. Korps den Kampf mit den Briten abbrach. Das III. britische Korps war vor dem Anprall so weit ausgewichen, daß es seine Aufgabe als linke Flügelgruppe nicht mehr erfüllen konnte und Maunoury um Hilfe bat. General Maunoury sah sich gezwungen, Teilkräfte nach Süden abzuzweigen, um die abgerissene Verbindung mit den Engländern wiederherzustellen.

Die Pommern stürmten in glühender Tageshitze den Weg zurück — zurück zum Angriff. Der 18. August 1870 und Gravelotte hatten sie nicht so dringend gerufen wie der 6. September im Tal des Ourcq. Damals war ihr Einsatz im Abenddunkel nach Moltkes eigenem Urteil nicht mehr zweckmäßig gewesen, diesmal hing von ihrem Eingreifen alles ab.

Digitized by Google

Schon am Abend des Sonntag hatte das II. Korps den Grand Morin wieder überschritten und den Ourcq erreicht. Im Schauer der von Bränden und Kämpfen erfüllten Nacht entwickelte es sich, Front nach Westen, zu neuer Schlacht. Die 3. Division brach durch die Gehölze von Meaux und setzte sich bei Varreddes an den linken Flügel des IV. Reservekorps, die 4. Division keuchte bis Etavigny und griff rechts vom IV. Reservekorps ein.

Noch weiteren Rückweg hatte das IV. Armeekorps von St. Just und Provins. An den Engländern vorbei, die nicht fähig waren, solcher Manövrierkunst die Spitze zu bieten, marschierte es nach Rebais, um sich dort auf breiter Hügelflur nördlich des Grand Morin der Armee French vorzulegen und es ihr unmöglich zu machen, über Coulommiers nach Norden einzuschwenken. Als man sich überzeugte, daß die Engländer sich von Nachhuten und Kavallerie verblüffen und festhalten ließen, wurde auch das IV. Korps an den Ourcq nachgezogen, wo es am 7. September eintraf.

Das IV. Reservekorps hatte dort den ganzen Tag des 6. September bis in die Nacht den Anstürmen der Armee Maunoury standgehalten. In rasenden Bajonettkämpfen bedeckten sich die Felder zwischen Barcy und Acy mit Leichen. Unter großen Verlusten hatten die Divisionen Lamazes sich von Marcilly auf Etrepilly vorgearbeitet. Dreimal wurde der Kirchhof von Etrepilly gewonnen und verloren, bis er in den Händen des 2. Ersatzregiments der Zuaven blieb. Das IV. Korps, das am 9. August und 20. August Mülhausen genommen hatte und die am 29. August bei Combles erlittene Scharte auswetzen wollte, setzte seine Umfassungsbewegung eifrig fort und schob sich über Acy-en-Multien hinaus. Schritt für Schritt wich das IV. deutsche Reservekorps auf den Ourcq, an dessen Uferhügeln seine schweren Batterien aufgefahren waren.

Die Nacht verging und der Tag graute, es war Zeit, daß die Pommern kamen, denn die Franzosen brachten fortgesetzt Verstärkungen ins Gefecht und fochten mit einer Hingebung, die keine Opfer scheute. Um den Angriff durchzuführen, der wider Erwarten nicht zeitig genug gedeihen wollte, sandte Gallieni Maunoury die

Digitized by Google

61. Reservedivision zu Hilfe. Sie wurde mit der Eisenbahn herangebracht und zur Unterstützung des VII. Korps über Villers-St. Geneſt zur Umfassung angesetzt. Da stieß das VII. Korps, das schon auf Acy vorgeprallt war, plötzlich auf neue Streiter, die mit schweißverklebten Gesichtern zum Angriff schritten. Das II. deutsche Korps war ins Gefecht getreten. Weit klafternd schritt es auf den bedrohten Flügeln zum Angriff, wies auf dem linken einen Flankenstoß auf Meaux ab und eroberte auf dem rechten Flügel Etavigny zurück. General Maunoury sah den Erfolg entgleiten und warf das Letzte in die Schlacht. Vergeblich hoffte er auf die Unterstützung Frenchs; dieser hatte weder das II. noch das IV. deutsche Korps zu fesseln vermocht und mühte sich umsonst, den Vorhang zu zerreißen, den die Heereskavallerie und schwere Artillerie an der Straße Meaux—Coulommiers ausgespannt hielten. Maunourys Kerntruppe, das VII. Korps, verblutete sich bei Chambry und Acy, auch Acy ging ihm verloren, zerschossene Batterien blieben liegen, die Schlacht wandte sich zugunsten der Deutschen. Die 45. französische Liniendivision und die 55. und 56. Reservedivision, die mit der Marseillaise auf den Lippen ins Feuer gegangen waren, brannten zur Schlacke aus und waren nicht mehr imstande, das Feld zu behaupten. Im Drange der Not ersuchte General Maunoury in der Nacht auf den 8. September den Generalissimus nochmals um Unterstützung. Er hatte seine letzten Reserven aus der Hand gegeben und konnte trotz der kritischen Lage seinen weit nach Südosten ausgereckten rechten Flügel nicht nach der Mitte zusammenziehen, um den Durchbruch seiner Schlachtlinie zu verhüten, weil sonst die Verbindung mit der englischen Armee ganz verloren gegangen wäre. Selbst zum Einbruch in die große Lücke, die auf der deutschen Seite klaffte, seit das IV. Korps von der Hochfläche von Rebais über La Ferté-sous-Jouarre zurückgeklirrt war, fehlte den drei englischen Korps die Bewegungskraft. Ein Versuch ihrer Kavallerie, die Nachhuten des IV. Korps zu überflügeln, scheitert bei Choisy unter Verlusten. Die Armee French ist am Abend des 7. September kaum über Coulommiers und Choisy hinausgekommen. Unaufhörlich

Digitized by Google

hämmerten das II., IV. Korps und IV. Reservekorps der 1. deutschen Armee, die nicht mehr um Rückzug, sondern um Sieg kämpften, auf die 6. Armee ein. Da erreichte das IV. Korps der Armee Sarrail, das Joffre vom äußersten rechten zum äußersten linken Flügel der französischen Schlachtlinie entsandt hatte, das Schlachtfeld. In einer Hetzfahrt wurde es von der Maas zum Ourcq befördert, die Schlacht zu entscheiden, an der nun — seltsamer Wechsel des Geschicks — nicht mehr das Schicksal des deutschen, sondern das des französischen Heeres zu hängen schien. Trotzdem gelang es den Franzosen nicht, den Gegner am Ourcq zu bändigen.

Er hatte sich längst die Straßen nach Norden freigemacht und rückte nun am rechten Flügel mit grimmen Schwertstreichen von Betz über Villers—St. Genest vor. Maunourys Flügelstützpunkt Betz wurde mit stürmender Hand genommen. Der linke französische Flügel drohte vollends zusammenzubrechen. Die Gegenumfassung war im Gange. Nach Betz fiel Thury-en-Valois, das fortan zu einem starken Stützpunkt Klucks wurde, und als nun Sarrails IV. Korps im Feuer schmolz, die 61. Reservedivision zur Schlacke gebrannt war, alle Versuche, Acy zurückzuerobern, gescheitert waren, die englische Armee sich nicht fähig zeigte, den Grand Morin in breiter Front zu überschreiten und sich in Klucks linke Flanke und Rücken zu stürzen, da war die große Umfassungsschlacht als strategisches Manöver des Gesamtplans gescheitert und zu einem Ringen auf Leben und Tod der 6. französischen Armee geworden.

Schon faßte die Armee Kluck die Trümmer der Armee Maunoury, die sich trotzig und verzweifelt immer wieder zusammenballten, von Osten und Norden, um sie in eiserner Umarmung zu erdrücken. Unterdessen wich die deutsche Kavallerie vor der Armee French vom Grand Morin Schritt für Schritt auf die Marne, indem sie planmäßig jeden Abschnitt unter Aufopferung der letzten Staffeln bis aufs äußerste verteidigte.

General Maunoury erhielt von General Joffre strengsten Befehl, nicht vom Platz zu weichen, die Schlacht sei auf der ganzen Linie entbrannt, und es könne keine Schwäche geduldet werden.

Digitized by Google

In dieser Not wandte er sich noch einmal an Gallieni, und Gallieni nahm einen eisernen Besen und kehrte alles zurecht, was er in Paris entbehren konnte, um es Maunoury zu schicken. Er raffte die 62. Reservedivision zusammen und sandte sie in den Kraftdroschken, die von den Boulevards weggeholt wurden, an die Front. Zugleich erhielt General Boëlle, der Führer des IV. Korps, Befehl, am linken Flügel bis auf den letzten Mann standzuhalten und die Gegenumfassung um diesen Preis zu verhindern. Zugleich wurde die 8. Division vom rechten Flügel an den linken geworfen. Aber nichts wollte fruchten, und als es Nacht geworden war, stand die 1. deutsche Armee frei, siegreich und Herrin ihrer Bewegungen nördlich der Marne und hielt die 6. Armee unter sich gepreßt, während Nachhuten des III. und IX. Korps und Marwitzens Reiter den Engländern immer noch den Weg versperrten.

Schon waren 50 Kanonen in Klucks Händen, die strategische Lage ins Gegenteil verkehrt, die Niederlage der Armee Maunoury nahezu vollendet und der feine Plan des französischen Generalstabs durch die meisterhafte Manövrierkunst des deutschen Armeeführers in Fetzen gerissen.

Der Generalbefehl, mit dem Joffre am 6. September die Schlacht an der Marne eingeleitet hatte und in dem es hieß: „Le moment est venu d'avancer coûte que coûte et de se faire tuer sur place plutôt que de reculer" wuchs am Ourcq in blutige Erfüllung. Der 9. September dämmerte herauf und wieder setzte Kluck zum Angriff an. Er erstürmte Nanteuil. Zwischen den von Granaten entzündeten, qualmenden Strohmieten der abgeernteten Felder sank die 6. französische Armee, sanken Tausende der Armee Kluck als zweite Ernte in den Tod. Mit äußerster Mühe gelang es General Boëlle, südlich von Nanteuil eine Aufnahmestellung zu beziehen, während die Kavalleriedivision Bridoux einen letzten Versuch machte, nach Norden auszuholen und über Lévignen nordwestlich von Betz in die Flanke des Gegners vorzustoßen. Umsonst — Teile des IX. deutschen Korps fingen ihn ab. Verzweifelnd wichen die Franzosen auf Silly-le-Long. Die Widerstandskraft

Digitized by Google

Maunourys war erschöpft. Nur der Wille hielt ihn und seine Armee noch aufrecht.

Am Morgen des 9. September hatte die 1. deutsche Armee die Umfassung vereitelt, die Armee Maunoury geschlagen, die Armee French, die solchem Bewegungskrieg nicht gewachsen war, in Schranken gehalten und ihre eigene Handlungsfreiheit sichergestellt. Sie hielt sich stark genug, trotz ihrer schweren Verluste Maunourys Niederlage zu vollenden und dann, durch nachrückende Korps verstärkt, die Briten an den Hörnern zu packen.

Der Rückzugsbefehl der obersten Heeresleitung enthob die Armee Kluck der Riesenaufgabe. Er ist im Hauptquartier auf Grund allgemeiner Erwägungen gefaßt und war durch die Abdrängung der 1. Armee von der Masse des Heeres und das Auftauchen starker feindlicher Kräfte in der entstandenen Lücke nahegelegt worden. Da die Zurücknahme der 1. Armee Bülows rechte Flanke entblößte, ergab sich aus dem primären Entschluß eine allgemeine Rückzugsbewegung, die gleichbedeutend wurde mit einem Abbruch der weitgespannten Schlacht.

Generaloberst v. Kluck lieferte am 9. September nur noch Rückzugsgefechte, hielt aber Nanteuil, Etavigny und Lizy so lange fest, bis er die Armee hierzu bereitgestellt hatte. Die Franzosen spürten die Erleichterung, vermochten sie aber weder zu deuten noch zu benutzen. Am Abend trat Generaloberst v. Kluck auf Befehl der obersten Heeresleitung den Rückzug auf die Aisne an. Er wählte ihn nach Gefallen und der Sachlage entsprechend in exzentrischer Richtung und führte seine Trophäen und Gefangenen mit sich. Als die französisch-englischen Streitkräfte am Morgen des 10. September ihre Vereinigung vollzogen hatten und die Engländer nun frischer in Gang kamen, sahen sie sich nur noch Nachhuten gegenüber, die den Rückzug auf Soissons um den Preis einiger Geschütze und Versprengter deckten und dabei so drohende Gestalt annahmen, daß French sogar noch den General Franchet d'Espérey um Unterstützung ersuchte und die Marne nicht zu überschreiten wagte, bis kein Feind mehr zu sehen war.

Digitized by Google

Die Kriegsinteressen Amerikas

Von Ernst Kahn, Frankfurt a. M.

An der Neuyorker Börse wurde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland mit einem Freudentaumel begrüßt, und in den benachbarten Geschäftshäusern erschienen die Flaggen. Diese Stimmung findet ihr Gegenstück im Verlauf der Börse vom 21. Dezember, jenes Tages, an dem durch allerhand Durchstechereien einige gerissene Großspekulanten vorzeitig die Wilsonsche Friedensbotschaft vom kommenden Tage „vorausahnten". Damals war ein panikartiger Kurssturz die Begleiterscheinung. Also: die Neuyorker Börse fürchtet den Frieden und wünscht den Krieg. Warum? Weil noch keine Periode in der Entwicklung dieses materiell so glücklichen Landes ihm derartige Riesengewinne gebracht hat wie die zweieinhalb Jahre europäischen Krieges. Dafür nur wenige Ziffern.

Die Vereinigten Staaten, bis zum Kriegsausbruch ein Schuldnerstaat, haben während des Krieges bisher an fremde Länder, d. h. fast ausschließlich an die Entente, rund 10 Milliarden Mark Darlehen gewährt. Sie haben außerdem von diesen Ländern einen nicht minder großen Posten seither in Europa liegender amerikanischer Wertpapiere zurückgekauft und darüber hinaus noch etwa 3500 Millionen Mark europäisches Gold aufstapeln können. Dazu kommen noch einige andere Vorteile, wie beispielsweise der Wegfall von Zinsverpflichtungen, die sonst an Europa zu zahlen waren, geringere Verpflichtungen an die Saisonarbeiter, Ersparnisse im Reiseverkehr usw., so daß auch eine vorsichtige Schätzung die seitherigen Gewinne Amerikas im Krieg auf reichlich 25 Milliarden Mark veranschlagen darf.

Nun ist es politisch von weitestgehender Bedeutung, zu wissen, in wessen Taschen diese Gewinne geflossen sind, ob nur etwa in die einer kleinen plutokratischen Oberschicht oder ob auch weitere Volksschichten davon Nutzen gezogen haben. Das hat sich im Laufe des Krieges außerordentlich verschoben. Im Anfang des Krieges

Digitized by Google

litt das ganze Land unter einer ungewöhnlich scharfen Krisis, da Absatz und Kredit stockten. Nach einiger Zeit erst profitierten vom europäischen Völkerstreit ein paar ganz Große. Das war um jene Zeit, als das Haus Morgan durch geheime Abkommen mit der englischen Regierung zu deren Fiskalagenten in den Vereinigten Staaten ernannt wurde, und als dieses Neuyorker Bankhaus mit größter Bereitwilligkeit von nichtsahnenden ängstlichen Aktionären Bethlehem Steel Shares zu 45 % kaufte, um sie später zu 600 % wieder herzugeben. Wie gesagt, nur ein kleiner, aber einflußreicher Kreis von Großbankiers und Schwerindustriellen zog damals Nutzen aus der Lage. Allmählich aber änderte sich das. Der Bedarf der Entente wurde vielseitiger und dringlicher. Immer mehr Schreibmaschinen- und Lokomotivenfabriken richteten sich auf Granatendrehen ein, und auch Textil- und Lederindustrie bekamen aus der Morganschen Office ansehnliche Aufträge. Nach einiger Zeit griff die Kriegsindustrie auch auf gewisse agrarische Gebiete über. Die Sperre der Dardanellen machte plötzlich die Vereinigten Staaten, in den letzten Friedensjahren nur mehr ein Getreidelieferant zweiten Grades, zum wichtigsten Weizenexporteur. Während beispielsweise in den Jahren 1911/12 und 1912/13 nur 19 bzw. 26 % der Weltverschiffungen aus der Union kamen, waren es 1915/16 nicht weniger als 57 %, und zwar konnten die Farmer ihre Waren zu geradezu glänzenden Preisen losschlagen. Bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1915 war zeitweise der Getreidepreis in Chikago annähernd so hoch wie in Berlin, während er im Frieden in Berlin um die Hälfte teurer ist.

Sehr schwer litten dagegen zunächst die Baumwollfarmer unter dem europäischen Krieg. Sie hatten gerade die größte Ernte der Geschichte eingebracht und sollten nun ihren zweitbesten Auslandskunden, Deutschland, ganz verlieren. Die Folge war eine Entwertung sondergleichen. Die Textilfaser wurde zu Preisen angeboten (6 Cent für das Pfund), die auch nicht annähernd die Selbstkosten der Bauern decken konnten. Bei der großen politischen Macht der sogenannten Baumwollstaaten konnte man aus der Unzu-

Digitized by Google

friedenheit dieser Leute einen günstigen Einfluß für die deutsche Sache erhoffen. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Allmählich nämlich fanden auch die Baumwollbauern einen Ausgleich durch den erhöhten Inlandsverbrauch, dem sie noch durch scharfe Einschränkung der Anbauflächen nachhalfen, und Ende 1916 hatten sich die Verhältnisse bereits derartig verschoben, daß an die Stelle jener schlimmen Depression die tollste Hochkonjunktur für die glücklichen Baumwollpflanzer getreten war. Die Ware, die zwei Jahre vorher noch zu 6 Cent verkäuflich war, wurde ihnen jetzt zu 20 Cent und darüber aus der Hand gerissen. Das war ein Preis, der in gar keinem Verhältnis mehr zu den Selbstkosten stand und der seit den Tagen der Baumwollhungersnot während des amerikanischen Bürgerkrieges nie mehr gesehen worden war. Und so muß man sagen, daß in dem Zeitpunkt, in dem Bethmann Hollweg den unbeschränkten Tauchbootkrieg ankündigte, die gesamte amerikanische Volkswirtschaft von den Schrecken des Krieges Nutzen zog. Ausgenommen sind nur jene Arbeitnehmer, deren Lohn nicht gleichen Schritt mit der Teuerung halten kann, die selbstverständlich in den Vereinigten Staaten ebenfalls sehr unangenehme Dimensionen angenommen hat und die beispielsweise die Durchschnittspreise für Nahrungsmittel im Engroshandel von August 1915 bis Ende 1916 um reichlich 50 % erhöht hatte. Also das Heer der Festbesoldeten, das aber in den Vereinigten Staaten mit ihren rasch wechselnden Löhnen und Gehältern verhältnismäßig klein ist.

Soweit ist das materielle Interesse der Vereinigten Staaten an einem Anhalten des Krieges zwischen den europäischen Staaten erwiesen. Dagegen bietet unsere Schilderung noch keinerlei unmittelbare Anhaltspunkte dafür, daß die amerikanischen Wirtschaftskreise Vorteile aus einem Bruch mit Deutschland ziehen. Warum ist aber trotzdem jener uns feindselige Schritt Wilsons mit einer Hinaufsetzung der Kurse begrüßt worden? Hier kann man nur vermuten. Zunächst einmal werden wohl die amerikanischen Kriegslieferanten auf Grund der glänzenden Erfahrungen ihrer europäischen Kollegen sich ausgemalt haben, welche schönen Aufträge ihnen nun

Digitized by Google

von Washington zugehen würden; weiter aber erhofften sie — und wohl nicht mit Unrecht — eine behördliche Unterstützung ihrer von Deutschland stark gefährdeten Verschiffungen durch Konvoi und ähnliches. Noch viel unmittelbarer aber ist der Vorteil der Wilsonschen Politik für die hohe Finanz, vor allem für die um Morgan: die amerikanischen Banken nämlich „stecken" in einem bedenklichen Grade voll von unverdauten Ententeschuldscheinen aller Art, und zwar einmal deshalb, weil das amerikanische Publikum derartige Werte einstweilen nicht kauft (es liebte bisher keine internationalen Werte) zweitens aber, weil eine Warnung der Washingtoner Aufsichtsbehörde die Notenbanken gewarnt hatte, derartige Kriegsschulden in allzugroßen Posten zu kaufen — ein schwerer Schlag für die Entente. Es war tatsächlich so weit gekommen, daß Morgan und die Seinen in eine reichlich gespannte Lage gekommen waren. Das — so hoffen sie — wird jetzt ganz anders werden: die Regierung wird alle, die der Entente finanzielle Unterstützung leihen wollen, ermutigen statt warnen. Und dem Publikum wird die Übernahme englischer, französischer, russischer und portugiesischer Kriegsanleihen als eine besonders patriotische Tat suggeriert werden. — Morgan hat sein Milliardenrisiko anf seine biederen Mitbürger abgeladen und behält nur den risikolosen Gewinn für sich!

Der Amerikaner

Von Karl Eugen Schmidt

II.

Während man die intellektuellen Fähigkeiten des Amerikaners überschätzt und ihm eine Genialität im praktischen Geschäfts- und Erwerbsleben zuschreibt, die ihm in Wirklichkeit durchaus nicht in höherem Grade als seinen englischen und deutschen Vettern oder als seinen japanischen Konkurrenten eigentümlich ist, unterschätzt man ihn sehr auf moralischem Gebiete. Eben weil man in ihm den tüchtigsten Geldmacher sieht, glaubt man, das Geld gehe ihm über alles, und er habe keinen Gott neben dem allmächtigen Dollar.

Digitized by Google

Um diesen Irrtum aufzudecken, könnte ich meine Leser durch die herrlichen Kunstsammlungen führen, die Amerika in wenigen Jahrzehnten geschaffen hat, und sie müßten verstummen. Nicht nur das Metropolitan-Museum in Neuyork hält in seiner Großartigkeit jeden Vergleich aus und ist auf manchen Gebieten sogar allen europäischen Sammlungen überlegen, sondern überall im Lande kann man die gleiche Beobachtung machen: die moderne französische Kunst, von Delacroix über Courbet, Millet und Rousseau zu Rodin, Manet, Monet und den neuesten Erscheinungen ist in Neuyork, Boston und Philadelphia besser vertreten als irgendwo auf der Welt, das Pariser Museum im Luxembourg nicht ausgenommen. Denn dort drängt die offizielle Kunst der französischen Akademiker gerade die Leute, welche im neunzehnten Jahrhundert die Führung übernommen haben, an die Wand, und nur ganz bescheiden können sich die wahren Meister zeigen. Und ebenso kann man in den amerikanischen Sammlungen die deutsche Kunst besser kennen lernen als irgendwo anders außerhalb des deutschen Sprachgebietes.

Von der Pracht und ausgezeichneten Einrichtung der amerikanischen Museen will ich nicht sprechen; es würde mich zu weit führen. Dagegen will und muß ich im eilenden Vorübergehen auf die Vorzüglichkeit der öffentlichen Bibliotheken aufmerksam machen, die in unerhörter Anzahl über das ganze Land verbreitet und ihrer ganzen Einrichtung nach nicht für wenige Gelehrte, sondern für die Gesamtheit des Volkes bestimmt sind und dieser Bestimmung gemäß allenthalben einen Zuspruch haben, dem sich nichts in Europa zur Seite stellen läßt.

Indessen möchte ich meine Beweise gar nicht auf diese geistigen und künstlerischen Bestrebungen des amerikanischen Volkes bauen. Weit gewichtigere Zeugnisse für die unmaterielle Gesinnung des echten Amerikaners bieten uns die kirchlichen oder religiösen Verhältnisse des Landes. Diese Dinge sind dem Deutschen dermaßen fremd, daß er sofort mit dem Worte „Heuchelei" bei der Hand ist. Und dieser Verdacht kommt eben aus seiner Überzeugung, daß der Amerikaner der geriebenste Geschäftsmann und der eifrigste Priester des Goldenen Kalbes sei. Nun weiß zwar jeder, der sich in der Geschichte und bei den Menschen seiner Umgebung umgesehen hat, daß beides ganz gut zusammen geht, daß man den engsten Kirchenglauben sehr wohl mit hart an Gaunerei streifenden Geschäftskniffen verbinden kann, ohne sich darum der Heuchelei schuldig zu machen, und daß es in Italien Spitzbuben und Mörder gab und wahrscheinlich noch gibt, die vor dem Auszug auf Raub und Mord der Madonna im Gelübde einen Teil der Beute als Lohn für ihren Beistand versprechen, aber trotzdem will man in Deutschland und Frankreich den Yankees ihren Köhlerglauben nicht zugestehen und hält sie für arge Heuchler, wenn sie ohne Unterlaß das Alte und Neue Testament

Digitized by Google

auf den Lippen führen. Nur in England beurteilt man die Amerikaner richtiger in diesem Punkte, und das ist auch die Ursache, warum die englische Propaganda in Amerika so ausgezeichnete Früchte getragen und der deutschen Sache so gewaltig geschadet hat. Der Engländer hatte die Sache freilich leichter als der Deutsche, denn er besitzt selber eben diese Charaktereigenschaften, die dem Bewohner des europäischen Festlandes so unverständlich sind, und die er darum einfach als Erscheinungen von Heuchelei abtut.

Wer den Amerikaner kennen lernen will, der kann kein besseres Buch lesen als Mark Twains Huckleberry Finn. Das ist nicht nur ein sehr lustiges und unterhaltendes Werk, sondern zugleich gewinnen wir aus ihm eine höchst lehrreiche und richtige Ansicht von dem Volke, welches die Vereinigten Staaten bewohnt. Diese braven Farmer, welche von nah und fern zu Pferd und Wagen zusammenströmen, um einem Wanderprediger zu lauschen und zum Lobe Gottes zu singen und zu reden, die sich dann von einem Spitzbuben hintergehen lassen, der ihnen erzählt, er sei ein bekehrter Seeräuber und werde jetzt zu seinen Kameraden ziehen, um sie ebenfalls auf den rechten Weg zu bringen, worauf die Farmer ihm den Hut mit Dollarscheinen anfüllen, das sind die wahren und echten Amerikaner, so sind sie heute noch, und das merkwürdigste ist: so werden auch die Nachkommen der Deutschen, der Skandinavier, der Franzosen und aller anderen Festlandseuropäer in den Vereinigten Staaten.

Was man in diesem Punkte drüben sieht, ist dermaßen seltsam und komisch, daß man sich in Europa fast fürchtet, es zu erzählen, weil man doch nicht gern in den Verdacht gerät, das den Reisenden zugeschriebene große Messer zu brauchen. Vor zehn Jahren wohnte ich einem solchen „Revival", so genannt, weil in ihm das schlummernde religiöse Gefühl „wiedererweckt" werden soll, in St. Louis bei. Ganz zufällig war ich in das Zelt getreten, aus dem Musik und Gesang erscholl. Einfache Holzbänke, der nackte Erdboden mit anfänglich unerklärlichem Stroh belegt, eine Dame an einem Harmonium, ein Mann auf der Rednerbühne. Nach einer Weile begriff ich die Anwesenheit des Strohs: die Hörer wurden einfach toll in des Wortes verwegenster Bedeutung, sie heulten und brüllten, seufzten und schrien, zerkratzten sich die Gesichter, schlugen sich Gesicht und Brust, rauften sich die Haare aus, warfen sich auf den Boden und wälzten sich in entsetzlichen Zuckungen umher. Dabei schrien sie immer wieder: „Ich bin ein Sünder! Ich bin verloren! Erbarmen! Herr, Erbarmen!" und ähnliches. Der Anblick war so abscheulich, dermaßen Tollhaus, daß ich es keine Viertelstunde aushielt. Das aber kann ich versichern: von Heuchelei war da nicht die Rede!

In diesem Augenblick, wo der entsetzlichste Krieg, den die Welt je gesehen, alle menschlichen Gemüter aufregen und beschäftigen sollte, wissen Sie, wer

Digitized by Google

in diesem Augenblick und schon seit zwei Jahren die Seelen der Amerikaner am heftigsten aufrüttelt? Das ist Bill Sunday, ehemaliger Baseballkämpe und jetziger Wanderprediger. Er reist mit einem „Trainer", gerade wie es die großen Boxer und sonstigen Athleten machen, und jeden Tag geht er durch sein bestimmtes Programm körperlicher Übungen, um bei seinem Kampfe gegen den Teufel in gutem Stande zu sein. Auf der Rednerbühne fordert er den Teufel zum Kampfe heraus, tanzt herum wie ein Besessener, springt hoch in die Luft, um zu sehen, ob der Teufel vielleicht über ihm schwebe, wirft sich auf den Boden und legt sein Ohr lauschend auf die Bretter, um den bösen Feind da unten zu erspähen, und führt endlich einen regelrechten Boxerkampf gegen Satan auf, an dessen Ende er plätschnaß geschwitzt und zu Tode erschöpft niedersinkt, von seinen Freunden und dem „Trainer" aufgehoben, entkleidet, gebadet und gepflegt wird, gerade wie es mit irgendeinem anderen berühmten Athleten geschieht. Meinen Sie, das käme den Amerikanern komisch vor? Nein, dieser Bill Sunday hat einen solchen Zulauf, daß ihn die geistlichen und weltlichen Behörden großer Städte einladen, in ihren Mauern den Teufel und die Sünde niederzuboxen! Vor einem Jahre war er in Philadelphia, wurde von den Behörden festlich bewillkommt, und solange er da war, blieben alle Kirchen der Stadt geschlossen, damit alle Philadelphier zu seinen Vorstellungen kämen und den Teufel in ihrer Brust totschlagen ließen. Und solcher Teufel erschlägt Bill Sunday unzählige! Tausende und aber Tausende seiner Zuhörer melden sich in seinen Versammlungen als aus dem Sündenpfuhle gerettet und befleißen sich hinfort eines christlichen Lebenswandels!

Ein anderes Beispiel, welches uns einen Einblick in die amerikanische Seele gestattet: Auf der Weltausstellung in San Franzisko fiel mir im September 1915 ein Mensch mit einem Türkenfes auf dem Kopfe auf. Bald sah ich einen anderen, dann zehn, dann hundert. Nicht nur den Fes trugen die Leute, sondern auch höchst glänzende orientalische Kostüme, wie man sie in Kairo und Konstantinopel nur an den Kawassen der Konsulate und sonst eigentlich nur auf Maskenbällen erblickt. Im ersten Augenblick dachte ich, es sei heute der „Türkentag" auf der Ausstellung, dann aber machten mich die absolut untürkischen, durchaus amerikanischen Gesichter, welche aus diesen Kostümen herausschauten, wieder stutzig, und endlich erfuhr ich auf Anfragen, dies seien die Ritter vom Mystischen Schrein, so eine Art von Nachfolgern der Gralsritter. Der Orden ist über ganz Amerika verbreitet und hielt jetzt in San Franzisko seinen Bundestag. An die zehntausend mehr oder weniger orientalisch kostümierte Männer marschierten durch die Stadt und durch die Ausstellung. Sie marschierten wie Soldaten, machten kunstvolle Schwenkungen und Drehungen, präsentierten hölzerne — jawohl,

Digitized by Google

hölzerne! — Gewehre, schwangen krumme Türkensäbel und ließen die buntesten Banner von der Welt wehen, alle mit Halbmonden geschmückt. Nicht alle hatten den Fes, einige trugen Turbane mit wehenden Schleiern; es gab grüne, rote, blaue, weiße Beinkleider, Jacken, Schärpen und Kopfbedeckungen. Aber das tollste war der heilige Ernst, womit diese Leute ihre Übungen vornahmen! Man sah ihnen an, sie traten hier in ihren heiligsten Funktionen auf, erfüllten eine ihrer hehrsten Menschenpflichten. Und das waren nicht junge Leute, sondern die große Mehrzahl stand in den Vierzigern, und viele waren ehrwürdige Greise mit kahlen Köpfen oder weißen Haaren.

Solche Beispiele könnte man verhundertfachen, aber sie mögen genügen. Wer die Amerikaner genau anschaut, wird sie nicht mehr für die geriebensten Geschäftsleute halten, aber auch nicht bloß für unentwegte Anbeter des Geldes. Sie sind das eine sowenig wie das andere: sie sind in Wirklichkeit beinahe kindische Spießbürger, gerade wie Mark Twain sie in dem genannten Buch schildert. Ihre Naivität ist so ungeheuerlich groß, wie man sie in Europa eigentlich nirgendwo findet, von England vielleicht abgesehen, wo man allerdings sehr ähnliche Erscheinungen beobachten kann.

Und gerade darum, weil die Engländer ähnlich fühlen und sozusagen denken, ist ihnen ihre Propaganda drüben so ausgezeichnet gelungen. Für ihr Publikum ist die Welt sehr bequem in zwei scharf unterschiedene Hälften geteilt, genau wie bei den mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts über unseren romanischen und gotischen Kirchentoren. Auf der einen Seite ist alles pechdunkel, da sitzen die Sünder und schmoren in ihrer Schlechtigkeit, auf der anderen strahlt alles im hellsten Lichte, da lobsingen und preisen die Guten den Herrn. Genau so sieht die Welt in den allermeisten amerikanischen Köpfen aus, und man sehe sich nur die amerikanischen Theaterstücke und die fürchterlichen Films an, welche immer und allemal den endlichen Sieg der verfolgten engelreinen Unschuld über den bodenlos schlechten, teuflischen Widersacher darstellen! Da ist der Böse immer einfach böse, weil er eben böse ist; er hat gar kein Interesse an seiner Schlechtigkeit, er verübt sie nur eben, weil er schlecht ist. Ebenso unbegründet ist die Tugend des anderen Teiles.

Nun betrachte man einmal in diesem Lichte die Haltung des amerikanischen Bürgers dem Weltkriege gegenüber! Das ist einfach ein solcher Schreckensfilm! Der entsetzlich starke und schlaue Schurke, den wir Michel nennen, hat sich urplötzlich auf den unschuldigen belgischen Engel geworfen, ganz ohne Grund, nur eben weil er ein schlechter Kerl ist und als solcher Vergnügen an Raub, Mord, Brand und allen anderen Verbrechen hat. Aber da ist der verfolgten Unschuld der in keinem amerikanischen Melodrama fehlende tugendreiche Ritter und Helfer in Gestalt Englands und Frankreichs erschienen.

Digitized by Google

Wie Michel nur aus purer Bosheit, so handeln England und Frankreich aus weiter nichts als aus Tugendhaftigkeit. So hat die englische Propaganda in Amerika den Weltkrieg dargestellt, so sieht er in den Kindsköpfen aus, welche die übergroße Mehrheit des amerikanischen Volkes repräsentieren.

Und diese Vorstellung hatte bei weitem mehr mit der Haltung der öffentlichen Meinung drüben zu tun als die Milliarden, welche durch die Aufträge der Franzosen, Engländer, Italiener und Russen in die amerikanischen Taschen fließen. Die Amerikaner werden von Sentimentalität, von echtester Küchen- und Hintertreppensentimentalität weit mehr beherrscht als von Sucht nach Geldgewinn. Sie haben alle den Engländern geglaubt, als diese ihnen erzählten, die Deutschen hackten den kleinen belgischen Kindern die Hände ab aus purem Vergnügen am Händeabhacken, und sie glauben es noch jetzt!

Auf der anderen Seite hatten viele Amerikaner Millionenbestellungen für die kriegführenden Mächte abgewiesen, nicht weil sie für Deutschland oder gegen England sind, sondern einfach aus religiösen oder allgemein menschlichen Bedenken. Von amerikanischen Fabrikanten, die das getan haben, hat das „Fatherland" seitenlange Listen gebracht, und dabei handelt es sich nicht um Deutschamerikaner, denen die Engländer und Franzosen solche Aufträge gar nicht erst anbieten würden, sondern um waschechte Amerikaner mit englischen Namen.

Vielleicht haben wir diese Imponderabilien der amerikanischen Seele nicht genügend beachtet, weil sie uns innerlich so fremd sind. Darüber ist rückschauend schwer zu handeln. Der Engländer hat sie gekannt, sie sind ein Stück seiner selbst, und damit die Voraussetzungen geschaffen, die der Regierung ihre feindselige Haltung gegen die Mittelmächte erlaubten.

Die Seele begibt sich vor den Herrn

Von Stefan Tömörkény

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein)

Die alte Frau Lefkovics hat auch vorgestern auf dem Markt Decken verkauft und andere sonstige Gebrauchsgegenstände, die ins Bett gehören. Für diese Dinge gibt es um diese Zeit nicht recht Käufer, denn im Sommer braucht man kein Bettzeug, besitzt auch nicht recht das Geld zum Einkauf, denn das Geld steckt ja noch in der Erde, hängt an den

Digitized by Google

Bäumen und Rebenstöcken. Frau Lefkovics lungert deshalb vor ihrem Zelt und schaut umher: sie hat ja genug Zeit. Plötzlich kommt eine magere vereinzelte Bäuerin von ärmlichem Aussehen auf das Zelt zu.

„Guten Tag, junge Frau," sagt die Bäuerin gelassen.

„Guten Tag. Was wollt Ihr kaufen, gute Frau?"

„Nichts, junge Frau. Ich brachte nur diese Schuld."

Sie drückt der Krämerin acht Gulden in die Hand. Frau Lefkovics betrachtet die acht Gulden und weiß sich darüber nicht recht Bescheid zu geben.

„Eine Schuld?" meint sie ungläubig. „Nie hab' ich was auf Borg verkauft, gute Frau, und niemand schuldet mir acht Gulden."

„Doch," sagt die Bäurin. „Eine Seele schuldet Euch diese acht Gulden."

Sie hält inne und fügt als Erklärung hinzu:

„Vor zwölf Jahren hat sich die Geschichte zugetragen."

*

Bestohlen werden die Marktfahrer wahrhaftig oft genug. Das gehört schon zum Geschäft. Der Dieb verfällt in erster Reihe immer auf sie. Man braucht über keinen Zaun zu kriechen, auch keine Mauer zu durchbrechen. Wenn die Wagen der Marktfahrer im Dunkel der Nacht die Landstraße dahinrollen, kommen die Diebe gelaufen, schneiden die Blahe von hinten auf und ziehen die Waren hervor. Oder sie zerschneiden auf dem Markt selbst die Zeltwand und nehmen mit, was ihnen in die Hände fällt. Der Betrieb des Marktdiebstahles ist geradezu ein eigenes Gewerbe. Die Marktfahrer kennen genau die Gegenden, wo es besonders gefährlich ist, dort fahren sie gruppenweise. Dies ist ihr einziger Schutz, denn brauchbare Waffen besitzen sie nur selten. Ab und zu trägt der eine oder andere eine alte Pistole bei sich. Wenn nun irgendwo, am Anfang oder Ende der Karawane, Lärm entsteht, schießt man in die Luft. Aber auch nicht immer, denn die Diebe sind imstande, zurückzuschießen. Und um dies zu vermeiden, lassen die Krämer lieber das Schießen sein. So geschieht es denn, daß die Frau

Digitized by Google

Meisterin auf dem Vordersitz des Wagens (wenn der Wagen voll beladen ist, kann nicht mehr als eine Person oben sitzen) ein verdächtiges Geräusch zu vernehmen wähnt. Sie richtet sich auf dem Sitz auf, schaut nach hinten und sieht, daß ein Mann die Decke aufschneidet und ein Stück Ware hinausziehen will. Heißa, flugs erfaßt da die Frau Meisterin das andere Ende, und die beiden ziehen hin und her, bis einer Sieger bleibt. Ist die Frau Meisterin stärker, dann rollt sie den Stoff wieder zusammen, bleibt der Wegelagerer Sieger, dann zieht er die Ware vom Wagen, wirft sie über die Schulter und nimmt ins Maisfeld Reißaus. Dort kann man sich verstecken wie in einem Urwald.

Es gibt aber auch eine andere Sorte Marktdiebe. Die stehen vor dem Zelt, wenn das Geschäft im Gang ist. Meistens ist nur ein Verkäufer oder eine Verkäuferin da, und so kommt es, daß bei großem Andrang das Stehlen der ausgelegten Waren leicht fällt. Die Ware bietet sich ja schier selbst an: Schau, hier bin ich. Nimm mich fort, es sieht's ja ohnehin niemand.

Ist es ein Gehörtsich, daß die Ware sich dermaßen anbietet? Vergeblich fragen wir da nach dem Recht, anders wird es darum doch nicht. Und warum sollte es auch? Mehr als einmal stahlen schon arme Großväter Spielzeug für ihre Enkelkinder, besonders zur Weihnachtszeit. Jawohl. Und so blieb auch einmal Mihály Gödrei vor einem Zelte stehen und besichtigte die Decken. Rote Decken und blaue Decken lagen dort, und Mihály Gödrei hatte daheim ein Kind, das keine Decke hatte.

Bei armen Leuten schläft das Kind nicht im Bett, es ist vielleicht eben deshalb stark und gesund. Der Winkel ist die Wohnung des Kindes, der Winkel neben dem Bauernofen. Eine harte Lagerstätte ist's, aber dafür bedeckt man eben die Steine mit Fetzen. Mit Röcken und alten Westen, die schon so viele Flicken haben, daß man sie weiter nicht mehr flicken kann. Der Stoff will den Zwirn nicht mehr halten. Auf diesen Fetzen schläft das Kind armer Leute und träumt. Die Wohltat des Traumes stammt von Gott, das Elend des Wachseins von den Menschen.

Digitized by Google

Wenn der Ofen geheizt wird, braucht das Kind von Rechts wegen nicht viel Decken. Doch hatten die Gödreis zu jener Zeit recht leichtfertig und fröhlich in den Tag gelebt und verfügten über nichts, womit man heizen könnte. Wiewohl sie schon die Wanduhr verkauft hatten, was weiter kein großes Malheur war, denn die Uhr ging ohnehin nicht. Es war nämlich das Öl zwischen den Rädern gefroren.

Mihály betrachtete die Decken. Viele Leute drängten sich beim Zelt und prüften, studierten, kauften die Waren. Mihály tat ähnlich. Er hob eine Decke, die war groß und schwer und gab an dem kalten Wintertag schier schon bei der Berührung Wärme. Ob er nun wußte, was er tat, oder es nicht wußte, allenfalls prüfte er inmitten der Käufergruppe die Decke weiter. Dabei zog er sich immer weiter gegen den Rand des Zeltes zurück, wo sehr viele Leute die Decken musterten, ihre Breite und Größe prüften. Und schließlich zog Mihály die Decke an sich und trug sie fort, als habe er dafür bares Geld bezahlt, redlich verdientes Geld dafür gegeben. Fort trug er sie. Warum er's tat, was ihn dazu aneiferte, ob er in jenem Augenblick das frierende Kind wimmern hörte? Welch törichtes Gefrage? Fest steht, daß Mihály die Decke fortnahm, heimtrug und bleichen Gesichtes und furchtsam dem Weibe in die Hand gab, sagend:

„Eine Decke!"

In der Stube war es kalt und still, bloß das Gewissen regte sich im Herzen und kämpfte dort mit der Liebe zum Kind. Wie handelte man nach Recht und Pflicht? Die Gedanken verwirrten sich und kamen zu keinem Entschluß. Die Frau breitete die Decke aus, und auch sie fühlte sofort die Wärme. Und diese tat ihr wohl. In diesem schweren Augenblick schauten Mann und Weib einander traurig in die Augen und nahmen die Decke in Besitz, denn sie wollten sich das Kind um keinen Preis entreißen lassen. Doch taten sie zu gleicher Zeit das Gelübde, die Decke zu bezahlen. Was immer sie auch entbehren müßten, und sei es selbst das Essen, sie werden eines Tages mit dem Geld Frau Lefkovics aufsuchen, reuevoll, demütig und geständig.

Digitized by Google

Dies gelobten sie. Starken Glaubens und festen Willens. Und am Abend, als sie die Decke zum erstenmal über das Kind breiteten, war ihnen ganz leicht zumute.

„Mutter, wer hat die Decke gebracht?" fragte freudestrahlend das Kind, und da wiederholten Mihály und das Weib mit schimmernden Tränen im Auge das Gelübde.

Wenn Gott sie damals gehört und ihren Kampf in der folgenden Zeit gesehen, hat er Mihálys Tat bestimmt nicht in die Liste der Sünden eingetragen. Denn er konnte sehen, wie sie zusammen noch zwölf Jahre des ihnen vom Schicksal beschiedenen Lebens verbrachten, er konnte sehen, daß sie niemals über acht entbehrliche Gulden verfügten. Nicht einmal dann, als sie das Kind verloren hatten, denn dieses schied von ihnen. Die Decke war zu spät gekommen.

Zwölf Jahre vergingen, und nach dieser Frist sah auch Mihály die Zeit gekommen, seine Lehmhütte mit einer zwar engen, aber von allen Seiten durch Bretter geschützten Wohnung zu vertauschen. Zu jener Zeit war auch die Decke längst zerrissen und Mihálys Lebensgefährtin besaß nur noch die Erinnerung an sie. Die Erinnerung an eine Decke und zwei Tote.

*

„Eine Seele?" fragt Frau Lefkovics das Bauernweib. „Eine Seele?"

„Eine Seele!" wiederholt jene. „Früher ging's nicht, alle Heiligen sind meine Zeugen. Jetzt ging die Seele fort. Was an Sachen übrig blieb, habe ich verkauft, vom Erlös stammen die acht Gulden."

„Vor zwölf Jahren..." sagt Frau Lefkovics, „vor zwölf Jahren... Vielleicht irrt Ihr Euch..."

„Nein," sagt das Weib, „genau so hat sich's zugetragen."

„Es werden aber auch vier oder sechs Gulden genug sein?"

„Nein," entschied das Bauernweib. „Jetzt begibt sich die Seele vor den Herrn!"

Digitized by Google

Zwei Gedichte

Von Rolf Guſtaf Haebler

Einkehr

Müd und beſtaubt vom weiten Wandern
Trittſt du in kühle Einſamkeit
Und biſt von einem Tiſch zum andern
Ein ſtiller Gaſt der Mittagszeit.

Vorm Fenſter reifen ſchon die Reben
Und laſſen grün das Sonnenlicht
Dem Braun des Zimmers ſich verweben
Und tragen Trauben voll und dicht.

Im Glaſe glänzt der dunkle Wein
Voll Sonne, die ſich drin verfangen,
Und ſüß geht ſeine Seele ein
Zu dir und deinem Glückverlangen.

Sie breitet zärtlich wie ein Traum
Sich über all die bunten Dinge
Und löſt dir leiſ' aus Zeit und Raum
Des Lebens wirrverſchlungne Ringe ...

Noch immer ...

Schon wieder ging ein Tag zu Ende,
Verblaßt im letzten Abendrot,
Und reicht der Nacht die müden Hände —
Und immer noch iſt Kampf und Not!

Noch immer ſind ſo viele Feind,
Und immer noch ſtürzt Stein und Baum,
Und Mütter haben nicht genug geweint
Im Wachen und in ſchwerem Traum.

Noch immer geht durch dieſe Welt
Der Tod, mit Sicheln angetan — —
Wie langſam ſich die Nacht erhellt!
Spät ſteht der Mond in hoher Bahn.

Digitized by Google

Soldatenmoden

Damals, 1914 bis Ende 1915, als alle Soldatenherzen hell auflohderten voller Begeisterung, als über alle Armeen das schönste Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr", wie ein strahlendes Panier flatterte, damals konnte man im Felde den Musketier vom Offizier nur durch die stumpfsilbernen Achselstücke unterscheiden. Sonst war alles dasselbe. Derselbe Rock, zerrissen, verdreckt. Derselbe Mantel, zerschossen, verbrannt. Hier und dort dieselben plumpen, schweren Schaftstiefel. In den Augen und in den Herzen derselbe strahlende Gedanke: „Wir sind ein Volk von Brüdern."

Dann kam eine kleine Spanne Zeit, wo der Krieg etwas wissenschaftlich wurde. Mit dem Anhauch der Gelehrsamkeit griffen verschiedene zur Flinte. Die Zeit der Hornbrillen tauchte auf. Man merkte sofort, dieser Kerl hat sicherlich ein dickes Notizbuch in der Rocktasche, wo er seine Kriegserlebnisse hineinschreibt oder seine Kriegsgedichte. Und dann wußte man auch: Dieser Kerl hat Goethes Faust im Tornister oder Nietzsches Zarathustra oder ein Bündel Philosophie von Wundt. Und dann kam die Zeit, wo der Krieg ganz sportmäßig seinen Stempel auf den Soldaten drückte: Ledergamaschen, Wickelgamaschen, enge Hosen, Schnürstiefel, schlappe Mützen. Das war eine komische Zeit. Man dachte an Fußbälle, Tennisschläger, Boxereien, Rennfahrten, Wanderlieder, Zupfgeigenklänge. Und nun, wo der Krieg so lange dauert, wo hier und dort ein Schimmer aufsteigt vom Friedenssternchen und in die rauhen Soldatentage hineinfällt, da ist die Soldatenmode ganz korrekt geworden, ganz sauber. Steife Mütze, sorgfältiger Helmsitz, gewichste Stiefel, reine Oberhemden und Stulpen; hier und dort auch Kragen. Langsam geht's wieder in die Friedenstage hinein.

Wenn ich an unseren Major denke — auf seinen Krückstock gestemmt, am ausgeblaßten, zerrissenen Rocke das Eiserne Kreuz und ein Paar Augen im Gesicht, wundervolle Soldatenaugen, die durch den Blutnebel furchtbarer Schlachten gestiert und gejagt waren, wenn ich an diesen Mann denke, dann weiß ich's, die erste Mode, Kameraden, die erste Mode war doch die beste: weil sie ein Herz hatte, ein jubelndes, warmes Soldatenherz.

Max Jungnickel

A. Suppers „Herrensohn"

In der Kunst von Auguste Supper begegnen sich zwei Elemente: eine helläugig griffeste Natur, die den Umkreis der Dinge scharf ins Auge faßt, das Wesentliche wahrnimmt und mit einer knapp schreibenden, völlig sicheren Hand darstellt, und dann: eine zarte, vorsichtige Seele, die vom Leben hinter der Sinnenwahrnehmung weiß, auf die leisen Regungen der Geheimnisse horcht, die Menschentum und Welt umschließen, und die ihre dichtende Freude gerne in das Land einer romantischen Erfindungslust entläßt.

So sehen wir in den meisterhaften Novellenbänden im Rahmen einer deutlichen Schwarzwaldlandschaft die schwäbischen Sinnierer, Sonderlinge, Pfarrer, Hirten, Lehrer — Leute, an ihr Tagwerk gebunden, doch alle mit einem Drüberhinausgehen, mit

Digitized by Google

einem Leben, das aus der Berufsgebundenheit floh oder durch die Leidenschaft hinausgejagt wurde. Nun hat sie ihren dritten Roman geschrieben, vor dem sich die Gesichtswinkel der Betrachtung, am bisherigen Werk gemessen, etwas verschieben. Die momentane, fast schmerzhafte Deutlichkeit der Darstellung, die etwa bei der „Mühle im kalten Grunde" eine ganz außerordentliche Steigerung des bildhaften Eindrucks anzeigen mußte, ist vor einer sanfteren, etwas verschleierten Art gewichen — der landschaftliche Hintergrund ist seiner erkennbaren Kontur entkleidet und so etwas allgemeines süddeutsches Mittelgebirge geworden, die Geschehnisse sind aus der Gegenwart so in das ausgehende achtzehnte Jahrhundert gerückt, ohne daß nun das Kulturkolorit oder die geschichtliche Atmosphäre sehr wichtig geworden wäre. Man darf nicht etwa an Hermann Kurz denken wollen, der auch aus dieser Zeit seinen epischen Stoff herausriß. Für Frau Supper ist er nur Einkleidung. Entscheidend ist seelische Führung der Fabel.

Und hier ist nun eine seltene Reife und feine Freiheit erreicht. Mag sein, daß jemand daran mäkeln könnte, wie der Roman „komponiert" ist, welchen breiten Raum scheinbar tote Episoden (wie die Heiligenstadter) einnehmen — das ist es aber gar nicht, was man finden darf, wenn man das Buch liest, sondern man soll sich hinleiten lassen zu der wunderbaren Kunst der Seelenschilderung, die in jedem Menschen, der auch nur ein paar Seiten des Buches anstreift, unvergeßliches Leben weckt, und man soll die sichere Feinheit sehen, mit der der „Held" durch das Leben erzogen wird, durch das Leben, d. h. durch das Bild seiner toten Eltern.

Der „Herrensohn", den die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart kürzlich herausgebracht hat, ist ein Erziehungsroman, der sich in die Linie des „Grünen Heinrich", des „Wilhelm Meister" — nicht in den Maßen, aber doch in der Gesinnung: das Sich-zur-Welt-Suchen und -Finden eines jungen Menschen — stellt. Wenn ein solcher Roman sehr gut „komponiert" ist, wird er als Dichtung und Dokument schlecht sein — er darf und wird in der Führung etwas Lässiges haben und damit eine wenn auch heimliche, so doch starke Überzeugungskraft seiner Echtheit.

Die reife und stille Weisheit, die über dem Buch liegt, die seine Sprache adelt und die über allen Leidenschaften und Irrungen als Halt und Band geführt ist, leiht diesem Werk seine gewisse „Sittlichkeit" und „Frömmigkeit". Das feine Ding einer jungen, werdenden Menschenseele ist mit klugen, aber auch ehrfürchtigen Fingern angefaßt, und das gibt dem Buche seinen Gesinnungswert, der nicht als moralische Randbemerkung kommt, sondern die künstlerische Lebendigkeit vertieft.

Es ist kaum ein Zufall, daß man öfter an Raabe denken muß. Das ist nicht nur so ein bißchen seine historische Atmosphäre — es sind die Menschen und Schicksale, die auch seine Phantasie erfand und denen seine Liebe Atem gab. Wer wie wir den Raabe etwa des „Schüdderump" aufs höchste verehrt, der mag den Namen des Dichters als den Ausdruck der hohen Meisterschaft nehmen, die wir in A. Suppers neuem Menschenbuch finden.

Theodor Heuß

Digitized by Google

Ludwig Thomas Weihnachtslegende

Von den Büchern und Stücken, die Ludwig Thoma in den letzten Monaten veröffentlichte, scheint uns seine „Heilige Nacht" (Albert Langen) die wertvollste Arbeit. In diesem schönen Buche erzählt der Dichter die Geschichte von des Heilands Geburt: Wie das heilige Elternpaar nach Bethlehem wandert und dort, von den Reichen mißachtet, in einem Stall nächtigen muß, wo das Christkind geboren wird. Nun, das wissen wir selbst; aber Thoma weiß mehr. In der Schilderung seiner oberbayerischen Verse liegt Bethlehem in der Murnauer Gegend und Nazareth vielleicht am Starnberger See. Und die Leute von vor fast 2000 Jahren benehmen sich gerade so, wie die hiesigen Bauern Anno 1916. Wie Albrecht Dürer in seinen Bildern zur Heiligengeschichte die römischen Söldner in der Landsknechtstracht der eigenen Zeit schildert, wie Shakespeare in seinem Stücke „Troilus und Cressida" Troja kulturell und politisch mit seinem England des sechzehnten Jahrhunderts verquickt, so verlegt Thoma die äußeren Begebenheiten der Weihnachtszeit in den naiven Anschauungskreis heutiger Bauern. Der prächtige, erdgebürtig-naive Ton seiner Schilderung erzeugt eine feierlich-herzliche Stimmung. Joseph, der Zimmermann, und sein Weib Maria leben „so friedli, so brav und so stad" miteinander. Aber immerhin, der Dichter entscheidet nicht, ob der wackere „Zimmamo" nicht doch bisweilen zum Biere gegangen ist. Denn er kennt die Zimmerleut und weiß auch: „Z' Palästina waar's a weng hoaß". Damit beginnt's. Und nun erfährt der Leser, daß Joseph und, trotz ihrer gesegneten Umstände, auch seine Frau Maria, nach Bethlehem müssen, „aufs Rentamt". Der bayerische Bauer kennt derlei Nöte, und er gewinnt somit ein durchaus persönliches Verhältnis zu Joseph und seinem Geschicke. Der Weg wird den beiden schwer. Maria droht unter der Last der Wanderung zu vergehen ... aber der Reiche, der im Schlitten vorüberfährt, hat kein Ohr für Josephs Bitten. Erst ein armer Handwerksbursche, der zufällig des Weges kommt, fühlt Mitleid, und gemeinsam mit Joseph trägt er Maria bis vors Tor der Stadt. Hier nimmt er Abschied. Er darf nicht nach Bethlehem:

„Vo wegn de Standari, vasteht's,
Denn koane Papier hab i koa..."

Genau so tät' es der fahrende Bursche, der vom Achensee ins Bayerische wanderte: er würde um Egern und Tegernsee einen weiten Bogen machen. — Aber den Wanderern ergeht es auch in der Stadt nicht zum besten: die Gasthäuser in Bethlehem sind ihnen gegenüber ungastlich: der Rößlwirt und der Lammwirt und das Bräu und die „Post", kein Haus nimmt sie auf, nicht einmal die Handwerkerherbergen. — Da denkt Joseph an seinen Vetter Josias, der in Bethlehem lebt. Sie gehen zu ihm, aber er und sein Weib wollen von den armen Verwandten nichts wissen. Mit Redensarten, die auch heute noch in Bayern Habsucht und Eigennutz kennzeichnen, speisen sie die beiden ab. Und so wäre es denen denn sehr übel ergangen, wenn sich nicht der arme Mann gefunden hätte, der ihnen wenigstens den Stall als Obdach anbot. Thoma schildert nun die Geburt Christi, die heiligen drei Könige aber werden bei ihm zu Handwerksburschen, die sich zur Hei-

Digitized by Google

landsanbetung zusammenfinden. Die Stücke, die diese Handlung erzählen, werden von Zwischengesängen unterbrochen, die, ähnlich wie klassische Chöre, jedes Kapitel lyrisch erfassen und ausdeuten. — Thomas Buch ist ein Kunstwerk von hohem dichterischem Werte. Hier sehen wir einmal, daß ein Stoff, der populariſiert wird, nicht banaliſiert zu werden braucht. Ein rührend-inniges Erfassen der Volksseele und tief-herzliche Liebe zum Stoffe schuf eine Gestaltung seltener Art. Mit diesem Werk knüpft Ludwig Thoma an die größten Erinnerungen seiner dichterischen Vergangenheit an: es reiht sich dem „Andreas Vöst", dem „Wittiber", dem „Agricola" in seiner dichterischen Kraft würdig zur Seite. — Die Ausstattung des Buches ist des höchsten Lobes würdig. Wilhelm Schulz hat in mehreren Dutzend entzückenden Kohlenzeichnungen die Stimmung dieser naiv-heiligen Geschichte schön und eindrucksvoll neugestaltet.

Richard Rieß (München)

Geist und Macht

Dr. v. Bethmann Hollweg schrieb einmal im Jahre 1913 an Karl Lamprecht die wundervollen Worte: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann." Mehrere solcher Staatsmänner, denen es gegeben ist, in so wenigen und einfachen Worten den tiefsten Sinn der Weltgeschichte zu erfassen, täten dem staatlichen Imperialismus des zwanzigsten Jahrhunderts bitter not.

Wer es vermag, im gegenwärtigen Zeitpunkt staatlicher Interessenkonflikte die politische und geistige Gesundung der einzelnen Völker zu beurteilen, dem löst sich ein Anblick dumpfer Wirrnis. Er wird nach Überwindung all der geistigen Unklarheit zunächst den Eindruck gewinnen, daß in der Einstellung zum Krieg den Völkern aller Staaten ein psychologisches Moment gemeinsam ist, nämlich die volkstümliche Schulmeinung, daß an der Entstehung des Weltkrieges führende Persönlichkeiten, Minister, Regenten, einflußreiche Finanzgruppen entscheidenden Anteil genommen hätten. Dem deutschen Volkscharakter und der unpolitischen Art des Deutschen eignet solche Auffassung ganz besonders. So hört man denn auch immer wieder die Stimmen, in lautem Echo widerhallend, die die alleinige Schuld am Kriege auf die Häupter der Iswolski, Grey, Poincaré, Delcassé gelegt wissen wollen. Aber auch im Ausland vernahm man schon in Zeiten des Friedens wesensähnliche Symptome. Besonders auf französischer Seite. Hier war es eine kleine, aber einflußreiche Gruppe, in der man die angebliche Eroberungssucht des deutschen Volkes personifizierte, der man den größten Anteil an der Verhetzung der Völker in die Schuhe schob. Man wird nicht unwesentlich erstaunt sein, wenn man die Ausdehnung, die solche Gemütspolitik in allen Ländern angenommen hat, in ganzem Kreis erblickt. Freilich soll damit nicht das im letzten Grunde gottlob harmlose Treiben jener Sorte von Gewalt- und Machtschreiern gebilligt werden, die auf der einen Seite einem „reinen Germanentum" das Wort reden, deren Nationalitätenprinzip aber dennoch von solcher Art ist, daß sie —

Digitized by Google

trotz ihrer völkischen Eigenart — ihren Machthunger durch Einverleibung selbständiger Fremdvölker zu befriedigen imstande sind.

Auch in unseren Tagen werden die großen Begebenheiten des Weltgeschehens mehr an dem Reiz und der weihevollen Stimmung der Glockengeläute und Siegesfeiern gemessen, als an dem Maßstab der politischen Bedeutung, die ihnen zukommt. Man erkennt immer noch nicht oder nur wenig, daß einzig und allein staatliche Gegensätze den Weltkrieg ausgelöst haben. In diesem Verkennen liegt eben das begründet, was Bethmann, was Ruedorffer und mancher andere als das Äußerliche an dem deutschen Nationalismus bezeichnet hat, das auf Neid, Rache, Vergeltung eingestellt, in Wirklichkeit aber eine politische Untugend ist. Max Fischer hat jüngst im „Neuen Deutschland" aus solchen Erwägungen heraus die schönen Worte niedergelegt, die gerade jetzt doppelter Beachtung wert sind: „Durch Erwerbungen, Bündnisse, staatsrechtliche und wirtschaftliche Bindungen allein aber läßt sich nur äußerlicher, unzureichender Zusammenhalt erwirken. Die bleibenden und tieferen Einwirkungen des Deutschtums auf andere Völker kann nur kulturelle Durchdringung schenken und moralische Eroberung."

Wir sollten heute wissen, daß jeder Staat eine Energie bedeutet, die sich nach eigenen Bedürfnissen und nach eigenen Gesetzen entfaltet, daß unser deutscher Staat aus den Entwicklungsnotwendigkeiten einer organisch gewachsenen Volkskraft und Wirtschaft nach Macht und Weltgeltung drängt. Solche Erkenntnis möge unsere Ausrichtung nach außen hin entscheidend fördern: ein deutscher Imperialismus, der auf weltwirtschaftlicher und daher machtpolitischer Basis ruht. Er schafft sich Ausdruck in der Hingabe des einzelnen an das Staatsganze, er quillt aus den staatlichen Notstandsmaßnahmen der deutschen Gegenwart heraus, die schlechthin jede Individualität dem Staate verpfänden. Indem er die vielgestaltigsten politischen Richtungen einer Nation auszugleichen bestrebt ist, geht er, sich über das Chaos der tagespolitischen Forderungen erhebend, den logischen Gang der Geschichte.

Aber er vermag ihn nicht ohne freie, überstaatliche Faktoren zum Wohle des Staatswesens zu Ende zu gehen. Das hat die Weltgeschichte an den klassischen Beispielen des Griechentums und des Römertums einleuchtend genug erwiesen. Strindberg sagt ganz in diesem Sinne: Bei oberflächlicher Betrachtung der Weltgeschichte bekommt man den Eindruck „eines Räuberromans und einer bestimmten Gefühllosigkeit gegen das Leiden der Menschen".

Jedoch bei tieferem Eindringen in die Blätter der Weltgeschichte erkennt man, daß neben jenem „Dasein der Notwendigkeit", das die Individualinteressen je nach Umständen einschränkt und begrenzt, die Freiheit des menschlichen Willens, die Tiefe des Geistes, das Metaphysische der Kunst sich als lebendige Kräfte darstellen. Der Staat der Gegenwart, dessen Stern am Himmelsgewölbe nicht erlöschen will, muß es als eine seiner ersten Aufgaben betrachten, aristokratische Kultur und individuelle Geisteswerte unter sein schützendes Panier zu nehmen und nicht zu ertöten.

Und dieses Postulat drängt heute, wo ein armseliger Geist der Nutzsamkeit und des Materialismus sein verheerendes Unwesen treibt, wo

Digitized by Google

die Gefahr droht, daß materialistische Geistesrichtung und wirtschaftliche Betriebsamkeit die tiefen kulturellen Gesichtspunkte im Keime ersticken, mehr denn je.

Der Imperialismus der staatlichen Macht, der letzten Endes die territoriale Erfüllung der wirtschaftlichen Bedürfnisse einer Nation erstrebt, dient nur dann der Sicherung und Zukunft einer modernen Großmacht, wenn er mit jenem Imperialismus des Geistes, jenem kulturellen Imperialismus in Einklang steht. Nur auf solche Art gelangt der Staat zur Homogenität aller nationalen Kräfte. Nur auf solche Art bewegt er sich auf der Bahn nach oben, indem er den Rankeschen Schluß aller politischen Weisheit zieht, der lautet, daß im Völkerleben geistige Werte nicht ohne Machtwerte und dauerhafte Machtwerte nicht ohne geistige Werte erzeugt werden, und beide auf das genaueste zusammengehören.

J. P. Buß

Der starke Mann

„Eine schweizerische Offiziersgeschichte" (erschienen bei Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig) —, präzisiert im Untertitel Paul Ilg. Ein Männerschicksal wird furchtlos, provozierend in einer kräftigen Al-fresco-Manier, die Tempo hat, hingezeichnet; im brüchigen Schlußkapitel verrät die Gestaltung eine Hand, die — vorher klug, überzeugend, maßvoll schaffend — merklich zu zittern begann und in der psychologischen Motivierung erlahmte. Der starke Mann ist Guidenoberleutnant, Instruktor, ein gescheiter, schuftiger Parvenü, brutal gesund und hat wenig oder gar kein reines Menschentum. Und an diesem Mangel zerbricht seine selbstherrliche, herrische, hohle, unterhöhlte Existenz. Verblendet, ein unselig verwirrter Tor, hackt er selbstschänderisch nach seinen eigenen Wurzeln und stürzt — lotrechte Realistik — beim ersten feindselig einsetzenden Sturmwind, den der gefährdete, zur Selbstwehr demonstrierende Demos aus vollen rechthaberischen Backen auf ihn losbläst. Mit Lenggenhager, dem gerissen problematischen, wurzellosen Kavallerieoffizier, dem egoistischen Strebertyp und Schädling an der Demokratie, voll Willens zur Soldatentyrannis, fällt zugleich sein unorganisch gewachsenes, aufgepfropftes System, eine arrogante, verlogene Sippe von Säbelraßlern. Der Mechanismus des Werkes weist auf eine erprobte, technisch sichere Hand; die Sprache ist forsch, frisch und hat Atem.

Emil Wiedmer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Rußlands Friedensbesorgnisse

Von Axel Schmidt

Man braucht nur einen Blick in die russische Presse zu tun, um die große Verwirrung, die das deutsche Friedensangebot und die amerikanische Note angerichtet haben, zu erkennen. Aus allen Artikeln spricht immer wieder die Befürchtung, daß Rußland die Kosten des Friedens werde tragen müssen. Selbst die „Rjetsch" schrieb kürzlich:

„Wir wissen zwar, daß bei den Friedensverhandlungen, sobald sie beginnen werden, sich die Unversöhnlichkeit der Gesichtspunkte beider Seiten herausstellen wird, sobald die Bedingungen im Detail erörtert werden. Sein nächstes Ziel aber hätte der deutsche Vorschlag erreicht: es würde eine sehr bedeutende Unruhe und Entzweiung in die öffentliche Meinung der Verbündeten hineingetragen werden. Der Beginn der vorläufigen Friedensverhandlungen würde auf diese Weise uns bedeutend schwächen und die Stellung unseres Gegners stärken."

Besonders zeigen die „Birschewyje Wjedomosti" große Angst, daß bei Friedensverhandlungen die Mittelmächte einen Ententestaat auf Kosten des anderen ausspielen könnten. Daher schlägt das Blatt vor, die Londoner Abmachung über einen gemeinsamen Frieden durch eine weitere Vereinbarung zu ergänzen:

„Es wäre wünschenswert, daß die Friedensbedingungen nur gemeinsam ausgearbeitet und mit gemeinsamem Einverständnis dem Gegner vorgelegt werden können. Die unerschütterliche Solidarität der Verbündeten muß nicht nur während des Krieges, sondern auch während der Friedensverhandlungen und selbst nach Friedensschluß ein unveränderlicher Faktor der europäischen Politik bleiben. Besonders in dem Falle, wenn es den Verbündeten infolge unvorhergesehener Umstände nicht gelingen sollte, das Programm einer Vernichtung des preußischen Militarismus vollständig zu verwirklichen."

Das „Nowoje Wrjemja" sekundiert den „Birschewyje Wjedomosti", indem es vor einem vorzeitigen Frieden warnt, der, „wie seine Bedingungen auch lauten mögen, kein Friede, sondern

Digitized by Google

nur ein kurzfristiger Waffenstillstand wäre. „Das Blatt fügt dieser Warnung den Rat hinzu, wie der deutsche Feind allein zu besiegen und unschädlich zu machen wäre:

„Das Deutsche Reich vom Baltischen Meer bis zum Persischen Meerbusen, das ist die Gefahr der ganzen Menschheit. Es ist nur an einer Stelle möglich, diesem Ungeheuer das Rückgrat zu brechen: an den Dardanellen. Bevor diese Aufgabe nicht verwirklicht ist, wird in Europa ein dauerhafter Friede nur ein Traum bleiben."

Richtet das „Nowoje Wremja" sein Wort von der Notwendigkeit der Eroberung Konstantinopels an England, weil nur auf diese Weise Deutschland tödlich getroffen werden könnte, so wendet sich der Militärschriftsteller Schumski mit folgender schlauen Mahnung an Frankreich:

„Wir werden es immer betonen, daß die polnische Frage nicht nur eine politische, sondern auch eine strategische ist, und daß man dieses nicht einen Augenblick vergessen darf. Deutschland hat den Krieg nicht gewonnen, weil es gezwungen war, sich auf zwei Fronten zu schlagen, und wer weiß, wie die ersten Tage des deutschen Einfalles in Frankreich geendigt hätten, wenn nicht im wichtigsten Augenblick Deutschland im Rücken den russischen Druck gespürt hätte.

In keinem Falle kann die polnische Frage so gelöst werden, daß der polnische Staat zu einem Pufferstaate zwischen Deutschland und Rußland wird. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Lösung die Politik die deutsche Strategie in die Lage versetzen würde, welche die letztere im gegenwärtigen Krieg erstrebt, und zwar die Möglichkeit, in Zukunft alle Kräfte allein auf die Westfront zu werfen und Frankreich zu überrennen, ohne sich um die Rückendeckung zu beunruhigen, die durch Weichsel, Bug, Njemen, Pinskische Sümpfe und das ganze Gebiet des neutralen polnischen Staates geschützt wäre.

Wer wird denn in einigen Jahren Deutschland, das imstande sein wird, sich mit seiner ganzen Kraft auf Frankreich zu werfen, zurückhalten können, wenn jetzt, wo Deutschland gleichzeitig auf verschiedenen Fronten kämpfen muß, dieses nur mit Mühe gelungen ist? Wer wird dann die deutsche Bestie zähmen, wenn sie vom mächtigen Rußland durch eine so feste Barriere geschützt sein wird?

Aus diesem Grunde ist das Programm einer Errichtung Polens, und zwar unbedingt aus seinen drei Teilen, nicht nur ein politisches, sondern auch ein strategisches, wie alles, was zur Lösung der polnischen Frage gehört. Die deutschen Wünsche ziehen die russische Grenze am Bug 700 bis 800 Kilometer

Digitized by Google

von Berlin. Das polnische Posen ist aber von der deutschen Hauptstadt weniger als 300 Kilometer entfernt. Die Frage, wie das polnische Problem gelöst werden wird, ist im Grunde die Frage, ob Berlin in Zukunft eine Bedrohung auf einer Entfernung von 200 oder 800 Kilometer fühlen wird — eine Frage, von der mehr oder weniger die Zukunft Europas abhängen wird.

Wie auch die polnische Frage gelöst werden mag — für den europäischen Frieden wird es nicht gleichgültig sein, ob die strategischen Grenzen, die Deutschland zwangen, auf verschiedenen Fronten zu kämpfen, und welche es möglich machten, die deutsche Bestie zurückzuhalten, ohne genügende Umsicht verändert und verdorben werden."

Die polnische Frage, die bisher einen Keil zwischen Rußland und die Westmächte zu treiben schien, wird hier von dem Obersten Schumski nicht ungeschickt dazu benutzt, es Frankreich zu beweisen, wie ein starkes, nach Westen weitergreifendes Rußland für die Republik eine militärische Notwendigkeit wäre. Uns sollte dieser Artikel erkennen lehren, wie recht Professor Delbrück mit seiner alten Warnung hat, daß das polnische Problem in Preußen keine innerpolitische Frage bildet, sondern eines der schwierigsten in der internationalen Politik darstellt. Der jetzige Krieg hat es auch den Blindesten zum Greifen deutlich gemacht, daß in Weltkonflikten Polen niemals neutral bleiben kann. Es wird entweder nur zusammen mit den Mittelmächten Torhüter Europas sein oder es muß Ausfalltor für den Moskowiterstaat bleiben. Durch die Einstellung Polens in die militärischen Berechnungen hofft Oberst Schumski auch die französischen Wünsche in bezug auf eine politische Wiederherstellung Polens durch die Entente in den Hintergrund schieben zu können. Denn auch im Lande der Freiheit werden gern politische Gesichtspunkte geopfert, wenn es gilt, militärische Vorteile dafür einzutauschen.

Aus den angeführten Zitaten der russischen Presse spricht nicht nur deutlich die Angst vor einem Frieden auf Rußlands Kosten, sondern auch das Gefühl der eigenen Schwäche. Sie beweisen aber noch mehr: sie zeigen, daß die Einigkeit der Entente nicht so weit reicht wie ihr Vernichtungswille. Der Gegensatz taucht sofort auf, wo es gilt, sich über die Zukunft nach dem Krieg auseinanderzusetzen.

Digitized by Google

Da versucht jeder, nicht nur seine Ansprüche in den Vordergrund zu schieben, sondern auch dem Bundesgenossen einzureden, daß die eigenen Ziele im Grunde genommen größere Bedeutung für den Partner besäßen als für ihn selber.

Wäre es auch gänzlich verkehrt, anzunehmen, daß die Entente an diesen Widersprüchen während des Krieges zugrunde gehen wird, so scheint es doch sicher, daß sie den Frieden nicht lange überdauern dürfte. Bis dahin vertrauen wir dem deutschen Schwert, und seit es Hindenburg führt, wird es die Koalition dort treffen, wo sie am schwächsten ist — in Rußland.

Englands verwundbarste Stelle

Von Dr. N. Hansen (Berlin)

Daß der am 5. Februar eröffnete verschärfte deutsche U-Bootkrieg, wenn er die von uns allseits erhoffte Wirkung auf die englische Nahrungsmittelzufuhr hat, England an seiner empfindlichsten Stelle trifft, haben die Londoner „Times" bereits am 10. April 1916 zugegeben: „Die ganze Welt kennt unsere empfindlichste Stelle," so schrieb sie damals. „Wenn unsere Einfuhr von Korn und Fleisch längere Zeit unterbrochen würde, wären wir gezwungen, uns bedingungslos zu ergeben. Die Fahrten der „Emden" lassen erkennen, was mit uns geschehen wäre, wenn bei Ausbruch des Krieges fünfzig „Emden" sich auf hoher See befunden hätten. Auch kann die Entwicklung der U-Boote als Handelszerstörer nicht ganz unbeachtet bleiben. Eigentlich ist es im gegenwärtigen Kriege ein Wunder zu nennen, daß wir so weit mit dem blauen Auge davongekommen sind."

Die Möglichkeit einer Störung der Fleisch- und Getreidezufuhr hat bisher nicht nur Englands Stellung zum Seekriegsrecht, sondern seine ganze Politik beherrscht. Das Gespenst der Hungersnot hatte sich vor dem Kriege fortgesetzt vergrößert. Die Einwohnerzahl Großbritanniens, für die kein Getreide im Lande selbst wuchs und für die kein Fleisch durch die eigene Landwirtschaft produziert wurde, hatte jedes Jahr um 380 000 Personen zugenommen. In Friedenszeiten hatte die englische Bevölkerung immer noch den Freihandel,

Digitized by Google

d. h. den durch keine Zollbelästigungen gehemmten Warenaustausch mit dem Auslande als das richtige Mittel befunden. Aber man sorgte sich schon lange vor dem Eintritt Englands in den Krieg um die Sicherheit der Nahrungsmittelzufuhr für den Fall einer kriegerischen Verwicklung mit Deutschland. Die Furcht, daß deutsche Kreuzer — von U-Booten als Handelszerstörer war damals noch keine Rede — auf britische und auf neutrale Getreideschiffe unter dem Vorwand, daß Lebensmittel nach England Konterbande seien, Jagd machen könnten, war sehr verbreitet. Sie hat dazu geführt, daß England die Londoner Seerechtsdeklaration ablehnte und eine außerordentliche Flottenverstärkung vornahm. Sie hat den Marokkovertrag mit Frankreich, den zentralasiatischen Vertrag mit Rußland und dann die Entente mit Frankreich herbeigeführt. Aus ihr ging schließlich 1911 die Gefahr für den Weltfrieden hervor.

Untersuchen wir zunächst einmal kurz den Lauf der verschiedenen Ströme, aus denen die Lebensmittelzufuhr Großbritanniens gedeckt wird, es ist festzustellen, daß in Friedenszeiten Englands überseeische Einfuhr von Mehl und Getreide insgesamt 1913 einen Wert von etwa 1,747 Milliarden Mark erreichte. Die überseeische Fleischeinfuhr stieg von 998 Millionen Mark 1912 auf 1,2 Milliarden Mark 1913. Aus den Vereinigten Staaten kamen 1913 allein 105 918 002 Cwt (1 engl. Cwt = 112 Pfund) Weizen. Der zweitgrößte Weizenlieferant war Kanada mit 21 787 900 Cwt 1913. Britisch-Indien, das 1912 noch 25 379 400 Cwt geliefert hatte, trat mit 18 766 100 Cwt als Weizenlieferant an die dritte Stelle. Argentinien führte 1913 etwa 14,5 Millionen Cwt Weizen nach England aus. In den ersten acht Monaten des Jahres 1916 betrug die Weizeneinfuhr Englands aus den Vereinigten Staaten 52 Millionen Zentner im Wert von 36 Millionen engl. Pfd. Kanada lieferte in der gleichen Zeit 16 Millionen Zentner (Wert 11 Millionen engl. Pfd.). Die Weizeneinfuhr aus Indien, die in den ersten acht Monaten des Jahres 1915 noch $11^1/_2$ Millionen Zentner (Wert $7^1/_4$ Millionen engl. Pfd.) betragen hatte, ging in den ersten acht Monaten 1916 auf 0,323 Millionen Zentner (0,219 Millionen engl. Pfd.) zurück. Auch die Weizenzufuhr aus Argentinien, die in den ersten acht Monaten 1915 noch 12 Millionen Zentner (Wert $8^1/_2$ Millionen engl. Pfd.) betragen hatte, ging auf $3^1/_4$ Millionen Zentner (Wert $2^1/_4$ Millionen Pfd. Sterling) zurück. Den Ausgleich für den Ausfall haben seitdem weiter die Vereinigten Staaten und Kanada geschaffen, denn die amerikanische Weizenausfuhr stieg in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1915 von 30 Millionen Zentner auf 52 Millionen Zentner in dem gleichen Zeitraum 1916, d. h. in Werte umgerechnet von $20^1/_2$ auf 36 Millionen Pfd. Sterling. Die Weizenlieferungen Kanadas wuchsen in derselben Zeit von 10 auf 16 Millionen Zentner (d. h. in Werten von $6^3/_4$ auf 11 Millionen

Digitized by Google

Pfd. Sterling). Bei den Getreidezufuhren aus den Vereinigten Staaten und Kanada muß besonders beachtet werden, daß sie hauptsächlich nach Glasgow und Liverpool gehen, weil sie dort unseren U-Bootangriffen am wenigsten ausgesetzt sind. Die englischen Darstellungen, wonach diese ganzen Zufuhren vorwiegend nach London und den Kanalhäfen gingen, sind irreführend.

Das größte Kontingent von Getreide nach England lieferten bis 1914 Südrußland und Rumänien vom Schwarzen Meer aus. Es überstieg die nordamerikanische Jahresausfuhr noch um reichlich 1 Million Tonnen. Mit dem vom Schwarzen Meer kommenden Getreidestrom vereinigte sich in Friedenszeiten der aus Australien, Neuseeland und Ostindien. Die beiden von Osten kommenden Ströme, die insgesamt mehr als die Hälfte der englischen überseeischen Getreidezufuhr brachten, sind seit langem lahmgelegt bzw. zu teuer infolge der Frachtraumnot und der Verlängerung des Weges um Afrika. Früher hatten beide Ströme den Weg durch das Mittelmeer zu machen, dessen maritime und strategische Sicherstellung für die Engländer eine Lebensfrage war. Malta und Gibraltar waren bisher die Stützen, mit denen die Engländer ihre Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres und den Schutz ihrer Nahrungsmittelzufuhr unbestritten ausübten. Für den Schutz der beiden jetzt nur noch in Betracht kommenden Getreideströme spielen Malta und Gibraltar zurzeit nur noch eine untergeordnete Rolle. Aber auch gegenüber der deutschen verschärften U-Bootblockade erweisen sie sich nach den vorliegenden Erfahrungen als sehr wirkungslos.

Was die Zufuhr von sonstigen Nahrungsmitteln nach England betrifft, so wurde bereits weiter oben erwähnt, daß man amtlich die Zufuhr von Fleisch und Fleischkonserven allein Ende 1913, also in Friedenszeiten, auf 1,2 Milliarden Mark schätzte. Die Hauptlieferanten für Fleisch und Fleischkonserven, insbesondere gefrorenes Fleisch, waren Argentinien, Neuseeland und Australien. Speck, Schinken wurden vorwiegend von Dänemark und den Vereinigten Staaten geliefert. Der Wert des insgesamt nach England eingeführten Speckes betrug 1913 allein zirka 350 Millionen Mark, der Wert des Rindfleisches, frisch und gefroren, wurde auf zirka 330 Millionen Mark geschätzt. An Schinken wurden 1913 für zirka 60 Millionen Mark, an gefrorenem Fleisch für zirka 230 Millionen Mark, an Schweinefleisch für 28 Millionen Mark, an Talg für zirka 70 Millionen Mark eingeführt.

Milch, Butter, Eier und Molkereierzeugnisse erhielt England in erster Linie aus Dänemark und Rußland. Rußland lieferte etwa die Hälfte des englischen Bedarfs an Eiern. Aus Kanada kamen außerdem erhebliche Mengen Käse Auch aus Holland gingen beträchtliche Mengen an Butter, Käse und Margarine nach England. Die gesamte englische Buttereinfuhr erreichte 1913

Digitized by Google

einen Wert von etwa 475 Millionen Mark, die Einfuhr an Käse betrug zirka 140 Millionen Mark, die an Milch zirka 45 Millionen Mark. An Margarine führte England 1913 für zirka 80 Millionen Mark Ware vorwiegend aus Holland ein. Die Eiereinfuhr erreichte 1913 einen Wert von zirka 190 Millionen Mark.

An sonstigen Nahrungs- und Genußmitteln bezog England frische und geräucherte Fische vorwiegend aus Norwegen und Holland im Gesamtwert von zirka 85 Millionen Mark. Die Kakaoeinfuhr erreichte einen Wert von zirka 80 Millionen Mark. Zucker erhielt England in Friedenszeiten in erster Linie aus Deutschland, Österreich, Holland, Belgien und Frankreich. Von diesen Lieferanten dürfte in Europa nur noch Holland übriggeblieben sein. Rohrzucker als Ersatz kam von den Philippinen, Java, Formosa und Peru. Die englische Teeinfuhr stammt in erster Linie aus Ceylon und den verschiedenen Plätzen Chinas, während Kaffee vorwiegend aus Brasilien eingeführt wurde. Der Wert des eingeführten Zuckers betrug 1913 zirka 460 Millionen Mark, der des Tees 275 Millionen Mark und der des Kaffees zirka 65 Millionen Mark.

Ein Rückblick auf die hier gebotenen Ziffern, welche für die Ernährung und Existenz der zirka 47 Millionen Menschen zählenden Einwohnerschaft Großbritanniens von ausschlaggebender Bedeutung sind, lehrt, wie wichtig es heute ist, wenn unsere U-Bootblockade gerade auf der Neuyorker Handelsroute und im Verkehr mit Dänemark, Holland und Norwegen durchgeführt wird, denn hier liegt gegenwärtig das Schwergewicht der ganzen englischen Nahrungsmittelzufuhr viel mehr als auf den beiden früher so wichtigen östlichen Routen. Vor allem gilt es, die Störung des Handels nach Liverpool, Glasgow und all den anderen englischen Häfen zu forcieren, die der Lebensmittelzufuhr von Amerika die größere Sicherheit bieten. Der Ausfuhrhandel des Neuyorker Hafens nach Großbritannien, der von 210,9 Millionen 1914 auf 404,1 Millionen 1915 gestiegen ist und der kolossale Mengen an Lebensmitteln, die aus Kanada kamen, in sich schloß, wird dann rapide fallen. Der Schiffahrtsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada einerseits und den großbritannischen Westhäfen andererseits, insbesondere die Neuyorker Handelsroute, ist und bleibt während des Restes des Krieges die allerempfindlichste Stelle der englischen Politik. Wir wollen hoffen, daß wir die Engländer jetzt bald und mit durchschlagendem Erfolge an den Stellen treffen, die sie zwingen, sich bedingungslos zu ergeben, wie es die Londoner „Times" vor Jahresfrist bereits befürchtet haben.

Digitized by Google

Grenzen

Von H. Schäff

Wir sind nicht dazu auf Erden, um unser inneres Leben schlechtweg über uns herrschen zu lassen und uns in ihm zu verlieren: nein, dieses höchste Gut fordert von uns weiter nichts als den stillen Glauben an seine innere Wahrheit und Unverletzlichkeit. Im übrigen weist es uns an, der Notwendigkeit zu dienen und das Geheimnis alles Geschehens zu teilen, indem wir der Forderung der Stunde als freie Lebensritter des Lebens gehorchen und so dem Himmel uns verpflichten, d. h. durch den Glauben an seine letzte Richtigkeit seine Gläubiger werden.

*

Der Glaube ehrt sich selbst, weil ihm eins nicht abgesprochen werden kann: die Schönheit.

*

Also spricht die Schönheit: Behalte dein Auge und lerne es sehen, damit es aufhöre, dich zu ärgern. Freilich, nicht jeder besitzt das Zeug dazu, und auch für den Weitreichendsten in diesem die Sinnlichkeit erlösenden Sinne gilt noch das Wort: Es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich.

*

Man kann als Mensch nur menschlich denken und fühlen. Wenn das Göttliche deshalb in diese Bedingung einzugehen hat, ist das seine Sache. Uns darf der Himmel, da er uns begrenzt schuf, für diese Brechung des Lichts nicht verantwortlich machen.

*

Hat es nicht die Gottheit darauf angelegt, sich in uns selbst schrittweise zu erleben? Sollte sie bei diesem Anlauf plötzlich säumen und aufhören, sich, und zwar in uns und durch uns, das zu schenken,

Digitized by Google

was den durch Zeit und Ewigkeit hindurchschreitenden Geist allein endgültig befriedigen kann: die Erkenntnis? Ist nicht unser Wahrheitsdrang ein Versprechen des Himmels, das er einzulösen hat, um nicht wortbrüchig zu werden?

*

Gibt es überflüssige Worte in unserer Sprache? Wenn das denkbar ist, möchte ich an Stelle des Wortes Gnade das Wort Gerechtigkeit setzen und diese im letzten Grund mit der alles erlösenden Liebe gleichsetzen. Denn ich denke mir, daß die Gerechtigkeit, wenn sie die Schuld erschaffen könnte, sie auch verzeihen müßte, wie es die Liebe instinktiv und spontan tut, ohne das Bewußtsein der Gerechtigkeit zu besitzen.

Zwei Dinge sind der Gottheit würdig, weil sie zusammenkommen: Gerechtigkeit und Liebe. Aber Gnade? Schmeckt sie nicht nach irdischen Höfen und Günstlingen, tief unter Gottes Thron?

*

Der peinliche Erdenrest, den wir in uns durch keine Erkenntnis auflösen, durch keine Synthese vereinheitlichen können, der trotz alles Glaubens an eine letzte Richtigkeit uns doch immer wieder erfahrungsgemäß vor Kopf und Herz stößt —, er wird und muß durch den Anteil der alles vergebenden und jede rätselentbindende Antwort in sich tragenden Liebe aufgelöst und erlöst werden. Diese Liebe, das letzte und größte Geheimnis des Himmels und der Erde, weil zugleich das innerste Wesen des Seins, muß sich selbst erlösen: im Ausweis der Gerechtigkeit, im Geschenk der Erkenntnis, dem wir entgegengehen.

*

Den Glauben haben wir, aber seine Auffüllung fehlt uns: die Erkenntnis. Inhalt und Form suchen sich und haben sich noch zu erreichen. Möge eine höhere Welt jenseits unserer Grenzen diese Trennung aufheben.

Digitized by Google

Zwiesprache

Eduard Lachmann

Unser letztes Gespräch war im Mai vor fast zwei Jahren. Da und da. Was soll auch der Name?

Es war ein schöner, heller Nachmittag, die Wolken waren klein, weiß am hohen hellen Himmel. Ein großes Gut war in der Nähe. Die Schwadron hielt auf einer Wiese. Hafer wurde ausgegeben. Die Pferde fraßen und sollten getränkt werden. Du lagst auf der Erde und schriebst ein paar Zeilen. Denn jemand sollte zur nächsten Etappe zurückreiten, wo Postverbindung war. Ich legte mich zu dir ins Gras und wir sprachen zusammen. Da heischte dich der Wachtmeister an mit seiner unnatürlich hellen Stimme. Du standest auf, tränktest dein Pferd und sahst mich an. Es war dein letzter Blick. Denn dann war Aufbruch, der Feind war nahe. Wir kamen auf getrennte Patrouillen.

Das alles mag dir jetzt nebensächlich erscheinen. Aber mir ist es, die Wiese, das Schreiben, der Wachtmeister, das Gespräch, der unverlierbare Mittelpunkt, um den die Kreise der Erinnerung an dich schwingen, war es doch diesem belanglosen und gewöhnlichen Zusammentreffen bestimmt, das unwiderruflich letzte zu sein in der langen Kette unserer Kameradschaft.

Einige Tage darauf hörte ich, du seiest mit anderen in Gefangenschaft geraten. Ein halbes Jahr lang warteten wir, deine Eltern, deine Freunde, auf einen Brief. Aber keiner kam. Wir waren ständig am Feind in dieser Zeit, der Kampf war mit nur seltenen Ruhepausen. Weit weg sind wir nun von den Stätten von damals.

Im November desselben Jahres, als wir in neuer Front im Schützengraben lagen, hörten wir, daß sie dich ausgegraben haben. Das klingt hart und roh in dieser weichen Stunde, aber dich wird es nicht schmerzen, denn jetzt stehst du über allen Dingen, die uns treffen können, so fern und erhaben, wie du es stets ersehntest, und lächelst wahr.

Auf dem Gute, bei dem damals deine Patrouille mit dem Feinde zusammengestoßen war, hatten im Sommer Landsturmleute gearbeitet, um die Ernte einzubringen. Die erfuhren von der Wirtschafterin, daß auf dem Felde ein deutscher Soldat begraben liege. Man bettete dich dann im Gute selbst und sandte deine Erkennungsmarke nach Hause. Und später holten sie dich in die Heimat zurück.

So aber sei es geschehen, erzählt die Wirtschafterin, die auf dem Gute ausgehalten hat und mit der du vorher noch gesprochen habest. Sie erinnern

Digitized by Google

sich deiner genau. Du seiest Vorposten gewesen mit ein paar anderen, da sei von der Seite her eine Kosakenpatrouille gekommen und habe euch abgeschnitten. Du seiest ohne Pferd gewesen, und man habe dich zusammengeschlagen. Als dann der Feind von uns angegriffen und zurückgeworfen wurde, habe er auf der Flucht noch zwei Schüsse auf dich abgegeben. Die Gefangenen aber seien auf die Pferde gefesselt und fortgetrieben worden. Du habest das bessere Teil erwählt, meinte die Wirtschafterin. Aber warum erzähle ich dir das alles? —

Und an Weihnachten des letzten Jahres habe ich an deinem Grab gestanden. Du kennst ja den Friedhof, kennst die Stelle mit den schwarzen Marmortafeln der Großeltern und Verwandten. An der langen Mauer, auf deren anderer Seite die Lindenbäume stehen und der sanfte Weg zum Böllenfalltor führt, und wo in der milden Sonne des Nachmittags das warme, freundliche Leben ist. Kinderwagen sind da und Mädchen in weißen Kleidern, Soldaten in der Extrauniform, und die Bürger der Stadt lustwandeln da. Ein wenig ins Breite gezogen ist es, das Leben, ins Behagliche, Mittelmäßige gestreckt. Abgewendet liegst du von ihm, und du liebtest es so ja nie sonderlich, hattest ein Lächeln bestenfalls für die verwischenden, mischenden Molltöne, ein Verstehen gewiß, Nachsicht auch, aber du hieltest dich ihm fern, in die harte, klare Ruhe deiner Einsamkeit flüchtend und einen unsichtbaren, unübertretbaren Ring um die Welt deiner Gedanken ziehend.

Wie ich dort war, war es leer und einsam auf den Wegen, die Bäume waren kahl und trauerten. Aber die Zeit wird kommen, wo die Linden wieder blühen und an lauen Abenden duften.

Die vielen Kränze welkten schon, die Farben der Schleifen waren verschwommen. Die Heidelberger Freunde hatten auch einen Kranz geschickt. Unser altes Rot-Gold-Rot. Und viele andere.

Das war damals, vor einem Jahre. Nun ist es wieder Herbst geworden, zum dritten Male schon, irgendwo anders liegen wir am Feinde, und heute, am Allerseelentage, werden frische Blumen auf deinem Grabe liegen.

Der Kopf des Achill sollte deinen Stein krönen. Jenes Achill, der in deiner Homerausgabe abgebildet war, das edle Haupt neigend, mit den Schlangen und den Löwen auf dem Helm; *επικρατειν δύνατοι* sollte darunter stehen. Dein Lieblingswort. Nie verstand ich es ganz, mir, dem der Tag zugleitet und entgleitet.

Dein Vater zeigte mir Verse von dir, die man in deinen Büchern gefunden hat. Wenige sind es, und scheu hast du sie gehütet. Nun erst haben sie ihre Schwingen gebreitet, wie Dädalus, von dem du in dem letzten sprichst. Es ist in Trauer gehüllt und in ein Lächeln.

Über dem Meere, über allen Dingen schweben, war deine Sehnsucht. Und nun komme ich zu dir mit meinen kleinen Erinnerungen, die so sehr

Digitized by Google

verhaftet sind mit all dem Kleinen und Vergänglichen. Verwirf sie nicht, dieses Mal, du, der es nicht wahr haben wollte, daß auch sie leben können, tiefer als mancher Augenblick der Gegenwart. Nein, laß sie zu dir kommen, denn sie sind es doch allein, die dich mit mir und uns Zurückgelassenen verbinden.

Unser Heidelberger Sommer. Ein Gang am Fluß entlang im Dunst des Abends, in der lauen Schwüle, in der die Türme weich verankert sind und die kleinen Häuser am Ufer drüben. Wir standen auf der Brücke. Zart gewölbt sind ihre Bogen, wundersam tragend. Hinüber schwebt die Mauer von Ufer zu Ufer, Figuren in Rundungen stehen wie in leichtgeflügeltem Tanze über den Wassern. Die aber kommen angerannt in zackigem, raschem Lauf, stürzen sich in die engen Tore und strömen dann aus den Mündungen heraus, in sich überkugelnden Wellen ins breitere Bett, in dem sie allmählich wieder Fassung und Ruhe gewinnen. Der harte Rhythmus des Zusammendrängens, des Aufstauens, Aufrauschens und das befreite Ausweiten, Ausfließen danach, darüber die sanfte Melodie der Berglehnen zu beiden Seiten, daneben die kleine befriedigte Ruhe der abendlichen Stadt, dahinter aber wie ein dunkler Vorhang das ragende, grünumhangene Schloß, gehüllt in jene Zartheit und Wehmut aller Historie, des einmal Gewesenen, nun Zuschauenden, Verharrenden, unmerklich Verfallenden — dies alles wirkte zu gleichen Teilen auf das wache Gefühl. Und seltsam befreit folgten die Augen aus romantischer Enge dem Flusse, wie er ins Endlose entgleitet, in die klare, unbefangene westliche Weite, die du stets gesucht hast aus Blutrausch und verdunkelten Horizonten, hinaus in die Helle des Arbeitstages, der sich dem Ende zuneigte. Wie letzte Fanfaren wehten Rauchfahnen von den fern ragenden, wie Kohlestriche in das Bild der Landschaft gesetzten Schornsteinen der Fabriken. Das war damals für mich nur Versprechen, ferne Hoffnung, in dir jedoch, wie ich später sah, befestigte Gewißheit, der es keinen Abbruch tat, wenn wir uns damals wandten und durch das Brückentor gingen in die verhängte Dämmerung der Gasse und dann in der Schenke saßen „Zum grünen Baum" in dunkelgrüner, vergessener Stunde beim jungen Wein.

Und gemahnt dich noch jener Abend draußen vor der Stadt auf den Bänken dicht am Flusse? Sein schwarzes Wasser glühte dunkel auf. Leise rauschte es. Die Freunde sangen mit uns, und das Bier stand in Hörnern und Humpen auf dem Tisch, der vom Lichte einer einzigen Kerze hell war. Wohl war die ungeläuterte Glut der Jugend und des Frühlingsabends in uns, das Aufflammen, Lodern, der Überschwang. Hier stock' ich schon. War das auch bei dir? Auch hier wahrtest du die Grenze dem zärtlichen Ungestüm und dem Verlangen nach Teilung, und aus dem Taumel des Abends führte uns der Saumpfad längs des Flusses heim durch die helle Nacht im Gespräch, das

Digitized by Google

du klar und rein hieltest für deine Gedanken. Wie mit Silberfäden schienen sie geknüpft zu sein an die hoch über uns schimmernden Sterne.

Und jener Morgen, und jener Tag und jener, jener.

Daß ich es nicht vergesse, im Bemühen, das Trennende zu fassen, das, was dich außerhalb der schwärmenden Jugend stellte, die scharfumreißende Helle, die um dich war — du beriefst dich nicht auf sie, verhülltest sie eher mit feiner Behutsamkeit, denn du wolltest niemand wehe tun und warst gern fröhlich mit den Fröhlichen. Nur deine selbstgefügte Klarheit wolltest du nicht um das Glück einer flüchtigen Stunde verkaufen, ohne Hochmut warst du, und nie war deine Haltung edler als in Nachsicht und Milde gegenüber denen, die noch im Unbewußten schwankten.

Wie sich dann unsere Wege trennten. Ich habe deine Briefe da und lese sie oft. Lächle nicht so grausam. Es ist meine kleine Wahrheit, daß du im Entsagen deinen Kreis zu eng zogst, und ich will jene, die mich reich und glücklich macht, auch dir gegenüber behalten. Wohl ist es ein tapferes, schönes, hartes Wort, das vom Trachten nach dem Werke und nicht nach dem Glücke, aber es führt über Abgründe der kalten, armen Verlassenheit, ja, mir scheint, als ob es geradezu dahin verführe, anstatt im großen Bogen auf die Gefilde des erfüllten, tätigen Lebens zu geleiten.

In unserer Heimatstadt fanden wir uns plötzlich im Gewühl des Platzes wieder. Hergeweht durch ein Wort: Mobilmachung. Die Menschen füllten die Straßen, drängten sich, stießen sich. Die Nachmittagssonne lag wie helles, weißes Feuer auf den Dingen. Wie wenn tausend unsichtbare Fahnen flatterten, so war es, Fahnen des Sturms, Fahnen der Opfer, Siegesfahnen. Und wie große irrsinnige Seifenblasen tanzten die Gerüchte, von den vielen Stimmen gehoben, geschleudert, weitergeworfen, über den Köpfen der Leute einher.

Wir waren gepackt und gingen durch die Straßen und waren am Abend auf dem Platz, den die doppelten Platanenreihen im Viereck umstehen. Dort liegt die Kaserne. Wie der letzte Zapfenstreich lockte, rief, befahl und aus den kleinen Lichtöffnungen der Wirtstüren um den Platz herum die Dragoner strömten, sich stauten vor dem großen Tor und riefen und sangen und schrien. Weißt du noch, wie Vater, Mutter, Geschwister um den einen herumstanden und ihn immer ansahen, ohne viel zu sprechen. Die Mutter weinte ohne Tränen. Und er, der schlanke, große Kerl, sah sie verlegen an, und dann umschlang ihn die Mutter und tastete mit ihren kleinen Händen in Zwirnhandschuhen auf dem breiten Rücken des Sohnes, als wollte sie ihr Eigenes, nun Entwachsenes, sich Entfernendes, zu Verlierendes noch ein einziges Mal besitzen. Das große eiserne Tor wurde geschlossen, am anderen Morgen rückten sie ins Feld, und wir rückten an ihre Stelle.

Digitized by Google

Ach, nun wäre so vieles zu erwähnen! Ich lasse es lieber. Aber den Augenblick darf ich doch nennen — es war eine schwache Stunde, so dachtest du vielleicht später: Wir sollten selbst ausrücken als erster Nachschub und waren stolz und froh. In der allgemeinen Hast und Tätigkeit führten uns ein paar freie Minuten zusammen. Wir standen im „Höschen", wie die kleine Wirtsstube heißt, gegenüber der Kaserne. Du lehntest am Fenster und sprachst die Worte des fernen Freundes, lächelnd:

La barque dort, dormez, mes longues peines,
Restons bercés par l'onde du silence.
O douce nuit d'amour, nuit de clémence,
O nuit d'oubli . . . Faut-il mourir, ma reine?

Oh, gewiß nicht um der letzten Frage willen tatest du das, auch nicht etwa, um einen selbstverständlichen Gegensatz zwischen Umwelt und innerlichem Erleben literarisch aufzuputzen, verabscheutest du doch nichts mehr als Literatur, und an jenem Gegensatz hast du kaum gelitten. Er war selbstverständlich, und das genügte dir. Nein, um ein paar vorübereilenden leeren Minuten etwas vom Schimmer reiner Schönheit zu verleihen, der du, wo auch immer, auf der Spur warst und sie zumal im Worte zu finden wußtest, sprachst du das Lied, und es erfüllte dich mit einer lichten, edlen, losgelösten Freude, und ich bin gewiß, daß du es dir am Wohlklang genügen ließest und des Sinnes nicht achtetest.

Die tagelange Bahnfahrt im Wagen mit den Pferden zusammen. Du sitzest auf der Bank an dem offenen Wagen, das Land zieht vorüber im Nebel des Morgens, im sich hellenden Tag, im Dämmern des Abends, unser Land, das Grüße an die Wagen bringt, Kinder schwenken in den Straßen die Hüte, überall folgt uns ein einsamer Blick, die Dörfer und Städte ziehen vorüber, alles ist ein Abschied, und dann geht's über die Grenze, und alles wird nun mit verändertem Blick gefaßt, obwohl es doch eigentlich ganz genau so ist. Abende später sind wir in Lille. Mitten in der Nacht reiten wir durch die schwarze, stille Stadt.

Aber nach zwei Tagen sitzen wir auf einem Leiterwagen und fahren unter Regen und Kanonendonner nach Norden über eine neue Grenze. An Gräbern mit frischen Kränzen steigen wir aus und kommen zum erstenmal in den Graben. Es ist kalt und naß, und wir liegen in der flandrischen Erde in einem Loch mit dem Rücken an die Wand gedrückt eng nebeneinander und wärmen uns gegenseitig. Die Sterne aber stecken im feuchten Schwarz über der Brüstung des Grabens, und als es hell wird, sehen wir nichts als Feld, Erde und nicht weit gegenüber eine Erdwelle wie die unserige: der feindliche Graben. Und dazwischen liegen ein paar tote Jäger, die wir nicht holen können.

Digitized by Google

Was kam alles noch, was liegt alles dazwischen, als wir, später getrennt, uns in Rußland wiedersahen! Ich hatte Wache an einer Brücke, und als ich abgelöst war, kamst du an einem warmen, hellen Märztage zu mir. Wir gingen durch die Äcker, Hütten und Höfe lagen ringsum im sanften Braun des Frühlings. Blühten schon Wiesenblumen? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, daß wir vom Tode sprachen von ungefähr. Wie stets hattest du auch hier Gewißheit. Du sprachst fest und sicher und fröhlich fast. Es war kein falscher Ton in deinen Worten. Nichts deutete auf gewollte oder gespielte Überlegenheit. Du schienst zu wissen, daß er dir nichts anhaben konnte, die — verzeih, ich weiß, du lehnst das Wort ab als Übertreibung und Anmaßung — die hellenische Klarheit und Ruhe deines Geistes nicht zu trüben vermochte. Er betrog dich nicht um den Sinn des Daseins, das dir nur auf Läuterung und Reinheit gestellt war. Und doch war er schon reif in dir und sollte bald gebrochen werden.

Ich erstaunte, wie du auch hier alles in abwehrender Entfernung hieltest und nichts von dieser Welt, so sehr du sie auch liebtest, Gewalt über dich zu haben schien. Wie stets, war deine Haltung streng und edel und voll Würde gegenüber der Stunde, die nichts von dir forderte und keinen Zwang für dich hatte. Ich liebte dich, weil ich dir noch so fern war. Du aber schobst die Oberlippe zusammen und sagtest ein paar knappe, gute Worte. —

So rede ich nun zu dir, und du unterbrichst mich nicht. Siehe, ich bin einsam und allein, und der Novemberregen draußen, endlos und grau, hat mich eingehüllt. Du scheinst zu lächeln. Jeder sei allein, meinst du. Es führe keine Brücke zum anderen. Sehe jeder selbst zu, wo er bleibe. Du hast recht, wie immer.

Künstler und Kritiker

Von Dr. Adolf Behne

Die materialistische Lebensauffassung, die wir nun langsam dabei sind, zu vergessen, betonte in allen Dingen künstlerischer Natur vornehmlich das „Können". Kunst kommt von Können — diese etymologische Binsenwahrheit, in deren neutrale Hülle wir erst den menschlichen Sinn zu legen hätten, war für sie eine fertige Erkenntnis. Überraschen kann uns das nicht weiter. Denn worin sonst sollte der Materialist das Eigentümliche der Kunst sehen, wenn nicht eben in einer besonderen technischen Fertigkeit? Es war ein schalkhafter „Philosoph" dieser Richtung, der jeden etwa gewagten Widerspruch gegen den materialistischen

Digitized by Google

Grundsatz mit der Folgerung im voraus lächerlich machte: „Denn wenn die Kunst von Wollen käme, müßte sie ja Wulst heißen!“ *)

Nun freilich, so ein allgemeiner guter Wille, wie er zum Häkeln einer schmucken Kaffeetischdecke hinreicht, schafft kein Kunstwerk, Herr Fulda. Und auch das ist unbestreitbar, daß an der Schöpfung des Straßburger Münsters ein ganz außergewöhnliches technisches Können beteiligt war. Aber doch war dieses Können nicht das Entscheidende. Entscheidend war der stolze Wille, der Geist der Andacht, der Treue und Liebe. Der bahnte dem Können überhaupt erst den Weg, entband dieses Können, gab ihm einen Sinn. Niemals ist zu befürchten, daß ein Formungswille dieser Art leer bleiben müßte, weil ihm das technische Können nicht zur Hand sein möchte. Das technische Können ist ganz von selbst da, sobald nur der Wille reif und fruchtbar ist.

Daher kommen wir dem Wesentlichen der Kunst viel näher, wenn wir unsere Betrachtung auf das Wollen richten, als wenn wir allein nach dem Können fragen. „Der Schriftsteller,“ sagt Thomas Mann, „ist ein Mensch, dem das Schreiben schwerfällt.“ Er hat recht. Das leichte Niederschreiben dessen, was er kann, übt nur der schlechte Literat. Der Schriftsteller aber will etwas, das über den Ruhezustand seines Könnens hoch hinausgeht. Dieses Wollen ist allerdings unsichtbar, und seine Erkenntnis erfordert ein Vielfaches an Feinheit und Empfindung, als die Feststellung des sichtbaren, oft genug aufdringlich sichtbaren Könnens. Verständlich genug ist es also auch aus diesem Grunde, daß der Materialist sich an das Können hielt, denn was nicht sichtbar war, bestand für ihn ja nur mit einem Fragezeichen des Mißtrauens.

Auch für die Auffassung der Kritik und des Kritikers ist es von Vorteil, den allzu knappen Maßstab des Könnens beiseite zu legen. Es ist ja bis zum Überdruß gangbar, im Kritiker einen — wegen Nichtkönnens! — gescheiterten Künstler zu sehen. Daher der Hochmut, mit welchem der ausübende Künstler des letzten Zeitabschnittes auf den Kritiker herabsah. Ich muß hier als klassisch zitieren, was Max Liebermann schrieb: Jeder, der über Malerei urteilen wollte, müßte mindestens imstande sein, einen einwandfreien Kopf zu zeichnen. — So etwas überzeugt den Philister sofort. Selbstverständlich, meint er, solle nur derjenige über eine Sache urteilen, der fähig wäre, sie mindestens ebensogut zu machen. Ja, im letzten Grunde würden sich Max Liebermann und der Philister nur vor einem solchen Kritiker beugen, der es geradezu besser machen könnte als sie selbst. Und es ist nur, weil sie fürchten, es möchte einen solchen in aller Welt nicht geben, daß sie sich zu der obigen

*) Sämtliche Zitate dieses Aufsatzes sind nach dem Gedächtnis! Ich bitte also, Ungenauigkeiten der Form freundlichst zu entschuldigen.

Digitized by Google

einschränkenden Formel herablassen. Daß Hermann Grimm den Raffael beurteilt, ein Mann, der nie einen Bleistift in der Hand gehabt hat, scheint ihnen arg. Richtig schiene es ihnen, wenn Raffael den Bacchiaca beurteilte.

Wir wollen aber das Persönliche, den Einzelfall, vollkommen außer Betracht lassen. Daß es schlechte, unfähige Kritiker gibt, ist eine Wahrheit, die niemand wagen kann zu bestreiten. Aber schlechte Maler sind leider noch fast häufiger. Uns soll es ankommen, zu untersuchen, ob grundsätzlich der Künstler eine höhere Stufe der Menschlichkeit bedeutet als der Kritiker, wobei wir sie beide in ihrer denkbar schlackenfreiesten Ausprägung zugrunde legen.

Wie kann man so überhaupt erst fragen? wird man mich unterbrechen. Steht uns nicht ein für allemal der produktive Mensch weitaus höher als der kritisierende, schon deshalb, weil ja doch der Zweite die Arbeiten des Ersten stets als Voraussetzung seiner Arbeit schon vorfinden muß?

Es mag vielen als eine unerhörte Zumutung klingen, wenn ich diese allgemeine Auffassung bestreite. Denn diese allgemeine Auffassung von Produktion und Kritik ist nur dann unbedingt zutreffend, wenn man wiederum das Können als die einzige „gesunde" Grundlage der Kunstbetrachtung annimmt. Vom Wollen aus erscheinen die Dinge wesentlich anders. Produzieren steht dann durchaus nicht immer höher als Kritik, sowenig Reden stets wertvoller ist als Schweigen — „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" — sowenig der fruchttragende Baum stets und unbedingt wertvoller ist als jener, der es vorzieht, mit seinen Säften noch zurückzuhalten. Nicht-Können ist unter Umständen weit wertvoller als ein Können — dann nämlich, wenn hinter dem Nicht-Können ein höherer, reinerer Wille steht, der sich das zu tun versagt, was hinter jenem Können als Wille wirkt. Ein Nicht-Wollen ist unter Umständen wertvoller als ein Können. Wer Höheres will, kann das Übliche nicht, weil er es nicht verantworten kann.

Denn das scheint mir eine Grundwahrheit, die wir uns klarmachen müssen, daß, wie jedes Können ein Wollen voraussetzt, es ein Nicht-Können gibt, das keiner minderwertigen Ohnmacht entstammt, sondern einem hoch gerichteten Nicht-Wollen! Von dem Nicht-Können der Ohnmacht brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht zu sprechen, uns bekümmert nur das Nicht-Können aus einem Nicht-Wollen, wie es beispielsweise vorliegt, wenn Matthias Grünewald nicht so beruhigt schön wie Raffael malen kann, wenn Meister Wilhelm von Köln nicht so wie Holbein voll und rund zeichnen kann — weil sie es nicht wollen.

Was ich nicht will, das kann ich auch nicht, keineswegs deshalb, weil mir die Trauben zu hoch hängen, sondern weil sie zu tief hängen. Und wenn ich zu der Einsicht komme, daß die Malerei des Professors X langweilig ist, so mutet mir der Maler etwas Unsinniges zu, sobald er verlangt, ich möchte

Digitized by Google

doch erst einmal so malen wie er. Eben daß ich es nicht kann, ist ja meine Legitimation. Nehmen wir ein Beispiel, das dem Ungläubigen mehr entgegenkommt. Eine „Produktion" ist auch das Textbuch zur „Lustigen Witwe". Ich habe in meinem Leben noch kein Textbuch geschrieben. Habe ich also das Recht, dieses Textbuch zu tadeln oder nicht? Muß ich wirklich erst ein ebenso trauriges Lustspiel geschrieben haben, um es „negieren" zu dürfen? Aber wenn ich imstande wäre, ein gleich trauriges Lustspiel zu schreiben, so würde ich außerstande sein, es in seinem Unwert zu erkennen. Denn man kann nur, was man will (weshalb die Geschichte von dem Dichter, der, um sich aus materieller Not zu retten, Marlittiaden schreibt, ein Märchen ist). Will ich aber diese Stufe Produktion, so kann ich mich nicht im Urteil über sie erheben. Daß ich etwas Höheres will, schützt mich davor, dieses Geringe zu können.

Mit der Anerkennung eines Wertes für jede Produktion, d. h. für jedes Können, kommen wir nicht zu einer wahren Einsicht in die uns beschäftigende Frage. Das Beispiel der „Lustigen Witwe" lehrt, daß Kritik höhere Menschlichkeit sein kann als Produktion. Und denken wir dies zäh zu Ende, so kommen wir zu folgendem Ergebnis — wobei wir, um es zu wiederholen, nicht an den Lokalkritiker im Provinzanzeiger denken.

Zwei Kreise finden wir im Menschlichen: die Abschließenden und die Suchenden. Was sie trennt, ist nicht ein verschiedener Grad des Könnens, sondern eine verschiedene Höhe des Wollens. Auf jeder Stufe menschlicher Bildung finden wir beide Typen vor. Diejenigen, die sich beispielsweise auf der Stufe kunstgewerblichen oder artistischen Arbeitens an das Abschließen, Ausformen, Produzieren begeben, können unmöglich höher und wertvoller sein als jene, die, weil sie mit anspruchsvolleren Augen in fernere Weiten sehen, hier ihre Hände gebunden fühlen. Nicht ist das Abschließen zu einem Werke grundsätzlich wertvoller als das Schweigen oder Verwerfen. Es kommt ausschließlich an auf die Höhe, die Stufe, auf der das Abschließen erfolgt. Der Sucher, der jene Stufe, in welcher der Abschließer sein Werk vollendet, auf der Verfolgung seines höheren Ideals durchrennt, ist reicher als der betreffende Künstler. Es ist möglich, daß er auf einer höheren Stufe zum schaffenden Künstler wird, womit er dann eine Umsetzung seiner Energie erleben würde, aber keine Standeserhöhung. Denn auch im Produzieren des Werkes ist das Entscheidende nicht das Grundieren, Malen, Modellieren, Zeichnen — sondern die geistige Leistung. Und eine geistige Leistung ist das Überwinden, das denkende Suchen nicht minder. Beidemal, im Produzieren und im Kritisieren, handelt es sich um das nämliche: Kampf um geistige Helligkeit, um das Hellsehen der Welt. Nicht immer wird diese Leistung sichtbar, hörbar, sowenig sich elektrische Energie stets in Funken umsetzt.

Digitized by Google

Aber auch dort, wo Sichtbarkeit im ununterbrochenen, niemals voll beglückten wahrhaftigen Suchen der Wahrheit tatsächlich niemals im Verlauf eines Lebens erfolgt, liegt kein menschliches Manko, liegt keine Unfruchtbarkeit vor, schon weil wir es uns abgewöhnen müssen, die Arbeit eines Menschen mit seinem „Tode“ abzuschneiden. Auch hier kann das Sprichwort recht behalten: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Freilich, der Materialist muß ein solches Sucherleben gering anschlagen, weil er, wie wir sagten, nur das Sichtbare wertet. Die unter der Oberfläche arbeitenden Kräfte sind ihm tot, weil er sie nicht sieht. „Wollen“ — was ist ihm Wollen? Ein impotentes Ausweichen des Nicht-Könnens.

Wir können uns aber an einen unsterblichen Idealisten wenden, den Meister Eckhart. Er spricht davon, wie alle Tugenden in dem Willen beschlossen liegen, sofern er ein rechter Wille ist. Er betont die Wichtigkeit des Urteils, das er sehr schön als die „Festigkeit des guten Willens“ benennt. Und er sagt dann, der Mensch solle „sich nimmermehr betrüben, wenn er nicht alles, was er möchte, in Werken zu vollbringen vermag“. Was der Materialist als „Können“ anbetet, nennt Eckhart in Erkenntnis tieferer Zusammenhänge die „Macht“ (für die Kunst das „Machen“). Von ihr sagt er wahrhaft abschließend: „Wenn es dir nicht an Willen fehlt, sondern lediglich an der Macht, so hast du vor Gott es alles vollendet.“

Lied aus „Heilige Nacht“

Von Ludwig Thoma

Es mag net finsta wer'n,
Es bleibt so hell,
Es rucken Mond und Stern
Net von da Stell.

Sie hamm wia Liachta brennt,
So still und klar,
Als waar dös Firmament
A Hochaltar.

Und 's is so wundafei',
Wia's oba klingt!
Dös muaß da Herrgott sei,
Der 's Hochamt singt.

Digitized by Google

„Politisches Leben"

Eugen Diederichs in Jena war seit einer Reihe von Jahren bemüht, seinem vielfältigen Verlag ein politisches Gesicht zu geben. Das Echo ist schwach geblieben — vielleicht war die Umgebung, in die seine „Politische Bibliothek" und seine „Staatsbürgerlichen Flugschriften" gestellt wurden, zu sehr von Bänden beschattet, in denen über Kunst, Religion, Humanismus und Philosophie geredet wurde. — Es mochte Diederichs eine ähnliche Wirksamkeit vorschweben, wie sie in England die „Fabian Society" betrieben hatte: durch eine gehaltvolle Publizistik den öffentlichen Geist, ohne die Parteiabsicht der Machtgewinnung, ethisch und sozial zu durchdringen. Wells, Ramsay Mac Donald waren denn auch unter den Autoren, Lloyd George wurde uns als Sozialreformer durch eine Sammlung seiner Reden nahegebracht. Heute erscheinen diese Bemühungen abgebrochen. Fruchtbar blieb die Einführung des schwedischen Soziologen Gustaf Steffen, der auch durch seine Kriegsbände ein ausgezeichneter Anreger und Klärer spezifisch deutscher Geistesprobleme blieb.

Diederichs ist Optimist. Er hat jetzt die alte Spur wieder gesucht und damit begonnen, eine neue Serie von Bänden hinauszugeben, die, nicht so gewichtig in Format und Umfang wie die früheren, einen breiteren Leserkreis erreichen wollen. Die Reihe nennt sich „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates"; vier Bände liegen mir vor, ihre gemeinsame Richtung ist durch den Untertitel gewiesen.

Zwei Anhänger des Sozialismus leiten ein, Jean Jaurès und Wolfgang Heine. Der große Franzose spricht aus dem Grabe, aber seine Worte sind von wunderbarer Lebendigkeit. Man kennt in Deutschland Jaurès, so sehr jeder glaubt, ein geistiges Bild von ihm zu besitzen, als Schriftsteller nur wenig; Südekum hat vor Jahren einmal charakteristische Aufsätze herausgegeben, die aber selbst in der sozialistischen Literatur ohne stärkeren Widerhall blieben, und in dem umfangreichen Werk „Die neue Armee", dessen deutsche Ausgabe auch Diederichs seinerzeit gewagt hat, steckt zu viel französisches Einzelheerproblem, als daß es nach Gebühr aufgenommen worden wäre. Aus diesem Werk nun ist ein geschlossener Abschnitt auf E. Pernerstorfers Anregung herausgenommen worden (dieser schrieb auch eine warmherzige Einleitung) und mit dem Titel „Vaterland und Proletariat" neu gedruckt. Der Titel verursacht vielleicht eine falsche Einstellung der Erwartung; er umfaßt nur ein Teilstück des Ganzen, freilich das heute wirkungsvollste, die Abrechnung mit der Marxischen These: „Die Arbeiter haben kein Vaterland." Diese „sarkastische Verneinung der Geschichte selbst" bekämpft Jaurès mit seinem hohen und edlen Temperament geschichtlich, psychologisch, wirtschaftlich, politisch — er will gerade aus dem Proletariat eine Vertiefung aller vaterländischen Gedanken erzeugt wissen. Die deutsche Sozialdemokratie kann in ihrer Gärung keinen besseren Stoff zur Klärung brauchen als den Geist dieses Franzosen. Im übrigen aber ist das Buch fast zu einer Apologie der kapitalistischen Bourgeoisie geworden, ihrer Tatkraft, Anpassungsfähigkeit und ihres politischen Kampfes; man spürt, wie Jaurès hier alles deutlicher, unterstrichener sagen will, um der trivialisierten Marxschen Denkmethode des offiziellen Sozialismus eine historische, freie, unbefangene Würdigung entgegenzustellen. Man

Digitized by Google

wird ganz und gar nicht sagen können, es sei der „französische Sozialismus“, der hier sich in einem weniger gebundenen Geist dokumentiere, denn, obgleich anerkannter Führer der parlamentarischen Aktionen, war auch Jaurès innerhalb seiner Partei durch doktrinäre Resolutionen gefesselte Minderheit — aber dies spürt man: ein Kopf dieser Weite und Freiheit hätte die deutsche Sozialdemokratie vor der geistigen Verphilisterung bewahrt, in die ihr theoretisches Denken durch den alten Liebknecht und Kautsky geführt worden war.

Heine, dessen politische Praxis sich mit der Jaurèsschen Grundauffassung nahe genug berührt, steht neben dem Franzosen als ein gemessener, taktischer Denker. Er hat seine Kriegsaufsätze gesammelt: „Zu Deutschlands Erneuerung.“ Das Buch unterscheidet sich wesentlich von den zahlreichen Publikationen sozialdemokratischer Führer, die wir in den letzten zwei Jahren bekommen: es will keine systematisch angelegte Revision oder sozialistisch gesehene Zeitgeschichte sein wie etwa die Arbeiten von Lensch, Hänisch, Cunow, David, es ist unpathetisch (aber doch voll, man möchte sagen unterdrückter Stimmung), es geht an den grundsätzlichen Problemen eines marxistisch gesehenen Sozialismus vorüber. Sein Sinn ist, die Kluft zwischen sozialistischer Arbeiterklasse und bürgerlicher wie staatlicher Gemeinschaft, die vor dem Krieg bestand und durch die Wucht des Krieges geschlossen wurde, mit den Gedanken eines gesunden und tatfrohen Wirklichkeitssinnes zu füllen. Er redet dabei so gut zu „Bürgerlichen“ wie zu „Genossen“; er setzt im Grunde die Rede fort, die er schon vor dem Krieg gehalten hat, aber sie hat nicht mehr den monologischen Charakter. Denn Heine spürt, daß aus diesem Krieg die Schicksalstunde für die staatspolitische Bedeutung der sozialistischen Partei wächst, und darum gewinnt seine Stimme an Wärme: sie wirbt um den Willen zur Verantwortung: Die Sprache dieser Aufsätze zeichnet sich in durchsichtiger Klarheit aus.

Eine größere Arbeit sucht nun in breiteren Zusammenhängen mit den Zukunftsproblemen fertig zu werden: „Das innere Deutschland nach dem Krieg.“ Ihr Verfasser ist Erich Everth, dessen bekannte Studie über die Seele des Feldsoldaten seinerzeit auch im „März“ eine eindringliche Würdigung gefunden hat. Man wird verstehen, daß die Aufschrift eher ein wenig mißtrauisch macht als einlädt; denn man hat die fatale Empfindung, eine Versammlung guter Wünsche anzutreffen, wie sie im Spätjahr 1914 als gewisse Zuversichten durch zahllose professorale Kundgebungen gingen. Doch das Buch bringt mehr, und vor allem ist seine geistige und schriftstellerische Haltung von gutem Niveau. Der Verfasser ist kein Parteimann; man wird seine politische Gesinnung aber ungefähr auf der linken Seite der Nationalliberalen beheimatet finden dürfen. Was das Buch auszeichnet, ist eine Fülle guter Einzelbemerkungen — mehr Mosaik als Architektur —, geschichtlicher Blick und Unbefangenheit. Die künftige Stellung des Volksheeres etwa und seiner Organe sind ganz vortrefflich dargestellt. Das Ganze kein Hymnus, sondern Bedürfnis, den Dingen ihr Gewicht zu lassen oder zu geben, kein flacher Enthusiasmus, aber doch Wärme, die Sachlichkeit mit Willen zu speisen versteht. Was man vermißt, ist die Erörterung, wie weit die kommenden Aufgaben auf die staatsrechtliche Gestaltung des Reiches wirken werden.

Digitized by Google

Die letzte dieser Schriften stammt von Professor Hugo Preuß; zwei Vorträge sind zusammengefaßt: „Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke." Schmoller hat durch eine ganz taktlose Besprechung für dies Büchlein eine unfreiwillige Reklame gemacht; hat man es gelesen, so begreift man die arge Entgleisung noch weniger als früher. Man hatte geglaubt, das sehr starke und witzige polemische Talent von Preuß habe so „böse" Sachen über die behördliche Obrigkeit gesagt, daß Schmoller, der diese geschichtswissenschaftlich verwaltet, die Ehre des alten Preußens zu retten hatte — nichts davon. Preuß betrachtet die Wechselbeziehung „Innere Staatsstruktur und äußere Machtstellung" — er ist viel zu geistreich und gebildet, um die Unendlichkeit der geschichtlichen Möglichkeiten auf eine Formel bringen zu wollen, er strebt nach keiner Systematik, aber er gibt recht nachdenksame Anmerkungen zu der These: daß äußere Gefährdung ein Minus von innerer Freiheit im Staatsleben bringen müsse. Wichtiger war mir der zweite Vortrag: „Großdeutsch, kleindeutsch und die Idee des nationalen Staates", denn Preuß hat zu diesem jetzt reichlich besprochenen Problem Eigenes zu sagen und in glänzender, knapper Formulierung. Hier erweist er sich nicht als der Mann, der über Staat und Verwaltung fruchtbar nachdenkt, sondern als Politiker, der Geschichte politisch versteht.

Das mag man vielleicht zu der ganzen Serie sagen: politische Erziehung, der sie dienen will, bedarf neben des Anrufs des gegenwärtigen Willens, neben dem Blick in die Aufgaben der Zukunft geschichtlicher Schulung. Nicht um in der Vergangenheit ein Abc zu suchen, sondern um aus der Begegnung mit dem Ab und Auf der geglückten und der verfehlten Möglichkeiten den Sinn freizuhalten von tödlichem Schematismus. Geschichte macht vielleicht bescheiden und skeptisch — mehr aber: den, der politischen Willen hat, unbefangen.

Theodor Heuss

Bankenverschmelzung im Krieg

Die Deutsche Bank kündigt die Aufsaugung des Schlesischen Bankvereins in Breslau und der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg an. Damit vermindert sich die ohnehin schon geringe Zahl der deutschen Mittelbanken um zwei der bedeutendsten. Namentlich das Breslauer Institut besitzt einen sehr großen Einfluß in der industriereichen Provinz Schlesien. In seinem Aufsichtsrat finden wir die Vertreter des Feudaladels zusammen mit den Direktoren der großen Montanwerke. Die Bedeutung ergibt sich schon aus dem Aktienkapital von 50 Millionen Mark und den reichlich 20 Millionen Reserven. Nicht ganz so groß ist die Bedeutung des erheblich jüngeren, aber sehr unternehmenden Königsberger Instituts mit 24 Millionen Grundkapital und $3^1/_2$ Millionen Reserven. Dem weiteren Verschwinden von mittleren Banken steht eine entsprechende Ausdehnung der Deutschen Bank gegenüber. Sie wird fortab an Aktienkapital (275 Millionen) und Reserven (225 Millionen) die ungeheure Summe von 500 Millionen Eigenkapital aufweisen. So gewaltig diese Summe ist, so zeigt sie doch noch nicht

Digitized by Google

vollständig den Machtbereich des Instituts. Der ergibt sich viel klarer aus der Höhe der ihm und den beiden aufzusaugenden Banken anvertrauten fremden Gelder, die bereits Ende 1915 — neuere Bilanzen liegen noch nicht vor — recht nahe an 3 Milliarden Mark betrugen. Welches Übergewicht sie damit gegenüber ihren Konkurrenten besitzt, dafür nur zwei Vergleiche: die von der Deutschen Bank verwalteten Einlagen sind so groß wie die von den drei folgenden Großbanken, der Diskontogesellschaft, der Dresdener und Darmstädter Bank zusammen, oder aber rund ein Drittel aller 44 deutschen Handelsbanken über 10 Millionen Grundkapital.

Hier drängt sich zunächst die Frage auf: Wohin soll diese anhaltende Fusionsbewegung führen, was bedeutet sie für unsere Volkswirtschaft? Und da sind Bedenken nicht zu unterdrücken. Der Entwicklungsgang deutet immer mehr auf eine trustartige Gestaltung unseres ganzen Kreditwesens. In den letzten zwanzig Jahren sind deutlich drei Phasen dieser Entwicklung zu beobachten. Zunächst trat immer mehr die Bedeutung der Berliner Großbanken gegenüber den Provinzinstituten in die Erscheinung. Dann ergab sich innerhalb dieser Berliner Banken wiederum eine Scheidung, in dem die sogenannten D-Banken (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Dresdener Bank und Darmstädter Bank) gegenüber den anderen ein unleugbares Übergewicht erhielten. In den allerletzten Jahren nun ist auch hier wieder eine abermalige Scheidung zu beobachten. Aus den D-Banken hebt sich immer mehr die Übermacht zweier Institute heraus, die der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft. Das ist besonders zutage getreten, seitdem beide ihre Arme nach dem industriereichen Westen ausgestreckt haben, wo kurz vor dem Krieg die Diskontogesellschaft sich des Schaffhausenschen Bankvereins und die Deutsche Bank der Bergisch-Märkischen Bank bemächtigte. Jener Vorgang war auch rein organisatorisch bemerkenswert, weil gerade diese beiden führenden Banken bis dahin im Gegensatz zu manchen kleineren das Bestreben hatten, kein allzu großes Filialnetz zu unterhalten. So besaß beispielsweise die Deutsche Bank noch im Jahre 1910 erst in neun deutschen Städten Niederlassungen. Nach Durchführung der jetzt vorgeschlagenen Verschmelzung werden es wohl 90 sein. Früher hatte die Deutsche Bank nach dem Ausspruch ihres leitenden Direktors den Grundsatz des Bundesstaates an Stelle des jetzt anscheinend angestrebten Einheitsstaates. Das will heißen, sie zog es vor, ihren Einfluß und ihre Macht in der Provinz vorwiegend indirekt auszuüben durch Anknüpfung von freundschaftlichen Beziehungen zu leistungsfähigen Mittelinstituten. Dementsprechend besaß sie schon seit reichlich zwanzig Jahren im wichtigen Westen des Reiches gute Beziehungen zu der Bergisch-Märkischen Bank in Elberfeld und der Essener Kreditanstalt. Im Südwesten war es die Rheinische Kreditbank in Mannheim, im Osten der jetzt verschwindende Schlesische Bankverein. Ähnliche Beziehungen bestanden zur Hannoverschen Bank, der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M., der Chemnitzer Bank und der Württembergischen Vereinsbank in Stuttgart. Gerade der Umstand, daß man mit diesem Grundsatz bricht, ist recht bedauerlich, denn mit dem Verschwinden dieser Mittelinstitute schreitet die Bureaukratisierung des Bankwesens immer mehr voran. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, ob etwa in Mannheim ein völlig unabhängiges Direktorium die Ge-

Digitized by Google

schicke der Rheinischen Kreditbank leitet oder ob an seine Stelle einige vollständig von Berlin abhängige Filialdirektoren treten. Der selbständige Direktor kann Geschäfte nach eigenen Gedanken eingehen, lokale Industrien unterstützen und entwickeln helfen, ist in der Höhe der Kreditgewährung vom eigenen Urteil und dem seiner gewöhnlich ortsangehörigen Aufsichtsräte abhängig. Anders der Filialdirektor. Gerade in so gut organisierten Unternehmungen, wie es unsre Großbanken sind, bleibt die Initiative dieser Herren äußerst beschränkt. Jeder größere und selbst mittlere Kredit bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der Berliner Zentralleitung. Man sagt, daß gerade die Deutsche Bank gar keine gar zu große Selbständigkeit ihrer Filialleiter wünsche. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise die gerade vom kulturellen Standpunkt aus recht unerwünschte Zusammenfassung des ganzen Wirtschaftslebens in Berlin noch weitere Fortschritte macht. Ein weiterer wirtschaftlich-kultureller Nachteil entsteht den Bankangestellten aus der wachsenden Schwierigkeit, sich zu einer selbständigen Stellung heraufzuarbeiten. Immer mehr unselbständige mechanische Hilfskräfte werden durch die Bankkonzentration gebunden.

Schließlich ist noch zu befürchten, daß die anderen großen Banken der Ruhm und die Ausdehnung der Deutschen Bank nicht wird schlafen lassen, daß also auch sie zu weiteren Ausdehnungen schreiten werden, verleitet von dem gefährlichen Zauber der großen Zahl. Nichts wäre angenehmer, als wenn diese Prophezeiung sich als irrtümlich erweisen würde. Die Erfahrung deutet aber nach dieser Richtung, und die Wahrscheinlichkeit wird noch erhöht durch den Umstand, daß manche heute noch zu den Großbanken gezählten Gesellschaften fusionsreif sind. Dementis dieser Behauptung wiegen nicht schwer. Man weiß nämlich von früheren Fällen, daß Direktoren derartiger Banken noch ein und zwei Tage vor der Aufgabe ihrer Selbständigkeit keine Ahnung davon hatten. Es ist häufig nur die Beredsamkeit und Geschicklichkeit eines erfahrenen Unterhändlers nötig, um maßgebende Kreise, etwa des Aufsichtsrats, zu einem solchen Schritt zu bewegen. Wenn aber, wie wir fürchten, diese Entwicklung weiter fortschreitet, so könnten damit die Banken ihr eigenes Grab bereiten. Das heißt: sie arbeiten allen jenen in die Hände, die einer Verstaatlichung des Bankwesens das Wort reden. Ob aber das ein Glück sein wird, mag billig bezweifelt werden.

Eines berührt an den Plänen der Deutschen Bank angenehm: das ist die aus dem Verschmelzungsvorschlag sprechende Zuversicht für die weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Ostens. Würde die Deutsche Bank mit ihren guten politischen Beziehungen die Zukunft unserer Grenzgebiete und deren wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit ungünstig beurteilen, so wäre sie kaum mit einem so weitgreifenden Plane vor ihre Aktionäre getreten. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Gold- oder Papierwährung?

Von Prof. Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

Worauf beruht der Wert eines Hundertmarkscheines? Über diese Frage sind seit langem in der Wissenschaft verschiedene Ansichten vertreten worden, ohne daß es zu einer Einigung gekommen wäre. Nach der einen, heut noch weitverbreiteten Meinung beruht der Wert des Papiergeldes auf dem Golde, auf der versprochenen Einlösung in Gold. Und der Wert des Goldes wiederum soll auf seinen Produktionskosten beruhen. Diese Ansicht hält sich mit solcher Zähigkeit, weil sie die bequemste ist, die geringsten Anforderungen an den Verstand und das Denken stellt. Sie hält sich, trotzdem die Beweise dafür, daß sie nicht richtig sein kann, zahlreich und bei schärferem Nachdenken überzeugend sind. Denn schon früher sind in Österreich und Indien Fälle vorgekommen, daß der Wert des Papiergeldes über den Wert des Edelmetalls (Silber) stieg, auf das es ursprünglich lautete. Das war nur möglich, nachdem die freie Edelmetallausprägung, daß jeder, der Edelmetall zur Münze brachte, dafür eine bestimmte Menge Banknoten empfangen konnte, für das Silber in jenen Ländern eingestellt war. Jedenfalls aber ist damit bewiesen, daß es nicht das Edelmetall und die Einlösung in Edelmetall war, die die Banknoten in ihrem Werte hielt.

Dasselbe ist im Weltkriege aber auch dem Golde gegenüber zu beobachten. In Schweden, Holland und Argentinien gilt jetzt die Banknote mehr als die entsprechende Goldmünze bzw. als die Menge Gold, auf die die Währungseinheit lautet. Auch dies war nur möglich, weil jene Länder die freie Goldprägung einstellten oder doch beschränkten. Und sie taten das, weil sie sich nicht mit überflüssigem Golde an Stelle nützlicher Waren überschwemmen lassen wollten.

Digitized by Google

Außerdem gibt es natürlich schon zahlreiche Fälle, in denen ein Land eine reine Papierwährung hatte und dieses Geld ohne jede Deckung und Einlösung doch seine Funktion als allgemeines Zahlungsmittel erfüllte.

Was schließlich die Behauptung betrifft, daß der Wert des Goldes auf seinen Produktionskosten beruhe, so ist auch diese Auffassung, von anderen Gründen abgesehen, leicht dadurch als falsch zu erweisen, daß ja gar nicht einzusehen ist, warum denn nicht noch viel mehr Gold gewonnen wird. Denn zweifellos könnte die Produktion mit Aufwendung weiterer Kosten noch erheblich gesteigert werden, was jetzt in zwei Jahren gewonnen wird, z. B. schon in einem Jahre produziert werden. Warum werden sie nicht aufgewendet, wenn doch der Wert des Goldes dadurch noch gesteigert werden könnte?

Eine andere Ansicht behauptet dagegen, das Gold habe keinen eigenen, mit seinem Stoff zusammenhängenden Wert, es sei ein bloßes Wertzeichen, eine Anweisung auf die Güter, die man sich damit beschaffen könne, und leite seinen Wert von deren Wert ab. Diese Ansicht, die in verschiedenen Spielarten vertreten wird, ist zweifellos richtig, was heute auch immer mehr Leute einsehen. Doch muß sie auch wissenschaftlich begründet werden können, und daran fehlte es bisher, weil die ganze ökonomische Wissenschaft viel mehr die erstere Ansicht, die man die metallistische nennt, stützte.

Man könnte nun sagen: diese Frage, worauf der Wert des Papiergeldes beruhe, sei eine reine Doktorfrage, die die Gelehrten unter sich ausmachen könnten, die die Allgemeinheit aber gar nicht interessiere. Das ist aber nicht richtig, die Entscheidung dieser Frage hat in Wahrheit die größte praktische und politische Bedeutung. Das ergibt sich daraus, daß, wenn nachgewiesen werden kann, daß eine Papierwährung ohne Edelmetalldeckung unter gewissen Bedingungen in jeder Hinsicht geradesogut funktionieren kann wie eine Goldwährung, die über 3 Milliarden Mark in Gold, die in unserer jetzigen Währung stecken — davon über $2\frac{1}{2}$ Milliarden bei der Reichsbank liegend — gespart und nützlich verwendet werden

Digitized by Google

könnten. Damit könnten wir uns aber von den Hauptgoldproduktionsländern, insbesondere von England, freimachen, das jetzt bei dem System der freien Prägung uns und allen Ländern, die die Goldwährung haben, statt mit nützlichen Waren beliebig mit Gold zahlen kann. Jene angebliche Doktorfrage bedeutet also in Wahrheit eine praktische Ersparnis von mehr als 3 Milliarden Mark für die deutsche Volkswirtschaft und zugleich politisch unser wichtigstes wirtschaftliches Kampfmittel gegen England.

Kann nun das gute Funktionieren einer bloßen Papierwährung ohne jede Edelmetalldeckung wissenschaftlich nachgewiesen werden? Die Antwort lautet: Unbedingt. Freilich ist es nicht getan mit bloßen Behauptungen, wie sie bisher für und gegen die Goldwährung eine Rolle spielten. Auch die Bezugnahme auf die Erfahrungen im Weltkriege genügt nicht, vielmehr verlangt man mit Recht einen wissenschaftlichen Nachweis, der das Wesen des Geldes, seine Funktionen im heutigen Tauschverkehr klarlegt und daraufhin zeigt, daß und unter welchen Bedingungen eine Papierwährung geradesogut funktionieren kann wie eine auf dem Edelmetall beruhende.

Dieser wissenschaftliche Nachweis, der auf die letzten Grundlagen aller Wirtschaftswissenschaft zurückführt, kann hier natürlich nicht geliefert werden. Ich muß dafür auf mein Buch: Geld und Gold, ökonomische Theorie des Geldes, Stuttgart 1916, verweisen. Nur so viel sei hier gesagt, daß man bisher immer die realen, vom Staat geschaffenen oder von ihm autorisierten Zahlungsmittel, Hartgeld, Banknoten und sonstiges Papiergeld, zu einseitig und ausschließlich betrachtet hat. Das wirkliche Geld aber, das alle Umsätze vermittelt, sind nicht reale Zahlungsmittel, sondern es ist die abstrakte Rechnungseinheit Mark. Sie verkörpert sich in den meisten Fällen heute überhaupt nicht mehr in realen Zahlungsmitteln, dies nur beim Kleinverkehr, sondern sie verkörpert sich in den Einkommen, welche nicht Summen baren Geldes, sondern Summen in der abstrakten Rechnungseinheit sind, mit denen alle Wirtschaften im Tauschverkehr kalkulieren. So kann man prägnant

Digitized by Google

sagen, daß nicht das bare Geld, einerlei in welcher Form, sondern daß die Einkommen es sind, welche die Güter kaufen.

Deswegen kann man aber, trotz aller Ausdehnung des Scheck- und Überweisungsverkehrs, die realen Zahlungsmittel, einerlei aus welchem Stoff, für den Kleinverkehr natürlich nicht ganz entbehren. Warum knüpfte man sie jedoch an das teure Gold an, sah darin die idealste Währung? Die Antwort lautet: einfach um zu verhindern, daß sich der Staat unter Benutzung der Notenpresse beliebig viel Geld, d. h. eben Einkommen, künstlich macht. Das ist früher oft in größtem Umfange geschehen und auch heute im Weltkriege keineswegs genügend vermieden. Es hat aber stets den unheilvollsten Einfluß auf die Preise und das ganze Wirtschaftsleben gehabt. Nur deshalb knüpfte man das Geldwesen an ein nur beschränkt vermehrbares Edelmetall, um gegen Eingriffe des Staates darin einigermaßen eine Sicherheit zu haben. Doch herrscht heute wohl allgemein die Überzeugung, daß die Vorschrift der Drittelsdeckung des ausgegebenen Papiergeldes keinen großen praktischen Wert hat.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun auch die einzige Bedingung, von der das gute Funktionieren einer reinen Papierwährung abhängig ist. Die Regierung muß eine klare Einsicht in das Wesen und die Funktionen des Geldes haben und darf nicht, momentaner Vorteile wegen, die Noten stark über das Maß hinaus vermehren, das der Verkehr in normalen Zeiten braucht. Wird diese Bedingung erfüllt, so kann eine reine Papierwährung ohne jede Edelmetalldeckung durchaus ihren Zweck erfüllen, und zwar auch im Handelsverkehr mit dem Auslande. Sie kann vor allem ebenso stabil, ja noch stabiler sein wie eine Goldwährung, d. h. braucht zu keinen Preisschwankungen zu führen. Das kann hier nicht näher nachgewiesen werden. Im Auslandsverkehr zahlt man aber überhaupt nicht mit Geld, sondern man zahlt mit Waren (oder Effekten), und das Gold ist dabei auch eine Ware. Für solche Länder, die nach dem Kriege noch durchaus Gold haben wollen, können wir aber immer einige hundert Millionen davon übrig halten. Doch werden bei genügender Einsicht

Digitized by Google

solche Länder selten sein und alle, wie jetzt schon im Kriege, nützliche Waren vorziehen.

Wir empfehlen nun aber einstweilen kein ganz ungedecktes Papiergeld, sondern die ausgegebenen Noten sollten, wie auch jetzt schon, durch gute Warenwechsel und im Interesse der sogenannten Vorratswirtschaft durch wichtige Rohstoffe gedeckt sein, die wir besser gebrauchen können als gerade Gold.

Den größten Teil unseres Goldschatzes aber sollten wir dazu verwenden, nützliche Rohstoffe im Auslande zu kaufen und könnten damit zugleich unsere stark gesunkene Valuta heben.

Noch eine Frage sei kurz gestreift. Wenn wir so bei genügender Einsicht und Vorsicht eine Papierwährung empfehlen, ist die jetzige allgemeine Goldsammlung überflüssig? Keineswegs. Vor allem ist natürlich das Aufbewahren von Goldstücken nicht zu billigen, die vielmehr später überhaupt nicht mehr als Geld verwendet werden dürften. Aber auch das Zurverfügungstellen von goldenen Schmucksachen u. dgl. ist erwünscht, nur darf die Reichsbank nicht glauben, daraufhin ohne Nachteil das Dreifache an Banknoten ausgeben zu dürfen. Aber man kann heute mit dem Golde noch vieles im Auslande kaufen, und wenn nach dem Kriege mehrere Länder zu einer reinen Papierwährung übergehen, wird der Wert des Goldes auch in Form von Schmucksachen stark fallen, so daß der Besitzer dafür vielleicht viel weniger bekommen würde als jetzt. Deshalb muß auch die Reichsbank sehen, ihren Goldbestand möglichst bald noch günstig zu verwerten.

Zum Schlusse komme ich noch einmal auf jene einzige Bedingung für das gute Funktionieren einer reinen Papierwährung zurück. Ist die richtige Einsicht in das Geldwesen bei den leitenden Persönlichkeiten vorhanden, so daß insbesondere eine starke Vermehrung des Papiergeldes vermieden wird? Bisher konnte man das leider nicht behaupten. Sonst wären nicht gleich in den ersten Wochen des Krieges ohne zwingenden Grund unsere Zahlungsmittel um mehr als 2 Milliarden Mark vermehrt worden und inzwischen eine Vermehrung um nahezu 8 Milliarden Mark (mit

Digitized by Google

den Darlehenskassenscheinen) erfolgt. Sonst hätte man auch längst energischere Maßregeln gegen das Sinken unserer Valuta im Auslande ergriffen u. dgl. mehr. Es fehlt aber überhaupt noch die klare Vorstellung davon, wodurch eine starke Vermehrung des Papiergeldes preissteigernd wirkt.

Man kann aber den leitenden Persönlichkeiten kaum einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich über das Wesen des Geldes und die Gründe, weshalb eine starke Vermehrung schädlich war, nicht klar waren, denn dieselbe Unklarheit war auch in der Wissenschaft vorhanden, sie trifft daher ein großer Teil der Schuld für alle Fehler, die auf diesem Gebiete begangen wurden und noch heute begangen werden. Aber man kann verlangen, daß die leitenden Persönlichkeiten und alle, die zu der so überaus wichtigen Frage Stellung nehmen, alles tun, um sich aufzuklären, daß sie sich nicht mit bloßen Meinungen zufrieden geben, sondern der Frage wissenschaftlich auf den Grund gehen.

Es wäre ja sehr bequem, abzuwarten, wie sich die Goldwährung nach dem Kriege entwickelt und andere Staaten Versuche mit der Papierwährung machen zu lassen. Aber nach dem Gesetz der Trägheit würde dann wohl die Goldwährung erhalten bleiben, weil auch wichtige Staaten an ihrer Erhaltung interessiert sind. Und durch Abwarten würden wir die Gelegenheit einer nützlichen Verwertung unseres Goldbestandes versäumen.

Daher muß auch auf diesem Gebiete Deutschland vorangehen, und die Wissenschaft, die hier die allergrößte praktische Aufgabe zu erfüllen hat, muß unsere Führerin sein. Die verantwortlichen Personen dürfen nicht bloße Routine, sondern müssen genügende wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, um diesen Fragen auf den Grund gehen zu können. Daher tut vor allem Aufklärung not, welche alle erreichen muß, die irgendeinen Einfluß auf unsere Geldpolitik haben, vom Reichsbankpräsidenten und den Finanzministern bis zu den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, welche in den Handelskammern sitzen. Wenn sich die Einsicht in das Geldwesen vertieft, dann dürfen wir zu unserer Regierung das Vertrauen

Digitized by Google

haben, daß sie nicht momentaner Vorteile wegen die Notenpresse übermäßig in Bewegung setzt, dann können die gewaltigen Kosten, die die Goldwährung uns heute noch zu Englands Nutzen auferlegt, gespart werden, dann kann Deutschland auch auf diesem Gebiete der Führer werden bei einem großen menschlichen Fortschritt.

Rußlands militärische Verkehrspolitik

Von Richard Hennig, z. Zt. Libau

Ueber der russischen Verkehrspolitik, der man in vieler Hinsicht eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen kann, waltet ein Verhängnis insofern, als die meisten und wichtigsten großen Verkehrsanlagen zu spät in Angriff genommen und fertiggestellt wurden. Ganz sicher ist bei allen Eisenbahnen, Wasserwegen, Hafenbauten, Telegraphenanlagen usw., denen eine gewisse Wichtigkeit für den Kriegsfall zukam, die russische Regierung mit weitem Blick und unter Anwendung reicher Mittel vorgegangen. Wenn dennoch der schließliche Wert des Geschaffenen im Kriegsfall meist nicht recht zur Geltung kam, so war jener Grundzug des russischen Charakters daran schuld, der durch das berühmte Wort „Nitschewo“ am treffendsten gekennzeichnet wird, ein gewisser Schlendrian, der oft genug bewirkte, daß ein mit großer Energie begonnenes wichtiges Werk nicht mit der gleichen Energie fortgeführt und bis zum letzten Ende durchgehalten wurde. Ein besonders typisches Beispiel bietet ja der mit ungeheuren Kosten ins Leben gerufene wundervolle Libauer Kriegshafen, dessen Bau schließlich, nachdem er zu drei Vierteln fertiggestellt war, aus nicht recht erkennbaren Gründen wieder aufgegeben wurde, so daß er nun erst unter deutscher Verwaltung seinem uns sehr willkommenen Zweck voll dienstbar gemacht werden konnte, nachdem die nötigen Arbeiten vorgenommen worden waren.

Zweifellos das großartigste Beispiel der auf den militärischen Charakter zugeschnittenen russischen Verkehrspolitik ist die große sibirische Bahn, die schon dreizehn Jahre vor Beginn des japanischen Krieges, am 31. Mai 1891, in Angriff genommen und über zwei Jahre vor dem Kriegsausbruch, am 3. November 1901, fertiggestellt wurde. Die Veranlassung zu ihrem Bau war nicht die friedliche Förderung des europäischen Ostasienverkehrs, die seither die kulturell größte Tat des Zarenreiches geworden ist, sondern die

Digitized by Google

militärische Sicherung der russischen Besitzungen im fernen Osten. Und dennoch, als der Krieg ausbrach, war die Bahn noch kein fertiges Ganzes; es fehlte noch das verbindende Stück im Süden des Baikalsees, das die jeweilig bis an den See reichende westliche und östliche Bahnstrecke miteinander verband. Die Schnelligkeit der militärischen Transporte litt natürlich gewaltig darunter, daß im Sommer eine Umladung aller Truppen- und Materialtransporte von der Bahn auf Baikalschiffe und umgekehrt notwendig wurde.

Zwar wurde während des Krieges fieberhaft an der Vollendung der Baikalumgehungsbahn gebaut, deren Bau im gebirgigen Gelände mit größten Schwierigkeiten verknüpft war, aber im Winter 1904/05, als der See zufror und die Schiffahrt eingestellt werden mußte, war die Umgehungslinie noch nicht fertig, und man sah sich gezwungen, eine eigene verbindende Notbahn unmittelbar auf dem Eis des Sees verkehren zu lassen. Und als endlich die Umgehungsstrecke am Südufer 1905 fertiggestellt wurde, war der Krieg zu Ende oder unmittelbar vor dem Abschluß, so daß der Linie keine militärische Bedeutung mehr zukam. Auch der zweigleisige Ausbau der sibirischen Bahn, der den militärischen Wert der Strecke vervielfältigte, ist erst lange nach dem Kriege durchgeführt worden.

Das verhängnisvolle „Zu spät" hatte sich also auch an diesem großen Bauwerk gezeigt, das im übrigen, wie rundweg zugegeben werden muß, trotzdem während des japanischen Krieges von unschätzbar hoher militärischer Bedeutung für die Russen gewesen ist. Ob die Amurbahn, die die Russen nach dem Verlust ihrer am weitesten südlich gelegenen Besitzungen im fernen Osten in Angriff genommen haben, um wenigstens Wladiwostok vor dem unheimlich rasch wachsenden Ausdehnungsdrange der Japaner zu sichern, noch rechtzeitig fertig werden wird, um diese ihre militärische Hauptaufgabe zu erfüllen, ist zweifelhaft. Sie sollte schon 1913 fertiggestellt sein und ist jetzt, 1917, noch nicht vollendet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier das „Zu spät" wieder zur Geltung kommt.

Zu spät für den gegenwärtigen Krieg hat auch Rußland begonnen, sein strategisches Bahnnetz an der Westgrenze auszubauen. Erst im Frühjahr 1914 wurde vom russischen Ministerrat der Ausbau einiger militärisch hochwichtiger Linien mit französischem Gelde beschlossen, deren Vorhandensein im Kriege für die russischen Angriffsoperationen wiederholt entscheidende Bedeutung hätte erlangen können und deren Fehlen für die schwierige Verteidigung der Zentralmächte gegen ungeheure Übermacht ein großes Glück gewesen ist. Die wichtigsten von diesen nur geplanten, aber noch nicht vorhandenen militärischen Bahnen, deren Fertigstellung ursprünglich Rußland noch hatte abwarten wollen, ehe es seinen lange vorbereiteten Eroberungsfeldzug

Digitized by Google

begann, waren die Linien Nowogeorgiewsk (Modlin)—Plozk, Cholm—Samostje, Lublin—Samostje—Rawaruska, Murawiewo—Tauroggen und Kowno—Rossieny—Polangen.

Zu spät wurden ferner die Verbindungen des inneren Rußland mit Archangelsk wirklich leistungsfähig gemacht. Eine vorsichtige Regierung, die einen gleichzeitigen Krieg gegen Deutschland, Österreich und die Türkei beabsichtigte, hätte sich sagen müssen, daß Archangelsk dann als einziger zuverlässiger, im Sommer benutzbarer europäischer Hafen Rußlands jene gewaltig erhöhte Bedeutung erlangen könne, die dieser bis dahin so unbedeutende Weißmeerhafen seit 1914 in der Tat gewonnen hat. Aber anscheinend hat man in Petersburg eine längere Sperrung der Dardanellen für ausgeschlossen erachtet; andernfalls wäre die Gleichgültigkeit, mit der man die auf Archangelsk bezüglichen Verkehrsfragen behandelte, schlechterdings unbegreiflich. Als der Krieg ausbrach, war Archangelsk mit dem Hinterland nur durch eine dürftige, eingleisige und schmalspurige Eisenbahn und durch den in denkbar bescheidensten Dimensionen gehaltenen Kanal Herzog Alexanders von Württemberg verbunden, auf dem nur kleine Flöße, offene Kähne und Motorboote verkehren können und der überdies natürlich rund sechs Monate im Jahre zugefroren ist. Als nun Archangelsk im Kriege für das gesamte russische Wirtschaftsleben und nicht zum wenigsten auch für die Kriegeslieferungen ans russische und rumänische Heer von geradezu unschätzbarer Wichtigkeit wurde, scheint die russische Regierung von dieser neuen Lage der Dinge gänzlich überrascht worden zu sein. Bezeichnenderweise stand man in Archangelsk vor der „echt russischen" Schwierigkeit, daß der Hafen auf dem Nordufer der Dwina lag, während die Bahn auf dem Südufer endete. Nicht einmal Güterschuppen in auch nur annähernd ausreichender Zahl waren noch ein Jahr nach Kriegsausbruch vorhanden, so daß die im Sommer 1915 vom Ausland in großen Massen eintreffenden Waren weder abtransportiert noch sachgemäß aufbewahrt werden konnten. Kilometerweit stauten sie sich ohne hinreichenden Schutz am Ufer der Dwina auf und verfielen in großen Mengen. Erst während des Krieges hat sich die russische Regierung aufgerafft, um dem Übel zu steuern. Eine neue Bahn mit doppeltem Gleis und in russischer Breitspur wurde angelegt und unter mancherlei Schwierigkeiten (mit zum Teil wieder „echt russischem" Beigeschmack) vollendet. Als dann die Eröffnung der am 28. September 1914 gesperrten Dardanellen durch die unwiderstehliche englische und französische Flotte nach zwei Jahren noch immer nicht erfolgt war, richtete man auch eine Automobilverbindung mit Archangelsk ein, die natürlich nur im denkbar bescheidensten Umfang der Güterbeförderung dienen konnte, und beschloß außerdem, eine leistungsfähige Wasserstraße herzustellen. Der Bau einer solchen würde schon in Friedenszeiten Jahre in

Digitized by Google

Anspruch nehmen. Kommt sie also wirklich dereinst zustande, so geschieht dies für den Weltkrieg wieder einmal — zu spät!

Noch verhängnisvoller aber machte sich für Rußland eine andere Unterlassungssünde bemerkbar, die auch nie hätte vorkommen können, wenn eine auf alle kriegerischen Möglichkeiten bedachte russische Regierung rechtzeitig schon in Friedenszeiten diejenigen Gedanken und Einfälle gehabt hätte, die ihr nun — zu spät! — erst im Kriege kamen. Von jeher war Rußlands Streben auf einen dauernd eisfreien Hafen in Europa gerichtet. Diese Sehnsucht hat, neben dem religiösen Motiv, zu Rußlands Drang nach Zarigrad-Konstantinopel Veranlassung gegeben, sie bedingt die stets wachsende Gefahr, die Schwedens und Norwegens nördliche Landesteile von dem nach dem Atlantischen Ozean strebenden russischen Koloß, nach diesem Kriege mehr denn je, bedroht. Einen leidlich eisfreien Hafen, in dem es keine für Eisbrecher unüberwindlichen Hindernisse gab, besaß Rußland in Libau; zwei andere hatte das Zarenreich im fernen Osten in Gestalt von Port Arthur und Dalni erworben und geschaffen; die beiden letzteren hatte es schon sieben Jahre später wieder an die Japaner verloren, den ersteren konnte es mit Kriegsausbruch für den Ozeanverkehr nicht mehr benutzen, da die Deutschen die Ostseeausgänge sperrten, und überdies verlor es diesen Hafen am 7. Mai 1915 an die Deutschen ebenso wie am 2. Januar 1905 Port Arthur an die Japaner.

Die Lage, in die das Zarenreich durch diese fast gänzliche Abschneidung vom Seeverkehr geraten ist, ist bekannt genug. Vollständig auf seinen unzureichenden Eismeerplatz Archangelsk und das endlos ferne Wladiwostok angewiesen, zwei Häfen, die obendrein allwinterlich für mehrere Monate zufrieren, aller seiner Hoffnungen auf die Öffnung der Dardanellen beraubt, droht Rußland an der Unterbindung seines Außenhandels wirtschaftlich und an der ungenügenden Versorgung mit Munition militärisch zu ersticken. Welchen unendlichen Wert müßte heut ein zuverlässig benutzbarer, dauernd eisfreier Hafen auf europäischem Boden mit ungehinderter Verbindung zum Weltmeer haben!

Und da zeigte sich nun im Kriege das Unbegreifliche und zunächst ganz unfaßbar Anmutende: Rußland nennt, schon seit sehr langer Zeit, einen ständig eisfreien, geräumigen, tiefen, ausgezeichnet geschützten europäischen Seehafen am offenen Weltmeer sein eigen, könnte sein höchstes wirtschaftliches Ideal, das seinen Expansionsdrang stets aufs neue angefacht und diesmal auf Konstantinopel gerichtet hat, längst verwirklicht sehen, wenn — ja, wenn dieser vortreffliche Hafen nicht volle 230 km von der nächstgelegenen Eisenbahnstation entfernt wäre! Auch derartiges ist bei keiner anderen Nation als in Rußland möglich! Erst im Spätherbst 1914, als die Dardanellen und der

Digitized by Google

Ostseeausgang gleichzeitig gesperrt waren und eine ziemlich frühe Vereisung von Archangelsk das europäische Rußland vollständig vom Seeverkehr abschloß, besann man sich im Zarenreich darauf, daß man im hohen Norden an der Murmanküste einen eisfreien Hafen von idealer Beschaffenheit in der Kolamündung sein eigen nannte. Zuerst erhoben sich Stimmen, Rußland solle sich, um ans offene Meer zu kommen, gewaltsam der schwedischen Reichsgrenz- und Ofotenbahn sowie des norwegischen Hafens Narwik bemächtigen. Die skandinavische Dreikönigszusammenkunft am 18. und 19. Dezember 1914 zeigte aber den Russen, daß man in den bedrohten Staaten auf der Hut war. Man verzichtete daher darauf, der Welt ein neues Beispiel zu geben, wie die Rechte der schwächeren Nationen geachtet werden müssen, und — begriff plötzlich nicht, warum man nicht schon längst eine Eisenbahn zur Murmanküste hinaufgeführt hatte, zumal schon seit langem Ansätze zu verzeichnen gewesen waren, hier oben einen neuen russischen Kriegshafen, Katharinenhafen (Jekaterinskij Port) mit einem frisch gegründeten Ort Alexandrowsk zu schaffen.

Mit sicherlich hoch anzuerkennender Energie ging Rußland, trotz des Krieges, daran, die fehlende Eisenbahn sogleich ins Leben zu rufen. Unter Heranziehung von vielen deutschen Kriegsgefangenen, die leider in dem fürchterlichen Klima der Kolahalbinsel und bei der menschenunwürdigen Behandlung durch rohe Patrone in nicht geringer Zahl dahingerafft wurden, und anscheinend auch von chinesischen Kulis wurde der Bahnbau sogleich noch im Winter 1914/15 in Angriff genommen und verhältnismäßig schnell gefördert. Zunächst dachte man daran, von Rovaniemi aus, der nördlichsten russischen Bahnstation in Lappland nördlich Tornea, eine Bahn nach Alexandrowsk hinaufzuführen. Da aber deren Führung wenig zweckmäßig gewesen wäre, entschied man sich schließlich für eine Linie, die von Petersburg, den Ladogasee umgehend, über Petrosawodsk am Westufer des Onegasees, ferner über Kem und Kandalask am Weißen Meer nach dem Alexandrowsk gegenüber an der Kolabucht gelegenen Ort Semionowa verlaufen sollte.

Der Grund, weshalb das Meer in diesen hochnordischen Breiten an der Eismeerküste trotz furchtbar harter Winter, in denen alljährlich Temperaturen von 30 und mehr Grad vorkommen, nur unbedeutend oder gar nicht gefriert, ist darin zu suchen, daß Ausläufer des ums Nordkap herumgreifenden Golfstroms das Wasser sehr viel wärmer halten, als es der hohen nordischen Breite eigentlich entspricht.

Die Bahn selbst ist mehrfach fälschlich fertiggesagt worden. Der Bau selbst bot ausnehmende Schwierigkeiten, und wiederholt versanken längere Strecken in Schlamm und Sumpf. Es ist rüstig geschafft worden, und wenn auch

Digitized by Google

die schnelle Herstellung der Strecke ein Ergebnis geschafft haben wird, das in bezug auf Unterbau usw. den Ansprüchen an eine leistungsfähige Vollbahn schwerlich zu genügen vermag, so ist doch der größere Teil der Bahn fertiggestellt. Die von russischer Seite zu Tendenzzwecken verbreiteten Nachrichten, daß die Line dem Betrieb übergeben sei, trifft nur für einzelne Teile zu — glaubhafte neutrale Quellen berichten, daß frühestens im Herbst 1917 an eine provisorische Eröffnung der ganzen Strecke zu denken sei.

Sollte also der russische Koloß nicht vor dem nächsten Winter militärisch oder an seinen inneren Schwierigkeiten zusammenbrechen, so mag die neue Murmanbahn für seine Kriegführung noch eine gewisse Rolle spielen. Für die großen Ereignisse an unserer Ostfront freilich, die sich ja vornehmlich im Sommer 1915 abspielten, und die damals schon in der Hauptsache gefallene militärische Entscheidung kommt die Bahn in jedem Falle, auch wenn gar keine neuen Hindernisse die Fertigstellung abermals verzögern, wieder zu spät. Daß sie in einer politischen Lage, wie sie gegenwärtig herrscht, von großem Wert für Rußlands Kriegsführung sein kann, ist nicht zu bezweifeln, aber wann wird, wenn überhaupt, diese Lage wiederkehren? Dazu kommt, daß das Auftauchen deutscher U-Boote im Eismeer sowohl den Wert von Archangelsk wie den der Kolabucht im Kriege empfindlich zu vermindern geeignet ist, und von irgendeinem Wert der Linie in Friedenszeiten als Durchgangsbahn kann keinesfalls die Rede sein. — Rußland hat sich also anscheinend wieder einmal mit bemerkenswerter Energie eine große neue Bahn geschaffen, aber wieder — zu spät!!

Die gefesselten Genießer

Von Karl Löwenberg

Ein breiter Platz. Winterkalte junge Bäume. Man sieht durch stachlichen Draht Gestalten. Buntfarben. Rote Hosen. Dreimastermützen. Dunkles Gewitterblau. Schwarze Mäntel. Gestrickte, gewebte Tücher sportlich um den Hals. Engländer mit breiten Gesichtern spielen Fußball. Schreien. Einer fällt mit dem Ball. Pfiffe. Gelächter.

Digitized by Google

Die Franzosen und Belgier spielen Sokrates, gehen umher und philosophieren. Es gibt doch so manches. Man hat studiert. In der Gefangenschaft wachsen Fragen auf wie Wüstengewächse. Manche gehen einsam. Die Hände auf dem Rücken. Denken an Tage in der Heimat. Weit im südschönen Frankreich. Am Schwarzen Meer.

Großflügige Krähen krächzen über ihnen. Die Luft schneidend kalt. Es beginnt zu schneien.

Es lebt Welt zusammen. Alle Länder. Wie auf den Wandelgängen großer Bäder. Etliche bleiben vor einem schwarzen Raben stehen. Er fliegt einem Russen auf die Schulter. Lachen derer, die jetzt alles Geringe erfreut. Die Perlenaugen des Raben blinken. Man genießt wie im Kurort. Aber man ist heiligernst: die Damen fehlen.

Doch des Abends trifft man sich wieder.

* * *

Man trifft sich wieder im Konzert. Ein großer Saal. Das Podium umschlossen von gemalten Gärten. Etwas vorstadtkabarettartig. Aber die Gärten sind da mit ihren Säulengängen, Sonnenlichtern und kalkduftenden Blumen.

Die Ehrengäste nehmen Platz. Da ist ein Graf mit roten Hosen. Blauem Rock. Blanken Knöpfen und weißem Kragen. Ein alter Adel, dessen Ahne einst Gesandter in Deutschland war. Der Graf spricht mit lächelnden Augen (weltmännisch). Ein Rokokogesicht. Bleichspitz wie der Chevalier des Grieux. Nahe ihm der russische Arzt. Derbbauernhaft. Der Pope in schmutzigem abgesessenem Mantel. Grauem Bart und Leidenslinien. Er ist ein vernünftiger Mann und tut viel Gutes. Hinter diesem Adel die große Masse. Russen, Belgier, Franzosen. Sie sprechen erregt. Sind gespannt. Programme zittern. (Und es gibt auf ihm kleine Zeichnungen. Häuser mit Weihnachtsstimmung.)

Das Podium hallt in Lichtwellen. Die Musiker stimmen. Es hört sich wie in der Kinderschule an.

Digitized by Google

Ein kleiner belgischer Adjutant erscheint. (Früher Erzieher der belgischen Königsfamilie.) Er kündet mit Nasenlauten die neuen Mitglieder der Musikgesellschaft an.

Die Masse Füße trampeln.

Der Kapellmeister kommt. Schwarzes Haar. Die Geigen schwingen. Es trommelt. Summt ...

Das war die Einleitung. Aber dann kommen Russen.

Beifallendes Klatschen.

Einfach in Kitteln. Bleiche Gesichter. Einer hohlwangig wie ein Toter. Die tiefe Stimme beginnt. Der Totenkopf singt mit geschlossenen Augen. Das ist wie aus blutendem Herzen, letztes Stöhnensingen. Helle Stimmen. Die anderen dazwischen, sie sind stärker. Und unsichtbarer Kampf unter ihnen. Die Totenstimme, wie ewig wiederkehrende Nachtklage, schleicht zwischen ihnen. Sie singen vom Frieden. Ein Friede, der stärker ist als der Haß. Der Frieden in den Bergen, in dem Meere.

Sie singen wie das Meer. Welle auf Welle. Traurig ist die russische Seele.

Die Stimmen stehen stumm, der Totenkopf starrt.

Trampeln und jauchzender Beifall auf die Traurigkeit hin. Nicht endenwollendes Klatschen und Jauchzen. Dann spielen die Geigen wieder einen Tanz. Wie auf dem Montmartre. Man sieht geschminkte Gesichter. Rote Haare. Grinsende Grisetten. Sinnliche, zitronenförmige Blicke.

Die Franzosen lachen. Erinnern sich. (Tu sais, mon vieux ... comme elle était jolie ... ah ...)

Tanz, Tanz, Genießen.

Nur die Engländer und Russen können nicht in den Wagen der Freude steigen. Man ist international geeinigt.

Man hat die Wandelgänge der Winterbäder nach Deutschland verlegt. (Wegen des Krieges ...).

Digitized by Google

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Von Conrad Haußmann

ermann Stegemanns Geschichte des Krieges" nimmt einen hohen Rang in der Kriegsliteratur ein und wird ihn dauernd behalten. Denn es ist ein gründliches, wissenschaftliches Werk, das dem gespannten Interesse und den eindringlichen Fragen, die Militär und Nichtmilitär an diesen Weltkrieg stellen, mit klaren, eindringenden, aufrichtigen Antworten entgegenkommt. Es ist erstaunlich, daß schon während des Krieges seine Geschichte abgeklärt sollte geschrieben werden können. Man ist mit Recht zweifelnd und mißtrauisch. Diese Stimmung ist um so natürlicher, weil der Verfasser ein Nichtmilitär ist. Daß sich der Verfasser zuerst in der schönen Literatur einen Namen gemacht hat, ist ein Grund mehr, vorsichtig gegen sein militärisches Geschichtswerk zu sein. Wohl hatte man den „Krafft von Illzach", diesen siebziger Kriegsroman, angemerkt, daß der Verfasser das Generalstabswerk des Deutsch-Französischen Krieges genau kennt und große Schlachthandlungen ausgezeichnet und kritisch darzustellen versteht. Deshalb war es bei Kriegsbeginn, damals, als man anfangen mußte, umzulernen, noch nicht so sehr überraschend, daß Hermann Stegemann im Berner „Bund" statt des Feuilletons den Kriegsbericht übernahm. Rasch fanden diese Berichte Beachtung in der Schweiz und bald in den kriegführenden Ländern. Sie wurden hüben und drüben, und sie wurden bald selbst in den Hauptquartieren gelesen. Ein Auszug aus diesen mitten im Strom der kriegerischen Ereignisse geschriebenen Berichten zur militärischen Lage ist dem Buch angehängt und zeigt genetisch, wie der täglich berichtende Militärschriftsteller sich zum Geschichtschreiber des Kriegs ausgewachsen hat. Operationen, deren Wichtigkeit heute jeder aus ihrem Erfolg oder Mißerfolg kennt, sind in diesen Berichten am ersten Tag erkannt und gewertet.

Tatsachen und Urteile — das ist es, was der europäische Leser heute aus der Erscheinungen Flucht herausgehoben und festgehalten haben will —, beides ohne Übertreibung und ohne jene Entstellung, die wir in allen Ländern als eine Gefahr für die klare Meinungsbildung erkannt haben.

Das Buch, dessen erster Band eben erschienen ist, kommt diesem Bedürfnis entgegen. Ich habe es mit dem gespanntesten Interesse gelesen und mich im einzelnen und im ganzen daraus belehrt. Der erste Band zerfällt in zwei Teile, der zweite militärische Teil zieht zunächst naturgemäß das Interesse am stärksten an. Er erstreckt sich nur über eineinhalb Monate, vom 1. August

Digitized by Google

bis 15. September 1914, aber diese eineinhalb Monate sind jedenfalls im Westen die strategische und taktische Grundlage des Weltkriegs, sie sind gleichsam das heroische Zeitalter des Bewegungskriegs.

Die bloße Inhaltsangabe der Kapitel bringt uns Erinnerungen und Einsichten. Die Erwartung wird durch die Ausführung nicht enttäuscht. Die großen Abteilungen und Abschnitte lauten:

Der Feldzug im Westen bis zum 15. September 1914 eröffnet mit dem Kapitel: Die Vorkämpfe mit den Unterabschnitten: Der Kampf um Lüttich. Der Handstreich. Der gewaltsame Angriff. Die Bezwingung der Außenfesten. Die Gefechte im Elsaß. Das Treffen bei Mülhausen, La Garde und Schirmeck.

So folgen die in zahlreiche Unterabschnitte gegliederten Kapitel: Der deutsche Vormarsch durch Belgien. Die Schlachten im Sundgau und in Lothringen. Die Schlachtenfolge in Belgien und Frankreich. Die Schlachten um die Oise und Maaslinie. Von der Aisne über die Marne. Die Schlacht an der Marne.

Hier lauten die Unterabschnitte: Die Neugliederung des französischen Heeres. Joffres Entschluß zu schlagen. Die strategische Lage am 5. September. Die Vorkämpfe im Marnebogen. Die Schlacht am Ourcq. Die Kämpfe in der Lücke von Rebais. Die Kämpfe bei Montmirail und Sézanne. Die Kämpfe bei Vitry und Sermaize. Die Kämpfe bei Revigny und Verdun. Der deutsche Rückzug auf die Aisne.

Dann folgen die Kapitel: Betrachtungen zur Schlacht an der Marne. Die Auswirkung der Schlacht an der Marne.

Ebenso wird der Feldzug in Ostpreußen bis zum 15. September 1914 und der Feldzug in Galizien und Südpolen in seine strategischen, taktischen und militärischen Einzelheiten verfolgt. Ein Kapitel „Die allgemeine Lage am 15. September 1914" schließt den ersten Band, dem eine Anzahl interessanter Karten, selbst für den Laien verständlich, beigegeben sind.

Der Eindruck dieser streng militärischen Darlegungen ist sehr stark und fesselnd. Die geschlossene Sachlichkeit, die Fülle des bearbeiteten Materials, die militärgeschichtliche Richtung und Urteilskraft des Verfassers wirken überzeugend. Die Spannung dieser ernsten Lektüre wird auch bei dem kundigen Offizier und Feldgrauen wohl so groß sein wie bei dem Nichtsoldaten. Aber auch dieser wird in Gedankengängen geschult, die ihm die Orientierung in dem schicksalsschweren Abschnitt der Weltgeschichte erleichtern. Die Polemik gegen die Heerführung auf beiden Seiten wird in würdigster Weise unterlassen, und doch waltet ein kritischer Geist, anerkennend ung fragend in dem Werk, und wird oft schon aus der Anordnung und Gruppierund des Stoffs durchgefühlt. Man fühlt sich verwickelt in die Erwägungen und

Digitized by Google

die Zusammenhänge, die vor ihren entscheidenden Entschließungen auf den Höchstkommandierenden eindrängten.

Über die Marneschlacht erhält man endlich eine sachliche Aufklärung. Wir wissen nun, daß diese Riesenoperation eine große Frontstellung der beiden Heere im Marnetal kein Schlachtensieg der Franzosen, sondern eine vor der Begegnung aus strategischen Gründen befohlene Rückverlegung der Front war; daß auf dem äußersten rechten Flügel unter Kluck die Schlacht am Ourcq unmittelbar vor dem Rückzugsbefehl ausbrach, die trotz der schweren Umfassungsgefahr den Deutschen einen großen Teilsieg gegen die linke Umfassung brachte, und daß der Rückzug an die Aisne schon zuvor strategisch deshalb angeordnet wurde, damit die riesige Entscheidungsschlacht nicht in dem von Joffre neu gewählten, für Frankreich günstigen Aufmarschgelände geschlagen werden mußte. Was alles noch mitspielte, inwieweit der kühne deutsche Vormarsch von fünf Armeen teilweise überstreckt war, und dem Train, der Sanität, der Munition und vor allem den Eisenbahnendpunkten vorgeeilt war — das lese man in den gedankenreichen und nachdenklich stimmenden Darlegungen nach.

Die Schlacht bei Tannenberg erfährt eine glänzende Schilderung. Aber auch der österreichisch-ungarische Feldzug mit dem Abschluß von Lemberg und die scheinbar weniger wichtigen oder weniger augenfälligen Kriegsoperationen dieses Kriegs- und Zeitabschnittes bis 15. September 1914 sind höchst interessant wiedergegeben und erklärt.

Dabei erleichtert ein hervorragender Stil, knapp und sachlich, schlicht und klar, belebt und gehoben an den entscheidenden Stellen, die Einlebung in den großen Stoff.

Die allgemeinen Tatsachen der europäischen Rüstungspolitik sind uns in einem großen Abschnitt: „Die militärische Lage Europas" und einem dokumentarischen Anhang dazu unterbreitet. Den englisch-belgischen Besprechungen ist ihr besonderer Platz eingeräumt.

Der Militärhistoriker bringt aber noch mehr als nur militärisches Tatsachenmaterial und kritisches Urteil. Er orientiert über die europäische Politik des letzten Jahrzehnts. Dieser große und wichtige Teil mit seinem schönen Urkundenanhang bildet einen höchst wichtigen und eindrucksvollen Teil des Buches. Müssen über die eigentliche Kriegsgeschichte Stegemanns die militärischen Fachmänner das entscheidende Urteil sprechen, so werden über diesen politischen Teil die Politiker urteilen, daß er eine mustergültige politische Geschichtschreibung darstellt. Den Reichtum dieses Abschnitts belegen wiederum die Kapitelüberschriften: Um Elsaß-Lothringens willen. England und Deutschland. Die Politik König Eduards. Belgien und die Großmächte. Das Balkanproblem. Die europäischen Bündnisse.

Digitized by Google

Der Zerfall des europäischen Konzerts. Die orientalische Krisis. Zwischenspiel. Die Stellung der Mächte zur Kriegsgefahr. Im Irrgarten der Verhandlungen. Kaiser und Zar. Deutschlands Verhandlungen mit den Westmächten. Vom Bruch und vom Mißbrauch der belgischen Neutralität. Auf der Schwelle des Krieges.

Hierzu enthält der Anhang 70 Nummern von „Urkunden, Belegen und Anmerkungen", die wiederum gedrängt und reichhaltig sind, kritisch und gerecht ausgewählt.

Mit Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges werden sich die Generalstäbe und die Historiker, die Kämpfer des Weltkrieges und die politisch gerichteten Menschen befassen und auseinandersetzen müssen.

Für alle tritt das Wertvolle der Arbeit darin hervor, daß sie in Bern geschrieben ist. Dort in der kühleren Atmosphäre der Neutralität strömen die Auffassungen der beiden Lager zusammen. Dort sind alle Kundgebungen von allen Seiten leichter zu erlangen, dort wird die Ruhe des Urteils nicht durch die ruhelose Leidenschaft der Hoffnung abgelenkt. Freilich um einen solch gewaltigen Stoff zu sieben, inmitten der tagtäglichen Aufregungen des Weltkrieges zusammenzutragen, auszuwählen, zu ordnen und zu gestalten, gehört ein Zusammentreffen der verschiedenartigen Fähigkeiten, die sich erfreulicherweise in Hermann Stegemann gefunden haben.

Aus einem alten Park

Von Erich Wentscher

Um einen glatten Stein
Treibt eine Ranke mit Händen voll Rosenschein,
Niemand kann wissen
Ihre klammernde Pein.
Sie reißt ihr Herz aus warmem Schrein
Und blüht es still in ihn hinein,
Bis Blut und Liebe müssen
Ewig in ihm begraben sein.

Digitized by Google

Steuer auf Kohle und Verkehr

Die beiden wichtigsten neuen Finanzprojekte, die der Kohle und dem Verkehr gelten, sind unter einem etwas unseligen Steuerstern geboren: die Kohle und der Verkehr fehlen, und das hat etwas Mißliches. Omen absit! Sie werden wiederkommen und ihr Horoskop Lügen strafen; denn Steuern, wenn sie einen Finanzsinn haben und nicht einen moralischen Erdrosselungszweck, müssen sich an wachsende und nicht an schwindende Größen halten. Doch wird man nie die Seltsamkeit dieses Augenblicks vergessen.

Gegen diese beiden Steuern spricht volkswirtschaftlich und sozialpolitisch sehr viel und man kann ihren Atem mit lauter richtigen Einwänden erdrücken — aber sie werden doch kommen. Denn sie haben den Vorteil für sich, einfach zu sein. Man würde sie deshalb plump schelten dürfen, aber nur in Friedenszeiten — im Augenblick ist es einfach zu viel verlangt, ein ganz neues Steuersystem, etwa bestimmte Monopole, herzustellen. Denn nicht nur ist die Volkswirtschaft dafür zu sehr kriegsmäßig abgerichtet und ihre künftige Gestaltung zu sehr Spiel der Phantasie — es fehlen einfach die Menschen, die jetzt diese Riesenarbeit fertigstellen und ausführen können. Wer hier heute „großzügig" improvisieren wollte, würde in die Gefahr eines übereilenden Dilettantismus kommen, der sich einmal schwer rächen könnte.

Das Reichsparlament hat sich bei den verschiedenen letzten Steuerreformen schöpferischer erwiesen als die Regierung, ja geradezu die Führung an sich gerissen. Das war ein gutes Zeichen. Wir kommen damit immer mehr aus dem altväterischen Betrieb heraus, der meinte: die Regierung hat die Pflicht, die unpopuläre Arbeit des Steuerfindens zu besorgen, und wir, die Parteien, haben nur die Aufgabe, abzustreichen oder zuzulegen, um schließlich ein Kompromißwerk zu genehmigen. Die Steuern werden nicht der Regierung, sondern der Staatsgemeinschaft bewilligt. Unter dem Druck der Kriegsschuld verstummen alle Unterhaltungen über Höhe und Notwendigkeit der Ausgaben: die Zustimmung zu den Kriegskrediten war nie nur ein vaterländischer Akt, sondern eine unermeßliche finanzpolitische Verpflichtung.

Der Reichstag wird sich natürlich auch die neuen Vorschläge „genau ansehen", wie man sich auszudrücken pflegt — aber wird nicht von vornherein nein sagen wollen. Zwar wird die Kohlensteuer in der Hauptsache eine Industriebelastung sein, und sie müßte für die Erschwerung unserer späteren Weltmarktskonkurrenzkraft unerträglich sein — wenn nicht die andern von uns abhängen würden. Wir sind Kohlenausfuhrland — unsere Abnehmer im neutralen Land und späterhin im „feindlichen" müssen sie mitbezahlen (da sie bei der Förderung erhoben wird). Der englische Wettbewerb aber ist kaum zu arg zu fürchten — Frachtraumgründe wie die Wahrscheinlichkeit, daß England aus seinen schlimmeren Nöten einen ähnlichen Ausweg suchen wird, mildern ihn. Es ist auch in gewissem Sinne gut, daß das Reich seine Hand auf dieses Gebiet legt — sonst droht immer die Gefahr, die kohlenbesitzenden Bundesstaaten könnten hier eine angenehme Gelegenheit finden und — die übrigen tributär machen.

Unfertig aber erscheint die allgemeine Verkehrssteuer. Sie rührt ja unmittelbar an staatsrechtliche Grundfragen, an den alten Gedanken der

Digitized by Google

Verkehrseinheit, der durch den Krieg so volkstümlich wurde wie nie, aber in den preußischen Ministerien sehr trotzige Gegner besitzt. Hätten wir eine Reichseisenbahn und eine einheitliche Reichsverkehrspolitik, so würden hier alle Dinge glatter liegen. Wir haben sie nicht, und die Absage, die neulich im preußischen Landtag erfolgte, war so bös, daß alle Blütenhoffnung erbleichen mußte. Auch fraglich bleibt, ob der Vorschlag, statt der vielfältigen Verkehrsbesteuerungen Ertragsabgaben der einzelstaatlichen Verwaltungen an das Reich einzuführen, auch nur die geringsten Aussichten hat.

Nun ist aber dies zweifellos: die Verkehrssteuer ist eine einseitige Belastung der Gegenden, die von den Rohstoffen, vor allem von Kohlen und Eisen, am weitesten entfernt liegen: Bayern, Württemberg und Teile des Ostens werden durch sie am schwersten betroffen und kommen mit ihrer Industrieentwicklung in Nachteil. Wer die Zentralisation des Gewerbes fördern will, muß für diese Steuer schwärmen; wer sie etwas ängstlich betrachtet (und der Krieg hat uns mit dem Maß seiner Konsumentenprobleme darin bestärkt), der sieht sich nach Auswegen um.

Soll die Verkehrssteuer nur für den Krieg gelten (der verhältnismäßig verkehrsarm ist)? Man kann es nicht recht glauben. Aber man überdenkt sich diese Abgabe im Zusammenhang mit den Leitgedanken des Schiffahrtsabgabengesetzes, dessen wertvollstes Stück waren die Strombaukassen. Sie, so meint man, müßten in irgendeiner Form auch jetzt wieder aufgenommen werden. Das ist Friedensziel. Wenn es möglich ist, in den Verkehrssteuerplan die Verpflichtung einzuarbeiten, daß seine Erträgnisse später in bestimmten Teilen für den Ausbau des Verkehrs von Reichs wegen angesetzt werden, dann wird die neue Abgabe die wirtschaftlichen Hemmungen, die sie schafft, aus Eigenem überwinden. Dann werden die Teile des Reiches, die heute ganz fraglos von ihm besonders stark betroffen sind, noch den Tag loben, der dies Gesetz brachte. Theodor Heuss

Karl V. und Luther

Kaiser Wilhelm II. hat jüngst in Wien nach Mitteilung des WTB. nach dem ihm früher nahestehenden Fürsten von Fürstenberg und vor den Kindern der österreichischen Kaiserfamilie auch den Wiener Dramatiker Dr. Hans Müller empfangen und Einblicke in seine kunstpolitische Auffassung tun lassen. Der Dichter durfte uns in der „Neuen Freien Presse" davon Kunde geben, daß der Kaiser eine Vertiefung des historischen Sinns durch Bühnenstücke erhofft, in denen geschichtliche Persönlichkeiten auftreten. Er hat als an Lieblingsgestalten an den Hohenstaufenkaiser Friedrich II. und an Karl V. erinnert und auf die interessante Bühnen- und Kulturwirkung einer Begegnung zwischen Karl V. und Luther hingewiesen.

Die geistreiche Unterhaltung zeigt, daß Kaiser Wilhelms II. Sinn auch im Weltkrieg rege ist. Er befaßt sich vorurteilslos mit den Problemen der Geschichte und der Dramatik und seine Sympathie ist gleichmäßig dem großen Freigeist aus dem schwäbischen Kaiserstamm und dem großen orthodoxen Gegner Luthers aus dem Haus Habsburg zugewandt, an den ihn schon der Name Kaiser Karls gemahnt hat, bei dem er zu Gast.

Digitized by Google

Dieses Interesse ist geschichtspädagogisch und zeigt einen instinktiven Blick für Bühnenwirkung.

Karl V. und Luther — Auge in Auge durch die Persönlichkeit wirkend —, das wäre mehr als Philipp II. und Marquis Posa. Das hätte nicht bloß ein großes Bühnenbild, sondern, so sagt sich heute der Hohenzollernkaiser, vielleicht eine Zeitwirkung geliefert. Freilich hätte es in der Jugend Karls sein müssen, in der Zeit, in der ihn Amberger mit weichen, blassen Zügen gemalt hat, nicht später, als er die scharfen Züge trug, die Tizian festgehalten.

In seinen jungen Jahren, als der Papst den Herrn von Miltiz mit der Tugendrose zu Luthers Kurfürsten schickte, oder als der Papst gegen die Kaiserwahl Karls arbeitete, da hätte der Augustinermönch ihn nachdenklich machen und selbst von dem kommenden Kaiser persönliche Eindrücke empfangen können — als der Gekrönte, dem der päpstliche Nuntius nicht von der Seite wich, von der Aachener Krönung nach Worms kam, da war's schon zu spät. Kaiser, die jung zur Macht gelangen, beurteilen freie Regungen meist als Auflehnung.

Aber auf 16. April 1521 in Worms, da hat doch der Kaiser Karl V. unter Zustellung eines kaiserlichen Geleitsbriefes nach Worms geladen, um ihn Auge in Auge zu sehen, und Dr. Martin hat dem Rufe Folge geleistet, und sie haben sich Aug' in Auge gegenübergestanden und der Mönch seine bescheiden stolzen Worte gesprochen. Die Begegnung hat also stattgefunden, und auf Grund derselben hat Kaiser Karl V. die Reichsacht über den Mann der deutschen Sprache verhängt, die der deutsche Kaiser trotz Hutten nicht verstand.

Aber Kaiser Wilhelm hat recht, die Nachwelt kann große und tiefsinnige Bühnenwerke schreiben, wenn die Kaiser der Mitwelt von Person zu Person mit den führenden Köpfen ihres Volks und ihrer Zeit in Berührung treten, auch wenn diese anderer Richtung und Struktur sind. Das kann bei Scharfsinn sogar zeitgenössische Wirkungen auslösen. Kaiser Wilhelm „kennt keine Parteien mehr". Er kennt ihre Führer noch nicht.

Dr. Hans Müller hat das „Dämmer", „Das stärkere Leben", einen „Komödienzyklus" und „Könige" geschrieben. Er ist noch jung. Er wurde vom Kaiser aufgefordert, weiterzuschreiben, Geschichte zu gestalten und geistig anziehende Monarchen in der deutschen Geschichte zu finden.

Dr. jur. et phil. Heinrich Hutter

Kotz

„Amerika hat uns den Krieg erklärt! Das Neueste!" ruft der Sanitätsunteroffizier Häberle in unseren Unterstand.

„Amerika! Meine Herren, das ist allerhand," sagen wir.

Und nun beginnt die Tragödie auf dem Hartmannsweiler Kopf, die sich jeden Tag mit verfluchter Genauigkeit wiederholt.

Amerika — nein, so weit ist es noch nicht, aber in der „Breisgauer Zeitung" hat Amerika die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen.

Am nächsten Morgen kommt die Geschichte noch einmal in der „Frankfurter Zeitung". Am Abend brennen in der Breisgauer die in Amerika liegenden Schiffe und die Frage um Bernstorffs freies Geleit erhebt sich.

Am nächsten Tage bricht Amerika im „Vorwärts", „Stuttgarter Neuen

Digitized by Google

Tagblatt" und in der „Rheinischen Zeitung" mit Deutschland und am Abend fliegen sechs englische Schiffe in der Breisgauer in die Luft.

Dann bleibt die Post einmal aus, und die zerlesenen Nummern werden mit krampfhafter Gier noch einmal durchgepeitscht.

Bernstorff hat unterdes mit 500 Konsularbeamten freies Geleit bekommen und in Musketier Knapps Hinterwäldler Zeitung steht mit fetten Druckzeilen, daß Amerika die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen hat.

Die „Rheinische Zeitung" erwartet Amerikas Kriegserklärung, und der „Berliner Lokalanzeiger" meldet, daß der Friede ganz nahe sei.

So geht es schon zehn Tage.

Schiffe werden versenkt, brennen oder fliegen in die Luft, die diplomatischen Beziehungen werden abgebrochen, Amerika soll den Krieg erklären und der Friede soll einziehen.

Das ist Kotz, meine Herren!

Wenn ein Gasangriff kommt, setzen wir die Masken auf und unsere Toten begraben wir. Aber gegen den Zeitungsmist sind wir schutzlos. Wenn das so weitergeht, werden wir noch verrückt und brechen die diplomatischen Beziehungen zu allen Zeitungen ab. Musketier Max Barthel

Unsere Valuta

Die Wechselkurse aller kriegführenden Länder stehen seit geraumer Zeit erheblich ungünstiger als im Frieden. Das bedeutet, daß diese Länder für alle Waren, die sie einführen, ganz erheblich mehr zahlen müssen als in normalen Zeiten. Die Gründe für diese Entwertung sind in der Störung der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland zu suchen. Um dies an dem Beispiel von Deutschland zu zeigen, sei erwähnt, daß wir hauptsächlich durch die englische Blockade, dann aber auch durch die starke Beschäftigung für Heer und Marine unsere Ausfuhr außerordentlich haben einschränken müssen, während die Einfuhr immer noch viel größer ist, als man allgemein annimmt. Dazu kommen aber noch weitere Ausfälle. So fehlen uns die sehr einträglichen Frachteinnahmen unserer großen Schiffahrtsgesellschaften, es fehlen uns ferner die Zinsen aus allen jenen ausländischen Wertpapieren, die entweder in London liegen (viele Milliarden!) oder aber auf Grund von Zahlungsverboten uns den Zinsendienst gesperrt haben. Man denke hier nur an den großen deutschen Besitz von südafrikanischen Minenpapieren! Je nach dem Grade der Störung und den Mitteln, die zu ihrer Abhilfe möglich sind, hat sich die Valutaentwertung in den einzelnen Ländern verschieden stark fühlbar gemacht. Am wenigsten litt bisher England darunter, weil es bis jetzt seine Ausfuhr in ziemlich großem Umfange hat aufrecht erhalten können und weil es als typischer Kapitalistenstaat von seinem außerordentlich großen Besitz an ausländischen Wertpapieren bis heute über 10 Milliarden Mark an das glückliche Amerika und an andere Neutrale hat abstoßen können, und vor allem, weil es darüber hinaus noch gewaltige Schulden bei seinen neutralen Lieferanten in Form von Anleihen aufgenommen hat, die freilich nach dem Krieg sich wohl recht unangenehm bemerkbar machen werden. Am ungünstigsten daran ist Rußland und Öster-

Digitized by Google

reich-Ungarn. Beide Länder müssen durch den schlechten Stand der Krone und des Rubels heute bei der Einfuhr aus dem neutralen Ausland reichlich das Doppelte als im Frieden bezahlen. Deutschland und Italien halten sich etwa in der Mitte.

So natürlich nun diese Entwertung ist und so sehr man bei Wiederkehr normaler Verhältnisse wieder mit einer allmählichen Erholung rechnen darf, so steht man doch dieser Erscheinung keineswegs machtlos gegenüber. Es gibt eine Reihe von Hilfsmaßnahmen hiergeben. Zu den vielen Fehlern in unserer Kriegswirtschaft gehört es, daß wir nicht rechtzeitig von diesen Heilmitteln Gebrauch gemacht haben. Wäre man in diesen Dingen schneller bei der Hand gewesen, so wäre wohl der derzeitige Stand der Reichsmark im Ausland — die deutsche Mark hat in der Schweiz zeitweise nur mehr 79 Centimes gegolten gegenüber 122 Centimes im Frieden — nie erreicht worden. Man hat aber leider die Dinge bis tief in das zweite Kriegsjahr hinein sich selbst überlassen, vor allem der Spekulation die Zügel schießen lassen und die unnötige Einfuhr nicht beschränkt. Vor allem aber hat man es verabsäumt, in einem systematischen, einheitlichen Vorgehen die bei uns noch vorhandenen neutralen Papiere im Ausland zu verwerten und mit ihrer Hilfe sich dort einen großen Kredit zu verschaffen. Jede Bank und jeder Privatmann konnte damit tun und lassen, was er wollte. Einen ersten Versuch, hier bessernd einzugreifen, unternahm die Reichsbank im Januar 1916 durch die sogenannte Devisenzentralisierung. Deren Wesen bestand darin, daß von da an nur mehr eine engbegrenzte Zahl von privilegierten Banken und auch diese nur als Agenten der Reichsbank Zahlungsmittel auf das Ausland kaufen und verkaufen durften, und zwar war es ihnen nur dann gestattet, derartige Zahlungen ans Ausland vorzunehmen, wenn der betreffende Kunde die Notwendigkeit nachweisen konnte. Das galt vor allem bei der Einfuhr von Waren. Nur für wichtige, unentbehrliche Waren durften Mittel verabfolgt werden. Das schien zunächst eine gute Lösung. Leider aber stellte sich bald heraus, daß smarten Geschäftsleuten noch eine ganze Reihe von Wegen freigegeben waren, auf denen sie die Bestimmunen der Reichsbank übertreten konnten. So war es vor allem niemand, der ein schlechtes Gewissen hatte und der fürchten mußte, bei der Reichsbank nicht das nötige Geld zu bekommen, verwehrt, so viel deutsche Banknoten ins Ausland zu schicken, als er nur wollte. Auch auf dem Umwege von Wertpapierschiebungen war dies möglich. Die Folgen waren sehr schlimm. Einmal kamen dadurch noch für viele Millionen Waren nach Deutschland, die für die Kriegswirtschaft unnötig waren, dann aber gelangten auf diese Weise entsprechend große Summen deutscher Banknoten ins neutrale Ausland und fanden dort keine richtige Verwertung, denn die Reichsbank hatte — aus durchaus berechtigten Gründen — veranlaßt, daß die deutschen Exporteure nur in fremder Währung bezahlten. Zu allem Überfluß schädigten unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen uns in dieser Frage sehr. Sie hatten nämlich in Deutschland, namentlich von süddeutschen Instituten, große Kredite eingeräumt bekommen, die ihnen in deutscher Währung zur Verfügung gestellt wurden. Mit diesen deutschen Banknoten nun drückten österreichische Händler in geradezu unverantwortlicher Weise in Zürich und in Amsterdam auf den Markt. Verschärft wurde dies durch die Tatsache, daß gerade in Österreich-Ungarn die

Digitized by Google

Einfuhrbeschränkungen noch viel milder als bei uns waren, so daß es sogar vorkommen konnte, daß Wiener Firmen Diamanten und Perlen nicht nur vom neutralen, sondern sogar vom feindlichen Ausland bezogen. Daß nebenbei bemerkt der deutschen Ausfuhr zeitweise ganz unnötige Beschränkungen auferlegt wurden, spielt hier ebenfalls eine Rolle.

Nichts zu tun mit der Entwertung hat aber der Stand des deutschen Kredits. Den besten Beweis für das Gegenteil liefert der Hinweis auf das türkische Pfund und den Rubel. Die Türkei, die ja zurzeit vollständig vom deutschen Kredit abhängt, sieht ihre Valuta in Deutschland seit Jahr und Tag zeitweise bis zu 30 Prozent über der deutschen bezahlt. Und Rubelnoten wurden bei uns noch vor kurzem über ihren Friedenspreis bezahlt, während gleichzeitig der Rubel bei den eigenen Bundesgenossen eine ungewöhnliche Entwertung erfuhr. Die Erklärung liegt hier in dem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage.

Man hat nach langem, fast zu langem Zusehen endlich in den letzten Wochen recht kräftige Verbesserungen der vorjährigen Devisenordnung vorgenommen. Zunächst ist fortab die Einfuhr jeglicher Art abhängig von der ausdrücklichen Genehmigung des zuständigen Reichskommissars. Außerdem aber sind alle jene erwähnten Lücken gestopft worden. So ist vor allem auch die Kreditgewährung an Neutrale und Verbündete in Zukunft ohne besondere Erlaubnis nicht mehr statthaft. Darüber hinaus wird das Reich in gewissen Abständen durch Rundfrage feststellen, wer noch Forderungen im Ausland besitzt. Die Reichsbank hat dann das Recht, über diese Guthaben nach Gutdünken zu verfügen.

Damit ist fürs erste geschehen, was geschehen kann. Weitere größere Maßnahmen bleiben der Übergangswirtschaft und dem Frieden vorbehalten. Die größte Rolle wird hier wohl zunächst die Schaffung von Guthaben im Ausland spielen. Wie das zu geschehen hat, hängt vom Ende des Krieges ab. Das angenehmste und billigste Mittel wäre natürlich eine Kriegsentschädigung. Sollte es zu dieser nicht kommen, so würden wir wohl ein auswärtiges Anlehen aufnehmen müssen. Unterstützt würde dieser Schritt werden durch die Verwertung der uns noch verbliebenen fremden Effekten. Um über diese rechtzeitig verfügen zu können, ist bereits im September eine bisher noch nicht abgeschlossene Bestandsaufnahme vorgenommen worden. In erster Linie aber muß der Wirtschaftskörper sich selbst helfen durch entsprechende Sparsamkeit: die Einfuhr wird noch auf Jahrzehnte hinaus nur die wirklich wichtigen Dinge umfassen dürfen, während die Ausfuhr, so schwierig das sein wird, mit allen möglichen Mitteln wieder belebt werden muß. Man sieht, auch hier wird die deutsche Arbeitskraft und der deutsche Arbeitswille die Heilung bringen müssen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

England und die Kriegsziele der Entente

Von * * *

Als die Entente ihre offensiven Kriegsziele bekanntgab, die durchaus der von den einzelnen festländischen Teilhabern des Verbandes befolgten Politik entsprachen, als Frankreich die Rheingrenze, Rußland Konstantinopel und Italien Trient und Triest nebst dem albanischen Hinterland forderten, hatte es den Anschein, als verzichtete England auf eigenen Erwerb, um sich mit der Durchführung eines Krieges zu begnügen, der seinen Bundesgenossen allein Vorteile zubilligen sollte. Nichts war falscher als diese von England klug aufrechterhaltene und in den von ihm abhängigen Ländern geglaubte Meinung. Selbst wenn wir davon absehen, daß die Erklärung der Entente die Zerstückelung Österreich-Ungarns und die Aufrichtung großer rumänischer, serbischer und anderer Reiche forderte und im gleichen Atemzug die Aufteilung der türkischen Besitzungen im Mittelmeer und in Kleinasien aussprach, finden wir in dem scheinbaren Verzicht Englands den größten Anspruch beschlossen, der je von einem kriegführenden Staat erhoben worden ist. England versteckt hinter dem Schlagwort von der Vernichtung des preußischen Militarismus, das von ihm geprägt und von den anderen Ententemächten übernommen worden ist, nicht nur die Unterwerfung des Deutschen Reiches und der diesem ihm verbündeten Mächte unter seinen Willen, sondern auch die abschließende Eroberung der See- und Welthandelsherrschaft für jede geschichtlich bestimmbare Zukunft. Wir wissen, daß im britischen Wortsinn die Unschädlichmachung des preußischen Militarismus darauf hinausläuft, Deutschland in die Unmöglichkeit zu versetzen, je wieder einen

Digitized by Google

Krieg zu führen. Das ist ein Kriegsziel, das der englischen Weltherrschaft mehr wert ist als die Erwerbung gewisser Territorien.

Aber die englische Staatskunst hat sich keineswegs damit beschieden, dieses Kriegsziel zu erstreben, indem sie den Verbündeten Vorteile zusprach, sondern sich auch für alle Fälle gegenüber den Ententegenossen in jeder Weise gesichert. Das verkennen, hieße den Sinn des Krieges verkennen, den England führt, und hieße die günstige Position unterschätzen, die England sich heute schon gesichert hat, auf die Gefahr, sie nun, nach der Eröffnung der Vernichtungsphase des Endspieles, um so schwerer verteidigen zu können.

England hat Frankreichs Anspruch auf Elsaß-Lothringen und bedingungsweise französische Ansprüche auf gewisse Teile des Saarbeckens gebilligt, hat Frankreich wahrscheinlich auch Teile von Kamerun zugewiesen und im Einvernehmen mit Rußland und Italien Syrien preisgegeben. England wahrt sich aber das Recht, zu bestimmen, wann es Calais räumt, behält Cypern, schiebt seine ägyptische Grenze möglichst über die Sinaihalbinsel vor, um ein großes, von El Arisch bis Akaba reichendes Glacis gegenüber Syrien zu erhalten, und setzt damit überall Druckpunkte, die ihm gegenüber Frankreich Sicherheiten verschaffen. England hat ferner Belgien in der Hand, indem es dessen Neugestaltung nach dem Kriege jetzt schon zum Gegenstand von Erwägungen macht, in denen vor allem die Frage hin und her gewälzt wird, ob man die Wiederaufrichtung des alten Pufferstaates in seinen bisherigen Grenzen betreiben oder ihm Luxemburg und gewisse rheinländische Grenzstreifen — die strategischen Eifelausgänge — angliedern soll, und, was die Hauptsache und der noch nicht näher zu bestimmende Trumpf im englischen Spiel ist, ob man die belgische Neutralität wieder festsetzen soll. Hier ist eines der wichtigsten Probleme verborgen, und wir lenken die Aufmerksamkeit aller politischen Kreise auf dieses Problem, mit dem Vorbehalt, daß es notwendig ist, vorurteilslos und vorsichtig zu verfahren und dieses Problem nicht nur vom deutschen, sondern auch vom internationalen, den Interessen der Neutralen gerecht werdenden Standpunkt zu betrachten.

Digitized by Google

Dann wird sich herausstellen, daß das deutsche Interesse dem der Neutralen viel näher liegt, als auf den ersten Blick erkennbar ist, und daß die Frage der belgischen Neutralität England und Frankreich in einen tiefergehenden Gegensatz bringen kann als die Frage, ob Calais heute oder morgen geräumt werden soll. Als Fingerzeig diene heute nur die Bemerkung, daß das Ministerium Broqueville bereits dazu neigt, die Neutralität nicht wieder aufzurichten oder anzunehmen, sondern politische Handlungsfreiheit zu verlangen. Man prüfe gründlich und unbefangen, wem diese Neuorientierung am meisten dient, und ob sich das belgische Problem überhaupt noch unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses erörtern läßt, das vor dem Kriege bestanden hat, nachdem sich gezeigt hat, daß England ein größeres Interesse an Belgien hat als Frankreich. Unseres Erachtens berühren sich die deutschen und die französischen Interessen künftig hier näher als die englischen und französischen, und es wird viel davon abhängen, wie sich die Entwicklung in dieser Richtung gestalten läßt, wobei das belgische Interesse vorbehalten bleibt.

Hat England sich gegenüber Frankreich durch gewisse Maßnahmen gesichert, die einen edelmütigen Verzicht auf eigenen Landerwerb vorzutäuschen scheinen, so war es auf der anderen Seite nicht gesonnen, der russischen Ausbreitung an den Dardanellen, die es Rußland durch Vertrag zugesichert hat, Statt zu gewähren, ohne einen Gegenzug zu tun. Als vor einigen hundert Jahren die Genuesen sich in den Besitz von Galata gesetzt hatten und die Dardanellen beherrschten, griff Genuas große Rivalin Venedig sofort auf Imbros und Tenedos und legte dadurch zwei Anhängeschlösser an die Dardanellen. Genau so handelt heute England, um sich die Aufsicht über diese Ausfallpforte ins Mittelmeer zu sichern. Die Besetzung der vor dem Hellespont gelegenen Inselchen wird niemand als erwähnenswerten Landraub bezeichnen können, er würde aber Albion zur Sicherung seiner alten Vormachtstellung gegenüber einem in den Besitz Konstantinopels gelangten Rußland und einem mit Englands Erlaubnis in Smyrna niedergelassenen Italien voll-

Digitized by Google

ständig genügen. Im Besitze von Tenedos, Imbros, Cypern, Malta, des Suezkanals und Gibraltar ist England die wahre Herrin des Mittelmeeres.

Und nun betrachte man zum Schluß dieser allzu flüchtigen Ausführungen die gewaltige Energie, mit der England den Krieg weiterführt, beachte man den Aufwand, den es treibt, um Ostafrika und damit die Landbrücke von Südafrika nach Ägypten in die Hand zu bekommen, und wie zielbewußt und durch keinen Mißerfolg geschreckt es vom Schatt el Arab nach Bagdad strebt. Hier liegen die unermeßlichen Aussichten dieses weltumspannenden englischen Spieles klar zutage. England wird sich den Schatt el Arab, das beherrschende und fruchtbare Mündungsgebiet des Stromlandes Mesopotamien, bis Kut el Amara zu erhalten und seine Hand auf Bagdad zu legen suchen, kupiert damit die Russen in ihrer Bewegung gegen den Persischen Golf durch Südpersien und faßt Syrien im Rücken, indem es zugleich die Landbrücke mit Ägypten sicherstellt. Das sind natürlich „Extramundana", die sich in Räumen vollziehen, in denen sich der Begriff der Eroberung anders ansieht wie im gebildeten Westen, wo die Verschiebung der deutsch-französischen Grenze um einige Kilometer viel mehr in die Augen springt und größere kulturpolitische Störung schafft als die Okkupation vieler hundert Kilometer und Quadratmeilen mesopotamischen Wüstensandes. Dieser Argumentation vertraut der Engländer, indem er sein politisches Netz spannt, und diese Argumentation glaubt er selbst, wenn er behauptet, er suche keine territorialen Vorteile, sondern wolle nur dafür sorgen, daß die leidende Menschheit künftig vor einem solchen Kriege bewahrt bleibe, wie er jetzt über ihr entfesselt worden sei. England und die Kriegsziele der Entente — ein Titel mit doppeltem Boden. Niemand wird behaupten wollen, daß man mit einem flüchtigen Beklopfen alle Geheimnisse des diplomatischen Reisekoffers des Weltpolitik größten Stils treibenden Mr. John erraten habe ...

Digitized by Google

Wilson

Von Norbert Jacques

Um Wilsons Vorgehen zu beurteilen, muß man zwei scheinbar entgegengesetzte Taten zusammenfassen: sein Friedensbestreben und seine Antwort auf die Erklärung des verschärften Unterseebootkriegs.

Man darf heute in Deutschland — im Hinblick auf das sichere Ziel einer Einmischung der Union in die späteren Friedensverhandlungen — den Präsidenten Wilson nicht mehr als das nehmen, was er in dem Versuch seiner Friedensbestrebungen erschien. Es handelte sich nicht so sehr um „Menschlichkeit" als um Politik.

In keinem Staat so sehr wie in den Vereinigten Staaten ist die Grundlage aller Dinge das Geld. Auch in diesem Boden wuchsen die Wurzeln der „hohen menschlichen" Tat. Es ist von vielen Seiten wiederholt auf die Schulden hingewiesen worden, die die Ententeländer in Nordamerika machten. Eine volle Niederlage der Entente hätte diese Schulden, soweit die Vereinigten Staaten sie nicht decken lassen konnten, aufs gefährlichste kompromittiert. Deshalb war den Geschäftsmännern Nordamerikas ein rascher Friede erwünscht, der die Länder der Entente sicher noch in einer leistungsfähigen Finanzkraft ließ. Geld haben sie auf alle Fälle verdient. Mag nun die Liquidation des Geschäftsverhältnisses kommen, bevor das Risiko zu groß wird.

Die Entente wollte von Frieden nichts wissen. Es gab also weiter in dem Kompost der Eroberungsgelüste der heimlichen Freunde Geschäfte zu machen. Und in der Tat, für das Jahr 1917 wurden ungeheure Bestellungen abgeschlossen. England und Frankreich haben zwar wiederholt offiziell versichert, sie hätten sich inzwischen für die ganze Munitionsbeschaffung auf eigene Beine gestellt. Weshalb sollte man es nicht glauben? Deutschland hat es ja nie anders gehalten.

Jetzt aber kommt heraus, daß diese Mitteilungen gelogen und nur ein Propagandafeuerfrosch waren, um im eigenen Volk die

Digitized by Google

Stimmung zu kräftigen, indem man es an die Leistungsfähigkeit der führenden Männer glauben machte. Die französische Presse verriet das plötzlich.

In Frankreich muß alles, was irgendwie dazu herhalten kann, zur Stimmungskräftigung des Volkes ausgenutzt werden. Hieß es noch vor zwei Monaten mit Pauken und Trompeten: wir können jetzt alles selber machen, so heißt es heute, da Amerika sich der Entente nähert, mit nicht weniger Trompeten und Pauken: Seht, welche Kraft uns durch die Vereinigten Staaten für den kommenden Sieg gegeben wurde! Was wir alles von diesem Lande für den Krieg bekommen! ...

Und da wurden Zahlen genannt, um das schlagend zu beweisen. Aus der Pariser Presse setze ich diese Zahlen hierhin. Es geht aus ihnen hervor, in welch unentwindbarer Weise die Entente für alle Metallieferungen von Amerika auch noch heute abhängt. England, Italien und Frankreich bestellten dort für das Jahr 1917 u. a. folgendes:

1 Million 400 000 Tonnen Granatenstahl, 100 000 Tonnen Schiffspanzerplatten, 160 000 Tonnen Schienen, 100 000 Tonnen Roheisen, 50 000 Tonnen Baueisen, 40 000 Tonnen Eisendraht ... Man sieht, Material, mit dem man mehrere Sommeschlachten schlagen kann. Darin sind die verarbeitete Munition und andere fertige Kriegsartikel wie Automobile usw. nicht einbegriffen.

Dieses ungeheure Geschäft, das in den Bestellungen steckt, ist durch den verschärften U-Bootkrieg aufs stärkste bedroht. Und Wilson mußte sich hastig überzeugen lassen, daß die Liquidation auf der Basis Frieden zurückzustellen sei. Jetzt mußte durch den Krieg das Geld geschützt werden, wo die Konjunktur wenige Wochen bevor einen Tipp auf Frieden gegeben hatte.

Wilson bricht aber nicht nur mit Deutschland, er versucht nun auch die anderen neutralen Staaten, um deren Interessenverteidigung dem Geschäftsfreund England gegenüber er nie auch nur den kleinen Finger gekrümmt hatte, gegen Deutschland aufzutreiben, d. h. sie in das Schlepptau der amerikanischen Interessen zu ziehen. Diese

Digitized by Google

Tat gehört wohl zu den unverschämtesten und naivsten des ganzen Krieges. Der Parvenü, der auf den Geldbeutel klopft, um einen Charakter zu beugen, steckt in ihr.

Während Spanien schon Wilsons Friedenstaube nicht geglaubt hatte, fand nun vor allem Schweden Worte der Antwort von einer Würde und Kraft, die Wilson erröten machen müßten, wenn eine andere Philosophie, als die er hat, die seinige und die seines Landes wäre. Alle Staaten aber bedeuten ihm ungefähr dasselbe: daß er sie ungeschoren lassen möchte, weil sie nicht darauf hielten, mitzuhelfen, der Wallstreet die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen, während die Yankees ruhig ihre Bilanzen drüben aufstellten.

Wilson hatte seine Abfuhr. Und da auf einmal hörten wir, daß das deutsche Eigentum in Amerika auf alle Fälle geachtet bleibe, daß kein Schiff angeeignet würde, nachdem gemeldet worden war, daß schon zahllose ihrer Mannschaft weggenommen worden seien. Auf einmal war man vorsichtig geworden.

Übrigens ist es interessant, die Politik Wilsons weiter zu ergänzen, indem man zu analogen Fällen vor dem Weltkrieg greift und z. B. Wilson 1913 mit Wilson 1915 und 1917 vergleicht. Wir finden zwei verschiedene Persönlichkeiten. In der Antwort auf die Vorstellungen Österreich-Ungarns über die Unneutralität der Munitionslieferungen an die Entente (25. August 1915) sagte dieser Wilson geradeheraus, es sei unneutral, keine Munition zu liefern, und zur Begründung dieser zunächst doch außerordentlich paradox erscheinenden Meinung führt er an:

„Die Anerkennung einer derartigen, der internationalen Praxis der Vergangenheit unbekannten Verpflichtung würde jeder neutralen Nation die Pflicht auferlegen, über den Verlauf des Kriegs zu Gericht zu sitzen und ihren Handelsverkehr mit dem Kriegführenden einzuschränken, dessen maritime Erfolge die Neutralen am Handel mit dem Feinde hinderten."

Halten wir dagegen den Wilson von 1913, der im Hinblick auf die inneren Kriege in Mexiko folgende Botschaft erließ, die Kapitän Persius im „B. T." wieder ans Tageslicht stellt (der Kanzler hat sie zitiert):

Digitized by Google

„Im übrigen halte ich es für meine Pflicht, von der mir durch Gesetz vom 14. März 1912 übertragenen Vollmacht Gebrauch zu machen, um darauf zu sehen, daß keine der beiden Seiten in diesem Kampf, der jetzt in Mexiko vor sich geht, irgendwelche Unterstützung von diesseits der Grenze erhalte. Ich werde der besten Gepflogenheit von Nationen in Sachen der Neutralität folgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmaterial irgendwelcher Art aus den Vereinigten Staaten verbiete, eine Politik, für welche verschiedene interessante Präzedenzfälle sprechen, und die sicherlich durch viele offenkundige Rücksichten praktischer Ratsamkeit diktiert wird."

Also 1913 gehörte zu den „besten Gepflogenheiten der Nationen in Sachen der Neutralität", was von 1915 an eine der „Praxis der Vergangenheit unbekannte Verpflichtung" ist, trotz der „verschiedenen interessanten Präzedenzfälle".

Aber machen wir das Experiment und heben wir einmal die Ereignisse zwischen Amerika und Deutschland aus ihrem eigenen Kreis heraus, um sie in den größeren Kreis der Weltdinge im allgemeinen einzupassen. Die Amerikaner sind nach dem bei ihnen so beliebten Wort „clever" — Schlauköpfe. Sie wissen doch ganz genau, daß ihre vitalste Gefahr bei den Japanern wartet und lauert. Japans Armee steht kriegsbereit auf den Inseln, seine Kriegsflotte wächst hitzig. Aber diese Flotte wächst nicht über den Stillen Ozean hinaus, und diese Armee erscheint nicht an der Seite der bedrängten Bundesgenossen in Europa. Nur der Ehrgeiz Japans explodiert in die ganze Welt hinein.

Amerika hat sich seit Jahren gegen diesen Ehrgeiz gerieben und ist ihm mit scharfen Einwanderungsverboten zu Leibe gerückt. In dieser Kriegszeit aber machen die Geschäfte Amerika vorsichtig. Es ist in keiner Weise zum Krieg gerüstet; ja, sein Geschäftemachen hat es ungerüsteter als je gelassen, weil alles Kriegsmaterial zu Geld gemacht wird. Es ist weder zu Land noch zu Wasser bereit, und der geringste unfreundliche Augenaufschlag nach Japan hin könnte die Bereitschaft dieser Inseln plötzlich über die Wehrlosigkeit Amerikas herstürzen machen. Deshalb hatte man zahllose Verbrüderungen u. dgl. im Mund, während das Herz klopfte und der Kopf angestrengt suchte.

Digitized by Google

Und jetzt auf einmal kann es unter der Maske der Mobilisierung gegen Deutschland sein Geld und seine Wehr gegen Japan auf die Beine stellen, ohne daß die gefährlichen Gelben aufmucken dürfen.

Fiel es nicht auf, daß Amerika mitten in der Mobilisierung das Analphabetengesetz schuf, indem es — die oberste Stelle ein platonisches Nein sagen ließ? Dies Gesetz aber wendet sich fast ausschließlich gegen japanische Einwanderer, weil überhaupt kein japanischer Arbeiter eine europäische Sprache schreibt. Das Veto des Präsidenten aber mochte vor das Ja der gesetzgebenden Körperschaft wie ein Vorhang gehängt worden sein, der den Blick auf das wahre Gesicht des Gesetzes verbarg.

Fiel es nicht auf, daß in derselben Zeit in der Botschaft Wilsons auf die Rüstung Japans hingewiesen wurde? Auch wir wollen, wie Japan, unser Heer auf Kriegsfuß stellen, ohne aber einen Mann nach den europäischen Schlachtfeldern zu schicken.

Groß ist die amerikanische Politik nie gewesen. Groß kann nur eine Politik sein, die auf dem Fundament alten Seelenbesitzes arbeitet, der erneuert werden muß. Eine Politik, die nur Geld verteidigt, kann nur sein, wie die Mittel, mit denen der Durchschnitt Geld verdient — clever! Gerissen! Amerika schlägt mit derselben Klappe nach zwei Fliegen, und die Frage ist nur, ob die Fliegen oder die Corned-beef-Hände Onkel Sams geschickter sind.

Ostseetage

Eindrücke eines Armeeoffiziers bei der Marine

Von Reinhard Weer

Besuch bei der Flotte? Ganz ausgeschlossen, jetzt im Kriege," sagten meine Kieler Gastgeber, bei denen ich ein paar Wochen schöne Urlaubstage verlebte, „du wirst auf die größten Schwierigkeiten stoßen." Nun, Schwierigkeiten sind, zumal für den Feldsoldaten, dazu da, überwunden zu werden. Erstens Offizier, zweitens Artillerist, ein „Drittens" und „Viertens" in Form persönlicher Empfehlungen fanden sich auch noch — ob das nicht helfen

Digitized by Google

würde? Die Rechnung stimmte: es half: ich wurde zugelassen, wo ich Zutritt erbat. Die besondere Weise, auf die ich meinen Flottenbesuch anfing, verrate ich aber nicht, sonst würden zu viele Kameraden im Felde, die ein Urlaub ans Wasser führt, die Anwandlung verspüren, mein etwas piratenhaftes Verfahren nachzuahmen . .

* * *

In den Listen unserer Marine wird man den Namen „S. M. S. Franken" vergeblich suchen. Das Schiff, auf dem ich an einem leider durchaus friedlichen Flottenmanöver teilnehmen durfte, heißt anders, jedoch ich habe versprochen, es nicht zu nennen. Wenn ich dafür einen anderen Namen einsetze, so geschieht es, um gleichsam eine Schiffspersönlichkeit, eine mir teuer und wert gewordene, einzuführen und den Leser nicht mit einem namenlosen Schemen zu langweilen. Also: „S. M. S. Franken".

Die „Franken" ist eines unserer größten und schönsten Linienschiffe, erst kurz vor dem Kriege in Dienst gestellt. Ich unterlasse alle näheren zahlenmäßigen Angaben über Wasserverdrängung, Maschinenleistung, äußere Ausmaße, Panzerung und Bestückung, die dem Binnenländer doch nur wenig Vorstellung vermitteln, und sage nur zweierlei, was auf uns Landratten den deutlichsten, bildhaftesten Eindruck zu machen pflegt: die „Franken" führt zwölf Geschütze von 30,5 cm Kaliber und hat etwa dreißig Offiziere und fast anderthalbtausend Mann an Bord. Mit den Augen des Kämpfers zu Lande betrachtet, vereinigt sie bei Hinzurechnung der mittleren und leichten Artillerie die Gefechtskraft von annähernd zwölf Batterien aller Kaliber und benötigt zur vollen Ausnutzung ihres Kampfwertes halb so viel Leute, als ein kriegsstarkes Infanterieregiment an Köpfen zählt. In ihrem Wappen außenbords führt sie einen aufrecht schreitenden, rot und weiß gefelderten Löwen, woraus die Flottenkenner und vielleicht auch der Heraldiker erraten mögen, um welches Schiff es sich handelt. Auf diese schwimmende Burg erhielt ich durch die Freundlichkeit des Burgherrn vulgo Kommandanten Zutritt und durfte bald nach meinem ersten Bordbesuch an einem ereignisreichen Manövertag mit hinaus auf die Ostsee fahren.

Frühmorgens — es war noch ein wenig schummerig in den Straßen Kiels, und Holsts Hotel mit seiner altehrwürdigen Fassade sah im ungewissen Licht bieder und provinziell aus wie ein Gasthof an der englischen Landstraße, in dem die Pickwickier und sonstige Dickensleute fröhlichen Angedenkens satte und weinselige Aus- und Einkehr hielten — frühmorgens holte mich die flinke Barkasse der „Franken" an der Gefionbrücke ab. Das Boot setzt — vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung und Kennzeichnung, daß nunmehr ein Offizier an Bord ist — die Reichskriegsflagge und pfeilt wieder los, glatt

Digitized by Google

und geschwind, wie es gekommen. Der düstere, schmucklose Mauerklotz des alten Schlosses versinkt hinter den Umrissen grauer Wipfel, und vor dir weitet und breitet sich, nebelüberwallt, die Föhrde. An der Reventlowbrücke wird noch ein Kapitänleutnant, der erste Torpedooffizier des Schiffes, abgeholt, der mit gewandtem Satz in das auf den Wellen schaukelnde Fahrzeug springt, dann geht's quer hinüber in Richtung auf Möltenort und Labö, die jetzt kriegsstillen, wie im Schlaf erstarrten Seebäder, zu, und ehe du dich dessen versiehst, legt die Barkasse, winzig wie eine Muschel neben einem Walfischrücken, mutwillig tanzend an der Steuerbordseite der „Franken" an. Du schöpfst (ahnungslose Landratte!) gleich deine erste Belehrung: auf Steuerbord, also rechts zur Fahrtrichtung, kommen die Boote der Offiziere an, auf Backbord die der Maate und Mannschaften. Und die Boote werden vom rangjüngsten Offizier nicht etwa zuletzt, wie binnenländische Höflichkeit annehmen wird, sondern zuerst betreten, damit nach dem Einsteigen des ältesten sogleich ohne weiteres Warten abgestoßen werden kann. Auf dem Absatz der zu dem hohen Bord hinaufführenden bequemen Hängetreppe („Fallreep" sagt's in deiner Erinnerung) steht grüßend der Leutnant vom Dienst. Der Kapitänleutnant geht mit dir dann einen überdeckten Flur mit vielen Türen nach dem Bug des Schiffes, wo vor der Kommandantenwohnung ein Matrosenposten mit gezogenem Seitengewehr steht: „Melden Sie den Gast des Kommandanten." Der empfängt dich drinnen am gedeckten Frühstückstisch und heißt dich freundlich auf der „Franken" willkommen.

Dann geht's hinaus (ahoi, ahoi!) auf die Kieler Bucht, an geheimnisvollen Hafensperren und Sicherheitseinrichtungen vorbei, und du darfst — in deinem hellgrauen Friedensmantel, der nachher von den Nachbarschiffen aus durch neugierige Ferngläser beäugt wird, und in den Reitstiefeln, die so wenig an diesen Ort passen, daß du dir fast ein wenig wie eine komische Figur vorkommst — überall an Bord nach Herzenslust herumspazieren. Mit dem Kommandanten geht's auf die Brücke, Feldherrnhügel dieser seefahrenden Festung und Sehnsuchtsziel jeder Landratte, zu einer gründlichen Umschau über Schiff und Wasser. Da liegt dann der große Kahn flach und breit wie ein ungeheures Plätteisen unter dir, das (vorerst noch sacht und vorsichtig, denn es geht durch die Minenfelder) die Föhrdewasser glattbügelt und zwei auseinanderstrebende scharfe Plättfalten von Wellen nach sich zieht. Du machst da oben neue Bekanntschaften: mit dem Navigationsoffizier, der nur selten die Brücke verläßt, solange das Schiff in Fahrt ist, mit dem wachhabenden Offizier, der durch Befehle an Rudergänger und Posten, Maschinentelegraph das Schiff führt, immer haarscharf im Kielwasser des Vordermanns und genau in gleichbleibendem Abstand, was gar nicht so einfach ist, wie es dem Uneingeweihten erscheinen könnte. Andere Offiziere kommen hinzu, und du

Digitized by Google

stellst mit Freude fest, daß du in eine sympathische Menschengemeinschaft aufgenommen bist. Später siehst du das Schiffsinnere, kommst in die Zentrale, diese Wunderkammer tief im Bauch des Leviathan, wo der erste Offizier, der Vertreter des Kommandanten, im Gefecht seinen weitverzweigten Sicherheitsdienst versieht, und kletterst in die Panzertürme der schweren Artillerie, geniale Kompliziertheiten feinster und zugleich kraftvollster Technik mit einer unerhörten Kunst der Raumausnutzung, die dir ihre innersten Geheimnisse, in fünf Stockwerken übereinander gelagert, erschließen. Neid regt sich beim Anschauen der gemütlichen Offizierswohnungen und der Messe, deren feiner Friedenshausrat zwar für die Dauer der Kriegszeit entfernt worden ist, die aber auch in ihrem jetzigen Zustande noch ein bequemes und nettes Zuhause gewähren, wie es dem Feldsoldaten zu Lande, wenn er nicht gerade zu einem hohen Stabe gehört, versagt ist. Auffallend und störend in dem freundlichen Gesamtbild dieser Räume sind nur die nackten eisernen Decken, von Schienen und T-Trägern durchzogen; hölzerne oder gar schön getäfelte Decken, wie man sie nach der sonstigen Einrichtung erwarten könnte, werden wegen der Brandgefahr auf den Kriegsschiffen nicht mehr angebracht, und wo sie bei älteren Schiffstypen vorhanden sind, entfernt. Etwas kahl und leer erscheint auch der Salon des Kommandanten, ein großer, niedriger Raum über den Schiffsschrauben, der seiner Ausstattung fast ganz beraubt ist und nur noch ein paar Tische und Stühle aufweist. Hier nahm ich mit dem Kommandanten, der, von allen Offizieren des Schiffes getrennt, in einer von oben befohlenen und gewollten splendid isolation lebt, das Mittagessen ein, bei dem die Vorteile einer guten Schiffsküche gegenüber den bei allem guten Willen naturgemäß doch oft recht bescheidenen Gaben der Gulaschkanonen recht deutlich in Erscheinung traten.

Der liebenswürdige Kommandant, eine einnehmende Seemannserscheinung mit klugen Augen, deren Lebhaftigkeit bei der sonstigen Gemessenheit seines Wesens überrascht, erzählt bedächtig von der Skagerrakschlacht. Wie da die „Franken", nachdem sie vorher nur wenig zu Schuß gekommen, in dunkelster Nacht auf einmal ein Schiff dicht achteraus vor sich hatte, dessen Typ nicht sofort zu erkennen war. Leuchtraketen schossen von der Brücke der „Franken" in die Höhe; als die unbeantwortet blieben, sofortige Feuereröffnung aus allen Kalibern. Nach wenigen Minuten sackte das nächtliche Phantom, noch im Sinken als ein englischer Kreuzer von der „Black-Prince"-Klasse erkennbar, der sich offenbar verirrt hatte, schwer getroffen ins Wellengrab. Die „Franken" hatte, trotz heftigster Erwiderung ihrer Breitseiten, wie durch ein Wunder nicht einen einzigen Treffer erhalten.

Draußen auf der Ostsee ist Manöverübung. Wir haben flottes Fahrttempo: „Alle Fahrt voraus!", wobei das Kommando, um Verwechslungen mit

Digitized by Google

„Halbe Fahrt!" vorzubeugen, wie „Alleefahrt" ausgesprochen wird. Zwei Panzerschiffe, Schwestern der „Franken", schießen auf schwimmende Scheiben; die anderen fahren im Geschwaderverband, und Unterseeboote erscheinen als Angreifer. Ein dutzendmal wird die „Franken" von dem heimtückischen Feind angegangen, und trotz glatter See und schärfster Wachsamkeit der an der Reeling verteilten dienstfreien Mannschaft gelingt es den Booten mehrmals, unbemerkt heranzukommen und ihre Topedos auf uns loszulassen. Die sind so eingestellt, daß sie tief unter dem Kiel des Linienschiffs durchlaufen und keinen Schaden anrichten; auch ist wohl der „Kopf" der Torpedos bei solchen Übungsangriffen ein anderer als im Kampf gegen den wirklichen Feind. Das Boot erscheint, sobald es sein Geschoß unbemerkt hinausgejagt hat, auf der Oberfläche, der Torpedofisch aber zieht seine Blasenbahn durch das Kielwasser der „Franken" (an der Entfernung dieser Blasenbahn von unserem Heck ersieht der Fachmann, ob und an welcher Stelle das Schiff im Ernstfall getroffen worden wäre) und taucht einige hundert Meter entfernt auf, an der Spitze wie eine wunderbare große Zigarre glühend und rauchend, um von dem begleitenden Torpedoboot gesehen und aufgefischt zu werden. Der Leiter dieser Übung befand sich während der Angriffe an Bord der „Franken", ein schlanker, elastischer Korvettenkapitän, dessen Bescheidenheit nicht verrät, daß er die meisten U-Bootführer ausgebildet hat und so recht eigentlich der Meister und Lehrer unserer Unterseewikinger und seemännischen Berühmtheiten ist.

Der Nachmittag brachte Evolutionen im Geschwaderverband: das aus Marinebildern von Stöwer und Bohrds auch dem binnenländischsten Laien bekannte großartige Schauspiel der in Reih und Glied fahrenden und Wendungen und Formationsänderungen aller Art wie Teile einer Riesenmaschine ausführenden Schiffsleiber. Ein gerade für den Artilleristen besonders fesselndes Bild: wie die Geschütze auf der Rasenfläche eines Exerzierplatzes dahinpreschen, bald in Kolonne zu einem, bald in geschlossener oder breiter Front, so marschierten die Kolosse auf der glatten See, durch Flaggen- und Scheinwerfersignale wunderbar geschickt regiert. Dazwischen gingen Gespräche von Schiff zu Schiff, durch Signalgäste mit kleinen Winkerfähnchen übermittelt, die als unermüdliche Aufpasser auf den Panzerkuppeln der seitlichen Geschützturme standen und mit einer Geschicklichkeit und Schnelligkeit arbeiteten, die dem im Winkerdienst immerhin nicht unbewanderten Armeeoffizier Staunen und Bewunderung abnötigte, in den spärlichen Pausen ihres Dienstes aber, wenn einmal keine Flaggensignale kamen und abgingen, in einem eigentümlich behenden, fast laufenden Schritt, der irgendwie an den Pendelgang eines Raubtiers im engen Käfig erinnerte, auf ihrer Panzerkuppel hin und her spazierten. Zielübungen der Artillerie folgten, vom

Digitized by Google

Artilleriegefechtsstand aus über Vermittlung der Artilleriezentrale geleitet, die — ähnlich der Schiffszentrale, mit der sie durch den „Mittelgang" verbunden ist — wie ein artilleristisches Hirn durch Hunderte von Nervensträngen mit allen Teilen des Schiffs, die fürs Artilleriegefecht in Betracht kommen, verbunden ist ... Hin und her ging's über die Kieler und Eckernförder Bucht, bald weit draußen, bald in Sicht der Ufer. „Der helle Einschnitt hier mit dem Blinkfeuer ist die Mündung der Schlei," sagte mir der gewandte, betriebsame Adjutant des Kapitäns, „und jener Strand dort die Insel Aerö." Die dänische Küste mit grünen Deichen, Baumgruppen, friedlichen kleinen Häusern, Windmühlen und Leuchttürmen sah dem deutschen Flottenmanöver zu ...

Kiel lag vor einer Wolkenbank in der Abenddämmerung, als die „Franken" an der großen roten Boje festmachte und unter Trommelwirbel die Bootsspieren ausschwingen ließ.

Zwei Tage danach war die Übungszeit des Geschwaders beendet. Die Flotte fuhr wieder „an die Front", durch den Kaiser-Wilhelms-Kanal auf die Nordsee hinaus ...

* * *

Die Tage in der Ostseestadt, Urlaubstage goldenster Erinnerung an der Schwelle von Sommer und Herbst, vergingen wie im Fluge. Und sie brachten noch allerhand des Guten. Ich sah die Werften an unseren Waffen zur See schmieden, lernte unsere neuesten U-Boote im Hafen und bei ihren Tauchübungen auf der Föhrde kennen. Das neueste aller dieser Fahrzeuge besichtigte ich vor seiner ersten Ausfahrt, sah die staunenswert zweckvolle Anordnung seiner Torpedoeinrichtungen und Maschinen, die engen, sauberen Kojen des Kommandanten und seiner Offiziere. Aber ich sehe schon in Gedanken, wie in Erwartung weiterer U-Booteinzelheiten, die nicht erörtert werden dürfen, der Herr Zensor den Rotstift zückt, und verlasse schleunigst das U-Boot und das verfängliche Thema. Noch im Weggehen hörte ich ein Wort, das mich froh und stolz machte: der mich verständnisvoll führende Obermaat sagte, als ich ihm ein Trinkgeld geben wollte, im Tone bescheidener Abwehr: „Bitte ganz gehorsamst um Verzeihung, Herr Leutnant, aber ich kann nichts annehmen. Wir U-Bootleute bekommen so viel Geld!" Worauf ich mich mit einem Händedruck von ihm verabschiedete. Mögen deine Söhne so bleiben, wie sie sind, Schwester Marine — dann ist es um uns und unsere Seegeltung gut bestellt!

Digitized by Google

Stellungswechsel

Von W. Schäffer

(Aus einem Brief)

Nachdem der Tag unter starkem Artilleriefeuer verging, kam endlich nachts ein Uhr unsere Ablösung nach beinahe fünf langen Monaten. Der Mond stand tief und war am Versinken. Hoffend, heil durch das weite Feuerbereich zu kommen, verließen wir schwerbepackt unsere üble, tropfende und von feindlichen Granaten stark erschütterte Deckung glückwünschend ihrer neuen Besatzung. Übel sind unsere Gräben und fast bodenlos. Die feindlichen Granaten kommen gemächlich, besondere Punkte unserer Verbindungsgräben unter Feuer haltend. Bis zu den Knien sinkt man in Schmutz, jeder Schritt bis zum nächsten Schritt ist Mühe. — Bald steckt der eine oder andere mit Armen und Beinen in Kot und Wasser — und fluchend ringt er, weiterzukommen. Kürzere und weitere Schüsse sausen — wir suchen das Sträßchen, das unsere Stellung schneidet. Man schwitzt schon unter der schweren Packung — der Mond ist versunken —, schnappend gerät man in Granat- und Wasserlöcher! Das Übelste ist überwunden, denn wir sind aus den Gräben. Jedoch übel genug noch ist der Weg zerschossen und zerfahren! Wir erreichen ein schweigendes Ruinendorf — tot und menschenleer die Trümmerstätte! Munitionskolonnen rasseln durch — leeres Geschrei hallt von den schwarzen Ruinenmauern! Tappendes Dunkel wird die Nacht.

Die Kompagnie sammelt sich im nächsten Dorf an der Kirche. Man spürt schon, man rückt den feindlichen Kanonen ferner, und gerne schleppt man seine Packung. Schwarz und stürmisch ist die Nacht, ab und zu die Zeit beleuchtend, suche ich mit zehn Mann den Sammelpunkt — gerne wandere ich durch Sturm und Nacht. Man hört nach langem, langem Warten Blätterrauschen — nur Baumstümpfe hat man draußen! Wir erreichen unseren Sammelplatz — unheimlich dunkel ist die Nacht. Geschrei — Stimmengewirr — Reiter — Artilleriekolonnen — ein Durcheinanderschreiten — so bewegt ist plötzlich die Nacht — schwer krachen Einschläge. Die Kompagnie sucht zueinander zu gemeinsamem Marsch — alles da? — bis auf einen — dem riß eine Granate den Tornister vom Rücken, und er war verwundet an Gesicht und Kopf. 's ist zwischen 4 und $^1/_2$5 Uhr morgens, man glaubt, immer schwärzer wird die Nacht — sie wolle den kommenden Tag verdrängen! Nasse Beine — durchnäßte Beinkleidung, und vom Warten friert der durchschweißte Körper! So sucht man schleppend durch das Dunkel — so lang, lang ist die Nacht. Ruhiger ist's im nächsten Dorf, Schanztruppen marschieren

Digitized by Google

hinauswärts. Wir machen an den Mauern der Dorfkirche kurze Rast. Die Kirche ist noch unversehrt — ferner donnern die Kanonen — zum Sturm wurde der Nachtwind — immer noch ist's finstere Nacht. Wir wollen in das Innere der Kirche — verschlossen ist die Pforte — sollt' ein Dorfpfarrer sein Heiligtum bewahren wollen vor dem rauhen Kriegsvolk? Wir ruhen nicht, und ohne große Mühe geht die Türe. Ich leuchte mit schwachem Licht in den großen Kirchenraum. Voller Schläfer liegt die Kirche, voller in Teppiche vermummter Menschen liegt die Kirche — Kriegsvolk, das hier nächtigt. Keiner regt sich — alles in Ruhe. Sachte schließen wir — bald wohl müssen sie aufbrechen — ins Feuerbereich — vielleicht in Not und Tod. Weiter geht der Marsch, mühsam unter der Schwere der Packung ist der Weg, so lang und fast endlos ist die Nacht. Ringsum leuchten draußen die Raketen durch die Sturmnacht — schwer zucken und beben die Kanonen. Laub raschelt von den Bäumen. Nimmer weit bis zur Feldküche — dort gibt's heißen Kaffee! Langsam naht der Tag — wohler wird's dem Auge nach dem langen Dunkel, Herbst liegt über dem Land — man wußt' es draußen nicht in der gleichen Öde! — Es wird ein heller, schöner Tag. Vogelscharen gleiten mit Wind und Laub über Menschenscharen — so lebendig ist alles nach der langen, drückenden Öde! Je heller der Tag, desto stärker wird der Donner von draußen, der sich mit dem Sturm zu wütendem Rollen steigert. Weit ist noch unser Weg —!

Zwölf Stunden waren wir marschiert, als wir nach Mittag hielten — schwer donnert's durch den stürmenden Herbsttag — so müd und geschunden sind die Glieder —. Wir bekommen hier Quartier und bleiben über die Nacht. Wir kriegen warme Suppe, Brot und Fleisch —. Auf Stroh unter einem Schieferdach erfrischen wir uns — kaum tragen einen noch die Beine — so zerschunden sind die Glieder — jeder Schritt tut weh —. Man schläft — versucht zu schlafen, und erwachend aus dem Halbschlummer ist es dämmriger Abend —. Schwer tobt der Sturm und toben die Kanonen. Der Sturm klappert durch das Schieferdach — wie daheim — damals, als man sich, umarmend, in Kindesliebe mit dem Brüderlein einschlief! Frierend verging die Nacht — man schläft nicht — man ist zu müd zum Schlafen — langsam vergeht die Nacht —. Boden und Häuser zittern von vorbeifahrenden Lastautos — schrille Eisenbahnpfiffe — nimmer weit kann's sein vom Tag! Immer noch stürmt's und rollt's. — Die Feldküche unten im Hofe sorgte während unseres Schlafens für heißen Kaffee — er erwärmt doch wenigstens etwas die frierenden und vom Marsche steifen Glieder. Man tritt den Weitermarsch an mit dem Tag — hart geht's — hart geht's — doch man mutet sich viel zu. Arbeitstruppen rücken zur Arbeit — Eisenbahnzüge mit Truppen rücken frontwärts — immer noch stürmt's und rollt's — lange Artilleriekolonnen — lange Züge von Pferden — Flieger kämpfen mit dem Winde

Digitized by Google

frontwärts. Alles ist voll Arbeit und regem, scheinbar wirrem Treiben — man spürt dahinten mehr wie draußen: alles ist im Kampf, wir sind in einer Schlacht! So lebendig und anregend ist alles, was draußen banges Erstarren wird. So imposant ist, so mächtigen Reiz hat das Rollen und Beben, das draußen so furchtbar niederdrückend wird. Noch ein Marsch bis Mittag bringt uns ins Quartier, wo wir länger verbleiben sollen, wo wir uns erholen und unsere von der langen Enge steifen Glieder exerzieren sollen. Wir liegen nun zwei Lagen übereinander in einem Brauereihaus. Und nun am Abend kommt die Kunde: das mächtige Rollen galt denen, die uns ablösten — die Engländer haben dort angegriffen — wo wir weggingen, solange wir auf beschwerlichem Marsche nach rückwärts waren. Man hat Glück! Wir selber lagen unter dem wochenlangen starken Vorbereitungsfeuer! —

Über E. T. A. Hoffmann

Von Max Fischer (Heidelberg)

Bunte Schlänglein glitzern am Holunderbaume.
Kennst du Dschinnistan? Kennst du Dschinnistan?
Holde Feeen schweben im lichten Traume.
Kennst du Dschinnistan? Kennst du Dschinnistan?

Höhnend grinsen die Philisterfratzen.
Fern ist Dschinnistan. Fern ist Dschinnistan.
Gierig greifen die Dämonentatzen.
Fern ist Dschinnistan. Fern ist Dschinnistan.

Kreisler zieht mit sehnenden Akkorden
Hin nach Dschinnistan. Hin nach Dschinnistan.
Murr ist es auf Erden wohl geworden.
Nie nach Dschinnistan. Nie nach Dschinnistan.

Nur in Träumen schwebt das Elfentanzen.
Wo ist Dschinnistan? Wo ist Dschinnistan?
Erde hat nur schrille Dissonanzen.
Wo ist Dschinnistan? Wo ist Dschinnistan?

(Aus des Verfassers Gedichtwerk „Medard ruft in die Welt".)

Warum kann ich mich an deinen sonderbaren phantastischen Blättern nicht sattsehen, du kecker Meister! — Warum kommen mir deine Gestalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? — Schaue ich deine überreichen, aus den heterogensten Elementen geschaffenen Kompositionen lange an, so beleben sich die tausend und tausend Figuren, und jede schreitet, oft aus dem tiefsten Hintergrunde, wo es erst schwerhielt, sie nur zu entdecken, kräftig und in den natürlichsten Farben glänzend hervor."

Digitized by Google

Diese Worte, von Hoffmann an Jacques Callot, den kecken und lebensvollen Meister des Griffels, gerichtet, drängen sich mir unwillkürlich auf, nun, da ich mich unterfange, von Ernst Theodor Amadäus Hoffmanns meisterlicher Kunst zu reden.

Denn — wie könnte ich an Hoffmann denken, wie den wundersamen Wohllaut seiner Vornamen — Ernst Theodor Amadäus — genießend auf der Zunge auskosten, ohne daß aus dunklen Kammern meiner Erinnerung die bunte, bewegte Fülle der Hoffmannschen Gestalten, schon seit den Knabenjahren meine lieben Vertrauten, recht deutlich und lebendig mir wieder vor Augen kämen.

Aus den Abgründen der Klüfte steigen Archivarius Lindhorst und Prosper Alpanus hervor, umkleidet von dem Mantel dämonischer Macht, gewaltige Herrscher im magischen Reiche des Unsichtbaren. Ihr Zauberwort zeugt die duftende und klingende Welt einer von Erdenenge entlösten Schönheit. Ich schaue das milde Schweben leichter, grotesker Gestalten: Giacinta, Giglio und Celionati tanzen vor mir seltsame Reigen, Klein-Zaches, das niedliche Scheusal, neckt mich mit possierlichen Sprüngen, Magister Tinte stürzt sich, die Rockschöße schüttelnd, in atemloser Hast auf den Milchtopf, und der große, hagere Thaddäus von Brakel, im grünen Kleid und der roten Weste mit den goldenen Tressen, schlägt nach ihm mit der Fliegenklatsche. Und nun kommen auch sie heran, die schwereren, derberen Gestalten mit ihrem skurrilen Lächeln und ihren geheimnisvollen Augen.

Immer bunter, immer voller breitet sich die Szene. Tulpen, Kaktus und Feuerlilien blühen ringsum, exotische Vögel mit glitzerndem Gefieder schwirren kreischend umher. Und tiefer im Hintergrunde enttauchen dem Dunkel dichter Zypressenstauden schimmernde Marmorbecken, aus denen sich wunderliche Figuren erheben, Kristallstrahlen hervorspritzend, die plätschernd niederfallen in leuchtende Lilienkelche: seltsame Stimmen rauschen und säuseln durch den Wald der wunderbaren Gewächse, und herrliche Düfte strömen auf und nieder.

Schreckliche Gestalten einer feindlich dämonischen Welt schwirren fratzenhaft entgegen, machen angstvoll das Herz beben. Aber schon tönen die süß verlockenden Klänge einer fremden heiligen Welt entgegen, treffen mich die reinen, klaren Augen keuscher Jünglinge und das leichte Schweben der guten Feen. Der verheißende Glanz Dschinnistans senkt sich herab auf die Gefilde der Erde.

Selbstzufrieden lächelt Kater Murr dieser fremden unwirklichen Gestalten, streicht sich wohlig den Bart in philisterhaftem Selbstgefühl. Doch die tieferen Wesen, die suchenden, die ringenden, werden qualvoll hineingerissen in des Kampfes wirbelnden Strudel, fechten tapfer mit den streitenden Mächten des bösen und des guten Prinzips.

Der Jüngling Phrospherus aber steht da in glänzend gepanzerter Rüstung, das Haupt von der Lohe tausendfarbiger Strahlen umwogt, und in sieghafter

Digitized by Google

Zuversicht dringt er ein auf den wilden Drachen, der mit schwarzen Fittichen an des Götterjünglings Panzer schlägt, daß er hell erklingt.

Doch ich werde inne, daß euch, meine Lieben, die ihr noch Neulinge seid in der Hoffmannschen Welt, die Geister, die ich beschworen, nur verwirrend und beängstigend erscheinen. Vielleicht mag gar mancher unter euch das, was ich vorgetragen, gleich dem Registrator Heerbrand für „orientalischen Schwulst" erachten, oder gleich dem Magister Tinte für „tolles, albernes Zeug". — So will ich denn meine bunten Marionetten gehorsamst wieder in den Kasten packen und einen anderen Anfang suchen, um euch, guten Leuten und schlechten Musikanten, meinen verehrten Meister Ernst Theodor Amadäus und seine große Kunst recht wesenhaft vor Augen zu führen ...

Jede literarhistorische Abhandlung, welche auf Gründlichkeit und Würde hält, pflegt mit dem Satze anzuheben: „Goethe sagte einmal —". Da ich nun, wie ihr gemerkt haben werdet, die bizarren Seitenwege zu verlassen gewillt bin, so will ich gleich zu Anbeginn der Erörterung, die ich euch darzubringen die Ehre habe, die löbliche und altbewährte Heerstraße betreten.

Also, Goethe sagte einmal, und er sagte es mit Emphase: „Welcher treue, für Nationalbildung besorgte Teilnehmer hat es nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre hindurch in Deutschland wirkend gewesen?" Ich brauche wohl kaum zu erläutern, daß jener leidende Mann eben E. T. A. Hoffmann ist, und will nur, wenn auch mit tiefer Betrübnis, feststellen, daß der Herr Geheimrat von Goethe hier in einer Front steht mit dem Registrator Heerbrand und dem Magister Tinte. Und ganz des letzteren Art entspricht es, wenn der gestrenge Herr Rat gegenüber so „wüsten Ausschweifungen der Phantasie" und solch „gespenstischem Trug" auf sich selbst als maßgebendes Vorbild weist. Daß eine gewisse humoristische Anmut, so führt nämlich Goethe aus, der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen durchaus entspringen können, dafür habe „der Verfasser der neuen Melusine" den Beweis erbracht.

Es ist gewiß schmerzhaft, aber doch im tiefsten Grunde verständlich, daß Goethe sich mit derselben Leidenschaft gegen E. T. A. Hoffmann wenden mußte, mit der er auch wider Heinrich von Kleists vermessene Dichtung sich empört hatte. Goethes Erleben drängt nach Einklang und Harmonie aller Dinge. Er sah wenigstens in seinen entscheidenden Jünglings- und Mannesjahren das Göttliche in der irdischen Wirklichkeit selbst. In dem Leben von Pflanze und Tier, in dem Ebenmaß des menschlichen Leibes und Geistes. Es war das Ideal der antiken Welt, das auch Goethe ersehnte: die apollinische Schönheit der Statuen des Phidias eignet auch seinen nach Klarheit und gebändigter Zucht hinstrebenden Gestalten. Zwar ringt Faust in luziferischer Vermessenheit um die beherrschende Erkenntnis der Welt, aber er findet die

Digitized by Google

Erlösung aus der qualvollen Unrast ewig unerfüllten Suchens nicht in der gottergebenen Demut der Christen, sondern in dem durch Schönheit geadelten Werktag des heidnisch-antiken Menschen.

Dem Dichter, welcher in Natur und Menschenleben Harmonie und Ebenmaß suchte, mußte nicht nur die dionysische Flamme Heinrich von Kleists, sondern auch die zwiespältig zerrissene Welt E. T. A. Hoffmanns als fratzenhafte Verzerrung einer schöneren Lebenswirklichkeit erscheinen. Goethe mied die Abgründe des Dämonischen, entfloh der dräuenden Gefahr, sich in ihnen zu verlieren, zog sich in weiser Erwägung die erdbefangene Grenze seines Erlebens und Wirkens.

E. T. A. Hoffmanns Grunderlebnis aber war gerade die Nüchternheit und Unzulänglichkeit des irdischen Alltags. Aus der kargen, farblosen Welt des Berufes und der Pflichten drängte seine Seele in die abgründigen Sphären der Phantasie und der Mystik, in die Welt der Träume und der Schauer, der Dämonen und der reinen Geister. Hat er als wackerer Kammergerichtsrat der Berufspflicht des Bürgers genügt, begibt er sich in die Weinstube von Lutter und Wegener, um im Kreise künstlerischer Freunde bei Burgunder oder Punsch allmählich den bindenden Banalitäten des nichtigen Werktags zu entgleiten. Ist er aber dann zu Hause, in der geborgenen Menscheneinsamkeit seines bescheidenen Zimmers, in dem das karge Licht eines kleinen Lämpchens flackert, da beginnt sein wahres und eigentliches Leben. Da umdrängen ihn die Zauberer und Feen, die Gnomen und Wurzelmännchen, da fallen die Schranken zwischen Mensch und Tier wie zwischen Mensch und Geist, da schüttert das Weh unendlicher Klüfte, da beseligt der Hauch eines verheißenden Odems göttliche Heiligkeit. So führt der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann ein doppeltes Leben: am Tage erfüllt von der Pflichttreue eines preußischen Beamten, in den Nächten überflutet von den Gesichten einer mystischen Künstlerseele. Aber mitnichten war ihm der Tag die Welt der Wirklichkeit, die Nacht nur abgeblaßter Traum; vielmehr war er der unerschütterlichen Gewißheit, in den rauschhaften Verzückungen seiner Nächte forme sich eine höhere Wirklichkeit als in dem armseligen Gleichklang der erhebungslosen Tage.

E. T. A. Hoffmann war eine mit entschiedenster Leidenschaft aufs Transzendente hindrängende Natur. In der Lebensform des Mönches, des Eremiten, des Derwischs hätte er vielleicht Einheit seines Lebensrhythmus gefunden, hätte die irdische Welt negiert, indem er sie überwand. Doch als der Zwiespältige, als der Doppelgänger seiner selbst, der in einem Erdenleib die Seele des Bürgers Hoffmann und des Geistersehers Hoffmann zu tragen verdammt war, konnte er sich mit der irdischen Welt nur auseinandersetzen, indem er sie verspottete, ächtend höhnte. Die Erfolge dieser Erde

Digitized by Google

dünkten ihm nichtig; die leuchtenden Gestalten seiner Dichtung sind Menschen, deren karfunkelreine Seele in Keuschheit dem göttlichen Lichte zustrebt. Aber an den Maßstäben „dieser" Welt gemessen, sind die strahlenden Helden der Hoffmannschen Dichtung unbrauchbare, tölpelhafte Fante. Ist dem Studenten Anselmus das Butterbrot schon je auf eine andere als die fette Seite gefallen? Zieht er wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erstemal einen Talgfleck hineinzubringen oder sich an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? Grüßt er wohl je einen Herrn Hofrat oder eine Dame, ohne den Hut weit von sich zu schleudern oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten? Hat er nicht jeden Markttag eine bestimmte Ausgabe von drei bis vier Groschen für zertretene Töpfe? Und doch ist dieser Jüngling, den die erdumfangenen Menschen ob seiner Unbeholfenheit verlachen, ein Auserkorener und Begnadeter, dessen innere Augen sich weit öffnen über den Trug der irdischen Erscheinungen zu der unantastbaren Wahrheit der transzendenten Wirklichkeiten. So tun sich ihm Wunder einer höheren Herrlichkeit auf, so ist er, der dem stumpfen Blick der Menschen nur ein armseliger Studiosus erscheint, in Wahrheit glückseliger Herrscher des strahlenden Märchenlandes Atlantis.

Der Glaube an diese transzendente Wirklichkeit hinter den irdischen Erscheinungen gibt den Schöpfungen der Hoffmannschen Phantasie das Doppelleben ihres Dichters. Der Mann, der dem Blicke der beschränkten Philister nur der königlich preußische Archivarius Lindhorst ist, enthüllt sich dem Auge, welches in das Geisterreich einzudringen vermag, als der mächtige Salamanderfürst. Seine Töchter, in denen die Bürger drei anmutige Backfische erblicken, offenbaren sich der mystischen Verzückung des Jünglings Anselmus als goldgrüne Schlänglein, die in der glitzernden Abendsonne am Stamme des Holunderbaumes auf und nieder gleiten. Die alte Liese, das Apfelweib, das heimlich verbotene Wahrsagerei treibt, wird von dem mit mystischem Sinn Begnadeten durchschaut als Dienerin eines teuflischen Prinzips, die den Salamanderfürsten tückisch zu schädigen gewillt ist. So vermeint der Dichter hinter der zufälligen körperlichen Erscheinung der Menschen ihre metaphysische Wesenheit erkennen zu können.

Das Leben der Hoffmannschen Gestalten wird daher nicht in erster Linie bestimmt von den Antrieben irdischer Zweckmäßigkeit und den Umständen des äußeren Lebens. Vielmehr kommen den handelnden Personen nicht nur seiner Märchen, sondern auch seiner Romane und Novellen die entscheidenden Impulse und die tatzeugenden Willensrichtungen aus den Berührungen mit einer höheren Welt, sei es nun, daß sie von bösen Dämonen in die Abgründe der Versuchung verlockt werden, sei es, daß sie vom Ansturm paradiesischer Ahnungen emporgetragen werden in ein reineres und gesteigerteres Sein.

Digitized by Google

Nur in einigen gewerbsmäßig geschriebenen Almanachnovellen hat E. T. A. Hoffmann dieses Hereinragen der Geisterwelt zu spielerischem Spuk und effektvollem Gruseln mißbraucht, in seinen tieferen und eigentlichen Dichtungen ist es ihm heiliger Ernst mit der symbolischen Formwerdung einer schütternd erlebten Metaphysik. Selbst in den mit manchem äußeren Spuk durchsetzten „Elixieren des Teufels" sind doch das leidenschaftliche Ankämpfen eines von erbsündigem Blut gepeinigten Menschen gegen die dämonischen Gewalten der Finsternis und die reinheitsehnende Läuterung seiner Seele das tiefsinnige Grundmotiv. Die Mehrzahl der Hoffmannschen Märchen, „Der goldene Topf", „Das fremde Kind", „Klein Zaches", „Die Kronbraut", „Meister Floh" und vor allem die den Kern der Hoffmannschen Metaphysik bergende „Prinzessin Brambilla" sind symbolische Umkleidung jenes Kampfes der scheinbaren und wahrhaften Wirklichkeit, welcher das Empfinden und das Denken E. T. A. Hoffmanns erfüllte.

Künstler und Philister werden zu den gegebenen Repräsentanten dieses ungleichen Kampfes — ungleichen Kampfes sagte ich, denn mit entschiedener Parteilichkeit steht E. T. A. Hoffmann auf seiten der Künstler, während er die Gestalten der Gegenpartei in fratzenhafter Groteske karikiert. Kein Hohn ist ihm gering genug für den Magister Tinte, der es nicht hört, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt. Dieser armselige Schulmeister liebt den dunklen Wald mit seinen Mysterien nicht, sondern nur den erkünstelten Garten mit seinen Buchsbäumen und Staketen; er mag die Blumen nur, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen: „Dann duften sie, und man erspart das Räucherwerk." Den höheren Menschen aber geht gerade in den verborgenen Geheimnissen der Natur die Ahndung des wundersamen Geisterreiches auf. Sie vernehmen die holden Stimmen in dem geheimnisvollen Rauschen der Wälder, im Geflüster der Bäche und im Geplätscher der Quellen; ihnen ist es, als langten aus goldenen Wolken schimmernde Arme herab, sie zu erfassen; von glühender Sehnsucht werden sie erfüllt mit unnennbaren Wonnen. Voll innigem Verlangen drängt es diese wahren Künstlermenschen aus der schalen Nüchternheit zu den lockenden Gestaden der fernen Verheißung: „Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher himmlischer Schmerz wie die unsägliche Freude der entzückten Seele alles auf Erden Verheißenen über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdseligen Erscheinungen!" Aber eben weil diese brennende Sehnsucht die Seele der Künstler bewegt, sind sie ewig unbefriedigte Fremdlinge in dieser Welt. Rastlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, dürsten sie im schalen Leben des Alltags schmachtend nach der seligen Fülle höherer Regionen. So drängt es sie alle durch

Digitized by Google

das elfenbeinerne Tor, das von wenigen erschaut, von noch wenigeren durchschritten, hineinführt in das selige Land der Träume. Doch nicht ohne Gefahr ist es, im Lande der Träume zu weilen: „Wie vor Alzinens Burg versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen!“ Für solche Naturen, die verzückt und geläutert werden von dem gesteigerten Leben in einem anderen höheren Sein, bedeutet das Entbehren der irdischen Genüsse keinerlei Entsagung. „Gibt es für dich,“ so fragt der Abt den Kapellmeister Kreisler, „eine Entsagung, wenn der Geist der Kunst immer mächtiger wird in dir, wenn du mit starkem Fittich dich erhebst in leuchtende Wolken? — Welche Lust des Lebens gibt es denn noch, die dich betören könnte?“ Das Anrühren jener anderen höheren Welt hebt den empfangsamen Menschen mit magischer Anziehung empor aus den wirrenden Niederungen qualvollen Erdenseins. Als die Glockentöne von den Türmen der Abtei wie wundersame Verheißung des Himmels durch das golden leuchtende Abendgewölk ziehen, da ruft Johannes Kreisler, Hoffmanns dichterisches Ich, jauchzend aus: „Mit euch, mit euch will ich ziehen, ihr Akkorde! Von euch getragen, soll sich aller trostloser Schmerz emporrichten zu mir und sich selbst vernichten in meiner eigenen Brust, und eure Stimmen sollen wie himmlische Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnsucht der ewigen Liebe.“

In schneidendem Kontrast zu der schwebenden Sehnsucht dieser reinen Menschen steht die selbstgefällige Erdenschwere der Philister. Ihnen ist die Welt, welche die anderen als leidvolle Nüchternheit bedrückt, wohlige Genügsamkeit. Ihre stumpfen Augen schauen die Wunder nicht. Ihre tauben Ohren hören nicht die lockenden Akkorde des fernen Feenlandes. Über die zarten Gebilde des geistigen Reiches schreitet mit sieghaft aufstapfendem Fuß die plumpe Materie.

Aus dem leidzeugenden Gegensatz dieser beiden Typen von Menschen, dieser beiden Arten des Lebens ergibt sich jener schneidende Zwiespalt der Welt, welcher die Grundstimmung des Werkes E. T. A. Hoffmanns ist, erwächst die Dualität des Menschen: Kreisler und Murr. Qualvoll kontrastieren die vermessenen Träume der Künstler mit den brutalen Wirklichkeiten der Bürger. „Immer wieder werden Sie,“ so muß Johannes Kreisler sich sagen lassen, „mit dieser phantastischen Überspanntheit, mit dieser herzzerschneidenden Ironie nichts anstiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Dissonanz aller bestehenden Verhältnisse.“ — Aber lächelnd erwidert Hoffmanns alter ego: „O wundervoller Kapellmeister, der solcher Dissonanzen mächtig.“

Digitized by Google

Zwischenspiele

Es will nicht abreißen. Wir stehen unter dem Eindruck, daß der Krieg seine furchtbarste Steigerung vorbereitet. Wer sich um die Ernährungsfragen über die Versorgung des eigenen Magens hinausbekümmert, weiß, daß die schwersten Monate uns erwarten. Wenn je, dann ist das Schicksal der Welt und auch des deutschen Volkes mit Tragik völlig durchmischt, und es müßte nur eines geben: in einer gepanzerten Geschlossenheit dem Kampf gegen die Überzahl der Feinde zu dienen, mit der Tat, die dazu berufen, mit Opfer und Entbehrung alle, mit reinlicher Haltung der Seele diejenigen, die als Führer des inneren Lebens gelten wollen.

Aber es gibt Leute, die auch jetzt noch Zeit und Sinn für hochpolitischen Allotria haben. Vergebliche Hoffnung, der 31. Januar habe uns wenigstens für dieses Frühjahr, diesen Sommer der großen Spannungen von dem quälenden Bewußtsein innerer Zwiespältigkeiten befreit. Daß wir über Ziel und Ende des Krieges und Gestaltung des Friedens keine Einheitlichkeit befehlen können, das war selbstverständlich. Aber im Gegenteil. Die Technik des inneren Haders verfeinert sich. Was Dr. Wildgrube etwa einer beifallsfrohen Menge hinwirft, das ist, wenn auch taktlos, so doch nicht sehr schlimm. Leute, die am lärmenden agitatorischen Getue sich ausgeben, weil sie vor der Öffentlichkeit vorankommen wollen, lassen sich ertragen; denn es sitzt nicht genügend Schwergewicht bei ihnen.

Schlimmer ist es, wenn in einer Hotelstube sich ein Komitee von Kanzlerstürzern auftut und bereit ist, vom Morgen bis zum Abend einen genauen Operationsplan zu besprechen, wie man den verhaßten Bethmann von seinem Platze bringt. Und daß darunter der Name eines bekannten früheren Admirals, daß führende Männer der schweren Industrie, deren Macht ohnehin durch den Krieg gehoben, an der Spitze stehen. Das sind böse Dinge; nicht wegen der Gefährdung des Kanzlers, der so lange feststeht, als er mit Kaiser, Hindenburg und dem Vertrauen der Reichstagsmehrheit eine selbstverantwortliche Politik zu betreiben versteht. Aber die Rückwirkung auf das breite Volksbewußtsein ist gefährlich.

Und mehr: das Mittel, zwischen zivilen und militärischen Behörden Differenzen herbeizuführen, läßt sich mit einem normalen Begriff von Anständigkeit nur sehr gezwungen vereinen. Daß es ausgesprochen und bekannt wurde, stumpft ja seinen Stachel, doch bleibt die böse Überlegung. Offenbar war dies selbst dem Grafen Westarp zuviel, der als parteipolitisches Aushängeschild dienen sollte — er zog sich rechtzeitig zurück. Hoffentlich möglichst weit und für die Dauer.

Nur ein Zwischenspiel. Man notiert es als Dokument der Zeitgeschichte. Und ist ein wenig darüber beruhigt, daß der Graf Hoensbroech der Chef dieses Generalstabes einer heimatlichen Stoßtruppe ist. Denn dieser unruhige Kopf hat eine zu beschriebene politische Lebensgeschichte, als daß Sicherheit und Vertrauen bei ihm eine Heimatstätte finden könnten. Wo er auftaucht, wird es nach einiger Zeit leer um ihn herum. Das soll sich hoffentlich auch diesmal erfüllen. Denn wenn das System nicht zerbröckelt, wird es zum Alp der mit bewußten Sinnen kämpfenden Soldaten, wie es heute schon ein Herzenstrost unserer Feinde sein muß.

Theodor Heuss

Digitized by Google

Der Münchner Kritikerprozeß

Der „März" hat ein sachliches Interesse an diesem Streitfall insofern, als er den angefochtenen Artikel gebracht hat.

Der Prozeß war das echte Münchner Erlebnis voll tiefer Friedensseligkeit und Weltkriegsabgeschiedenheit, und er ging aus, wie diese spezifischen Münchner Bühnenweihefestprozesse immer ausgehen. Nämlich anders.

Man merkt immer wieder erstaunt, daß man jahrelang stets das Gegenteil von dem gesagt, gehört, geglaubt hat, was sich im Gerichtssaale herausstellt.

Mit der törichten Annahme, daß $2 \times 2 = 4$ ist, wird man in München noch einmal gründlich Schluß machen. Viele Kritiker, die niemand niemals meint, fühlten sich durch den Gattungsbegriff in die glückliche Lage versetzt, ins Licht der Öffentlichkeit zu treten und teilzunehmen an der Glorifizierung des Handwerks.

Der Saal hallte wider von schallenden Ehrenerklärungen, und am Schlusse wußte man nicht, warum man sich jahrelang über das systematische Haberfeldtreiben gegen einen angesehenen, vornehmen Künstler empört hatte.

Zum Schlusse fiel von seiten des Vorsitzenden das Wort, daß Kritiker nicht deshalb, weil sie auf ihrem Posten stehen, geschmäht werden dürfen ...

Die Glücklichen!

Dirigenten, Komponisten, Sänger, kurz alle, die auf ihre Art der Kunst dienen, haben es weniger schön. Ja — wir haben endlich die eidliche Feststellung, daß diese Leute nicht bloß geschmäht werden dürfen, sondern daß es dem nächstbesten Schmock, der Kritiken schreibt, unbenommen bleiben muß, einen Künstler von der Stelle, die er sich durch sein Können errungen hat, „wegzubringen", „wegzuekeln", „wegzuhetzen".

Von der Legitimation des Nächstbesten zur Beeinträchtigung oder Vernichtung einer künstlerischen Existenz wurde nicht gesprochen. Sie konnte darum nicht geprüft werden. Als die vorhandenen Begriffe sich verwirrten und notwendige Begriffe sichtbar fehlten, stellte sich das Wort von der Wagnertradition ein.

Sie war aber, ohne genannt zu werden, in allem, was diesem Prozesse voranging und was im Prozesse geschah, deutlich wahrnehmbar.

Die richtige, gute, alte Münchner Wagnertradition, das ist die traditionelle Art, einen großen Künstler durch Gassen- oder Feuilletonpöbel aus München hinausekeln zu lassen.

Da es Richard Wagner geschah, heißt man dieses Vorgehen „Wagnertradition".

Manchmal geschieht es dann, daß der „Wagnertraditionär", der nicht genug Finger ins Maul stecken konnte, um den Künstler auszupfeifen, nachdenklich wird und durch Fremdenverkehr, hohe Zimmerpreise, Bürgermeisteransprachen, Amerikaner, kurz durch die Münchner Gesamtkulturerscheinungen auf die Idee kommt, daß an der Kunst „was dran" ist.

Diesmal schloß der Prozeß mit der Verurteilung des Herrn Dr. August Mayer, dem von verschiedenen Seiten die Berechtigung zur Kritik abgesprochen wurde. Er ist Privatdozent, was auf längere Universitätsbildung schließen läßt, und diese gilt als Hindernis.

Die Kritiker haben die Publikationsbefugnis zugesprochen erhalten; die Bestimmung, daß Werke von Kritikern öfter gegeben werden müssen, findet sich nicht im Urteilstenor.

Digitized by Google

Eine Behörde, deren Abwesenheit im Gerichtssaale sehr stark bemerkt wurde, ist die Ober-Ersatzkommission. Sie hätte feststellen müssen, daß viele Leute im dienstpflichtigen Alter immer noch „etwas Besseres zu tun haben“. Besonders in Galizien scheint die Regel zu gelten, daß unabkömmlich ist, wer Eulen nach Isar-Athen zu tragen hat. Das soll der stärkste Eindruck in diesem Prozesse gewesen sein. Wenigstens ältere Bauern, die sechs bis sieben Kinder daheim haben und seit vielen Monaten im Felde stehen, hätten das so empfinden müssen.

Der Prozeß ist zu Ende. Es lebe der nächste!

Ludwig Thoma

Die englische „Siegesanleihe“

Herr Bonar Law, der dritte englische Kriegsschatzkanzler, gibt das Ergebnis der dritten sogenannten „Siegesanleihe“ auf rund eine Milliarde Pfund Sterling an, wovon 130 Millionen auf umgetauschte Schatzscheine entfallen. Es sind also nach seinen Angaben 870 Millionen Pfund Sterling neues Geld, das sind 17½ Milliarden Mark, gezeichnet worden. Ist diese Summe, die größer ist als irgendeine bisher beobachtete, ein Erfolg oder ist es keiner? Um dies zu beantworten, muß man etwas weiter ausholen, muß ein Wort über die englische Kriegsfinanzierung überhaupt sagen.

England hatte das Unglück, auf dem gerade dort so überaus wichtigen Posten des Lordschatzkanzlers bei Ausbruch des Krieges einen krassen Laien und Demagogen zu haben, Herrn Lloyd George, der, wie jeder Eingeweihte weiß, schon im Frieden in diesem Amte, das ein Gladstone zu unvergänglichem Ruhme gebracht hat, Schnitzer über Schnitzer gemacht hatte, der damals notorisch von seinen eigenen Beamten allerhand unsinnige Dinge in die Reden hineingeschmuggelt bekam, um ihn vor dem Parlament bloßzustellen. Herr Lloyd George hat damals wenigstens auf einem Gebiete etwas geleistet, auf dem er zweifellos Meister ist: er hat einige Schlagworte geprägt, die ihm wohl ewig anhaften werden. Damals sprach er von den silbernen Kugeln, die diesen Krieg gewinnen würden und an denen England einen größeren Vorrat als irgendein anderes Land habe. Pochend auf diesen Kapitalreichtum, verlachte er als Zeichen der Schwäche den Entschluß der deutschen Reichsverwaltung, im September 1914 mit einer 5prozentigen Anleihe herauszukommen. Statt dessen legte er eine 3½prozentige auf. Der Erfolg war von vornherein äußerst mäßig, denn von den angeblich gezeichneten 350 Millionen Pfund waren, wie sich später herausstellte, 100 Millionen von den Banken übernommen worden, um das Land nicht gar zu sehr zu blamieren. Und so mußte sehr bald der seines Postens überdrüssige Herr Lloyd George, der von allen englischen Fachleuten damals aufs energischste bekämpft wurde, in das ihm besser liegende Munitionsministerium flüchten. Sein Nachfolger war das alte liberale Schlachtroß Mc Kenna, der im Juli 1915 die zweite englische Anleihe ausgab und dafür den 4½prozentigen Zinsfuß — für England etwas Unerhörtes — wählte. Auch deren Ergebnis war nicht nach Wunsch, denn es mußte ebenfalls durch Scheinzeichnungen der Banken erst um 200 auf 600 Millionen Pfund Sterling gebracht werden. Von da an beginnen erst so recht eigentlich die allerschwersten Fehler der englischen

Digitized by Google

Kriegsfinanzierung. Man wartete nämlich volle anderthalb Jahre bis zur Ausgabe einer neuen Anleihe und häufte in einer nie gesehenen Höhe schwebende unfundierte Schulden. Das ist teuer und gefährlich. Die Kostspieligkeit ergibt sich am besten daraus, daß England, als es gar nicht anders mehr ging, Mitte 1916 auf einige Jahre laufend mit 6 % verzinsliche Schatzscheine aufnehmen mußte, die zu allem Überfluß noch nicht einmal gern gekauft wurden. Man hat in England darum so lange gewartet, eine dritte feste Anleihe auszugeben, weil man immer und immer wieder auf einen großen Sieg und auf ein baldiges Ende rechnete. Man weiß ziemlich bestimmt, daß schon zur Zeit der Sommeschlacht und der Brussilowoffensive die Siegesanleihe steigen sollte. Das pfuscherhafte Hinaufschrauben des Zinssatzes machte sich bitter bemerkbar, als endlich doch die dritte Kriegsanleihe nicht länger mehr hinausgeschoben werden konnte. Jetzt zeigte sich, daß Deutschland erheblich billiger seine Anleihen hatte unterbringen können als der so kapitalflüssige Hauptgegner. Man mußte sich entschließen, zu 95 % eine 5prozentige Anleihe auszugeben, die unter Berücksichtigung der Rückzahlungsbedingungen zu nicht weniger als 5 3/4 % verzinslich war. Zu allem Überfluß aber mußte der größte Teil der alten, billiger aufgenommenen Schulden in die höheren hineinkonvertiert werden.

Die Art und Weise, mit der man für die neue Anleihe Stimmung machte, ist in mancher Beziehung zweifellos auch für uns beachtenswert, in mancher Beziehung aber außerordentlich bedenklich und unsolid, fast möchte man sagen schwindelhaft, gewesen. Das Nachahmenswerte war die Agitation. So haben die Staatsmänner es nicht unter ihrer Würde gehalten, im Lande herumzureisen und wirksame Reden zu halten. Man ging allerdings noch weiter, indem man Umzüge mit Musikkapellen veranstaltete usw. Das Bedenkliche aber bestand in den Finanzgrundsätzen, die man in dem einstmals so soliden und gediegenen England anwandte. Man genierte sich nicht, dem Publikum zu sagen, die Hauptsache sei, zu zeichnen. Das Bezahlen der gezeichneten Anleihe sei Nebensache. Das wichtigste sei, mit einem guten Resultat renommieren zu können. Auch dafür hat die Regierung des Herrn Lloyd George wieder ein sehr geschicktes Wort geprägt: Borrow to lend — borge dir das Geld, um es uns zu leihen. Borgen soll man es natürlich bei den Banken. Es ist also eine reine Papiertransaktion, die in Wahrheit dem Staat auch nicht einen Pfennig neuen Geldes bringt, sondern nur zu einer künstlichen Inflation führt, wie das ernsthafte Fachmänner in England ehrlich genug zugestanden haben. Dazu kam weiter eine schwere Drohung. Herr Bonar Law erklärte klipp und klar, wenn man ihm das nötige Geld nicht zur Verfügung stelle, so werde er in Bälde eine Zwangsanleihe zu sehr ungünstigen Bedingungen auflegen, eine Drohung, von der man außerhalb Rußlands bisher in den kriegführenden Ländern noch nichts gehört hat.

Welche Summen nun hätte England aufbringen müssen, um in Wahrheit ein befriedigendes Resultat zu erzielen? Doch zum mindesten so viel, um nicht nur die bisher aufgehäuften schwebenden Schulden zu decken, sondern um darüber hinaus mindestens für ein paar Monate neues Geld der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ist das geschehen? Nein, auch nicht annähernd. Die schwebenden Schulden in England selbst betrugen nämlich bei Schluß der Zeichnung reichlich 1800 Millionen. Dazu müßte man eigentlich noch rechnen

Digitized by Google

einen Teil der in Amerika untergebrachten Darlehen. (Insgesamt hat England bis heute vier amerikanische Anleihen von insgesamt 210 Millionen Pfund Sterling unterbringen können, von denen bereits im nächsten Jahr das erste Viertel fällig wird.) Aber wenn man auch diese außer Rechnung läßt, so ergibt sich doch, daß heute, nach Schluß der Zeichnung auf die „Siegesanleihe“, noch immer eine innere schwebende Schuld von über 800 Millionen Pfund Sterling, also 16 Milliarden Mark, vorhanden sind. Das aber bedeutet, daß die englische Anleihe in Wahrheit ein Mißerfolg war.

Aber auch unter anderen Gesichtspunkten kommt man zu ähnlichem Resultat. Herr Bonar Law hat es versucht, einen Vergleich mit der deutschen Anleihepolitik zu konstruieren. Man kann auf diesen Versuch sehr wohl eingehen, denn er wird entschieden zu unseren Gunsten ausfallen. Wir haben zwar niemals eine so große Anleihe untergebracht, aber wir haben während derselben Zeit drei feste Anleihen zu niedrigerem Zinssatz mit einem Gesamtergebnis unterbringen können, das unvergleichlich größer war. Es brachte uns nämlich $33^1/_2$ Milliarden Mark. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die sechste deutsche Kriegsanleihe unmittelbar bevorsteht und ihr zweifellos wieder recht gutes Resultat mit zum Vergleich herangezogen werden sollte. Bonar Law hat dann weiter gesagt, daß noch bei keiner deutschen Anleihe so viele Einzelzeichner gezählt worden seien wie jetzt bei der englischen. Auch das gibt natürlich ein ganz schiefes Bild, denn ein Vergleich wäre nur möglich, wenn man feststellen könnte, wie viel verschiedene Zeichner sich bei den letzten drei deutschen Anleihen beteiligt haben, eine Feststellung, die natürlich sehr schwer ist, da man ja nicht weiß, wieviel Leute wiederholt zeichneten. Sehr amüsant und für die derzeitigen englischen Grundsätze bezeichnend war das Zugeständnis des Herrn Bonar Law, die Banken hätten diesmal keine größeren Beträge für sich gezeichnet, obwohl sie dazu auf Wunsch bereit gewesen wären. Sie haben das, wie oben erwähnt, bei der ersten und zweiten Anleihe in gewaltigem Umfang getan — im Gegensatz zu den deutschen Banken. Bonar Law gibt damit ohne weiteres zu, daß in England die Anleihen künstlich gemacht werden, daß man je nach Bedarf das Ergebnis der papierenen Anleihezeichnungen der Großbanken aufrunden läßt.

Nichts aber kann unsere Annahme, daß die Anleihe in Wahrheit ein Mißerfolg war, besser betätigen, als daß die „Times“ wenige Tage nach Schluß des Ergebnisses bereits mit einem sehr abenteuerlichen neuen Anleiheprojekt auftaucht, das von jeher das letzte Mittel halbbankrotter Staaten war: die Prämienanleihe. Vor allem aber ist die Kursentwicklung am englischen Anleihemarkt für die Beurteilung in den fachkundigen Börsenkreisen charakteristisch: die $3^1/_2$prozentige Anleihe, die seinerzeit zu 95 aufgelegt worden war, ist auf $84^3/_8$ angelangt und die zu 100 ausgegebene zweite $4^1/_2$prozentige Anleihe steht auf 91%!

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Graf Zeppelin

Von Conrad Haußmann, Mitglied des württ. Landtags

Graf Zeppelin hat die Augen geschlossen. Er hat nicht mehr die Heimkehr unserer Kämpfer und des Friedens erlebt. Sein Name bleibt mit der Geschichte der menschlichen Erfindungen, mit der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und mit der Geschichte des Weltkriegs unlöslich verbunden. Bei seinem Sterben empfinden wir, daß er unsterblich ist. Er hat den Menschentraum, dem die Hellenen der alten Welt den Namen „Dädalus und Ikarus" gegeben haben, in die Wirklichkeit übergeführt. Sein Leben ist wie ein Roman, dessen Held ringt und emporsteigt: Per aspera ad astra!

Die Größe des Grafen Zeppelin und seines Lebenswerks ruht auf seinen persönlichen Eigenschaften: seinem Erkennen der Natur und ihrer Gesetze, seinem Eindringen in die Technik, seiner Energie und seinem Glauben an seine Idee. Wilhelm von Humboldt hat ausgesprochen: „Nach meiner Meinung ist die Energie die höchste Tugend." Graf Zeppelin hat das Wort wie kaum einer wahr gemacht. Durch alle Fehlschläge, allen Spott, alles Mißtrauen, alles Vorurteil und alle Hindernisse, die ihm zum Teil auch amtlich bereitet worden sind, ist er niemals müde geworden. Er und sein Luftschiff haben sich immer wieder emporgerichtet. Gerade wir in Württemberg, seine engeren Landsleute, haben die Phasen hoffend und sorgend miterlebt. Wir alle werden aus unsrer Erinnerung den Eindruck nie verlieren, den die Kunde und dann — der Anblick hervorgerufen hat. Ich weiß, wie es durch die Reihen ging, als am 2. Juli 1908 die erste Fahrt über Friedrichshafen und dem Bodensee in der württembergischen Abgeordnetenkammer gemeldet und der Präsident von uns sofort gebeten und beauftragt wurde, „dem Grafen Zeppelin zu der bahnbrechenden

Digitized by Google

und glänzenden Lösung des großartigen Problems der Durchsteuerung der Luft den Dank und Glückwunsch des Hauses zu übermitteln." Unvergeßlich ist der erste Anblick des weißen, in den Lüften schwebenden Leibes, von dem man nicht wußte, ob es ein Vogel oder ein Fisch sei; unvergeßlich die Fahrten den Rhein entlang und durch Deutschland. Aber ebenso unvergeßlich der schmerzliche und zornige Schrei, als das Schiff bei Echterdingen verbrannte. Damals, als sich alle Hände öffneten, war es mit einem Schlage klar, daß die Erfindung der Stolz der Deutschen und Graf Zeppelin der Liebling seines Volkes geworden war.

Er hat diese höchste Sympathie, die zugleich das höchste Menschenglück ist, verdient nicht bloß durch sein Werk, sondern auch durch sein Wesen.

Wohl war er energisch und bestimmt. Aber er war zugleich von einer seltenen persönlichen Liebenswürdigkeit und einer unvergleichlichen Höflichkeit des Herzens. Von seinem Gemüt und Charakter haben leuchtend die himmelblauen Augen erzählt, die seine Züge schön machten, und deren Licht Pankok in seinem Bild nicht genügend stark in den Mittelpunkt des Eindrucks gestellt hat.

Diesen tiefen Eindruck haben auch die Reichstagsabgeordneten im Herbst 1909 erfahren, als sie der Graf zu der ersten Luft- und Luftfahrt einlud. Darüber habe ich damals im „März" berichtet und unter anderem gesagt:

Ein Bild, wert des besten Landschafters, war es, als sich hart vor der Insel Lindau der Ballon auf den See senkte und den legislativen Ballast spielend auswechselte, während viele, viele Hunderte von Kähnen, Booten und Motoren zu den Ballongondeln hinjagten, die wie Amphibien im Wasser schwammen und den leichten Riesenkörper spielend zu tragen schienen. Jetzt hob er sich, und zuerst die hintere Gondel tauchte aus dem Wasserspiegel, während die vordere noch schwamm, dann setzten die Höhensteuer, kaum sichtbar, mit aufwärtsgerichteten Flächen ein, langsam schwangen die eleganten Propeller; das Schiff schwebte empor und man meinte, es müsse die Nachen und Schiffe mit hinaufnehmen. Tausend Kodaks knipsten, aber keiner kann leider die Farben festhalten. Denn alles war schillernde Farbe,

Digitized by Google

und als wunderbarer Hintergrund die Ufer und Ziegeldächer von Lindau, die Türme der alten Stadt und die Rebhügel von Schachen. Das Größte sind freilich die Perspektiven in die Zukunft, die deshalb so groß sind, weil man sie sicher ahnt und nicht zu übersehen vermag. Die ungeheure Gesetzmäßigkeit, welche zu erkennen uns die Naturgeschichte und die Technik gelehrt haben, herrscht auch in den Lüften und in der Luftschiffahrt. Das uns bewiesen zu haben, ist das Riesenverdienst des Grafen Zeppelin und seiner ausgezeichneten Mitarbeiter. Das Geschenk liegt freilich noch in etwas anderem: In dem eisernen Bestand unserer Vorstellungen und Gedanken ist eine neue Idee eingetreten. Und wer der Welt Ideen schenkt, der ist ein unsterblicher Wohltäter.

Graf Zeppelin hat damals gerade über diese Ausführungen seine Freude ausgesprochen, und ich verdanke diesem Brief das Glück einer nachfolgenden, näheren Bekanntschaft.

Die epochemachende Friedenserfindung warf schon vor dem Krieg weithin ihre Schatten ins Ausland. Man kann sagen, daß die Nervosität Old Englands damals anfing, Herr über die sachliche Beurteilung der internationalen Lage zu werden, als das Inselbewußtsein und damit das Sicherheitsgefühl der Engländer durch die Erfindung des steuerbaren Luftschiffs mit seinem sich erweiterndem Radius erschüttert wurde. Hatte das Inselvolk den Eisenbahntunnel unter dem Ärmelmeer verweigert, damit seine militärische Unzugänglichkeit fortdauere, so war mit der Eroberung des Luftwegs Mißtrauen, Zorn und Sorge lebendig geworden. Diese Gefühle haben sich als Brücken der Anlehnung an Frankreich und Rußland in zunehmendem Maße erwiesen, und insofern hat Graf Zeppelin mit seiner gewaltigen Erfindung zu den vielen Ursachen des europäischen Kriegsgeistes eine weitere hinzugefügt.

Im Weltkrieg selbst hoffte er, nachdem dieser ausgebrochen war, seinem Land und Volk rettende Dienste leisten zu können. Der berechtigte Wunsch des Erfinders verband sich mit den Traditionen des württembergischen Offiziers und Generals. In der Tat hat ihn der Gang des Weltkriegs, der weitgehend ein Kampf der Technik geworden ist, so recht eigentlich in die oberste Linie gestellt. Groß sind die militärischen und die moralischen Wirkungen

Digitized by Google

der Zeppeline. Der Schrecken, die sie verbreiteten, ist die Quelle eines gesteigerten Hasses der Feinde gegen Deutschland geworden. Also auch nach der psychologischen Seite ist der Name Zeppelin tief in die Blätter der Kriegsgeschichte eingeschrieben. Nicht alle Hoffnungen, die Graf Zeppelin an die Erfindung knüpfte, insbesondere nach der Richtung einer Verkürzung des Weltkriegs, sind in Erfüllung gegangen, und die Abwehrtechnik hatte Zeit, sich zu vervollkommnen.

Mit dem Grafen über solche Dinge zu reden war, gerade auch dann, wenn man ihm nicht in allem zustimmen konnte, von hohem Reiz und Interesse. Ich erinnere mich lebhaft einer Reihe von Besprechungen, einmal bis tief nach Mitternacht, bei welcher er mir seine Denkschrift vortrug und erläuterte, getragen von dem kraftvollen Optimismus, der einen Teil seines Wesens und Erfolgs ausmachte. Ein vielstündiges Gespräch hatte ich letztes Frühjahr, das war kurz, nachdem er gegen seinen Willen zu einer öffentlichen Ansprache im preußischen Abgeordnetenhaus „verführt" worden war, wie er mir nicht ohne Bitterkeit erzählte. Er suchte mich damals von der Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen, und es war ein besonderer Genuß, ihn warm und beredt werden zu hören. Nicht immer war seine Stimmung optimistisch. Ich habe darüber die Aufschriebe nachgelesen, die ich mir über seine Ansichten gemacht habe. Sie eignen sich nicht zur Wiedergabe im Krieg. Zuletzt sprach ich ihn am Regierungsjubiläum des Königs von Württemberg, zu welchem Tag Graf Zeppelin, der inzwischen in den württembergischen Landtag als ritterschaftlicher Abgeordneter der Ersten Kammer eingetreten war, gastlich eingeladen hatte. Das war ganz kurz nach dem Angriff des Luftschiffgeschwaders über London, und ich erinnerte ihn an das, was er mir ein halbes Jahr vorher mitgeteilt hatte. Das letztemal sah ich ihn neulich. Ich ging am Seeufer bei Manzell, als plötzlich ein neues Luftschiff sich zu einer ersten Probefahrt erhob. Im gleichen Augenblick sauste ein Auto vorbei, in dem der Erfinder saß. Wir winkten uns zu und ich nahm das Bild des

Digitized by Google

stolzen Luftkreuzers, des vorbeijagenden Grafen Zeppelin, des Säntis und des Bodensees in demselben Blick und Augenblick auf, um es nicht mehr zu verlieren.

* * *

Es ist wie ein persönlicher Schmerz, den man darüber empfindet, daß dieser jugendfrische Greis das Ende des Krieges nicht mehr erlebt. Unter den Männern, die bis heute und die fortlebend einen gewaltigen Einfluß auf ihre Zeit und ihr Land ausüben, steht Graf Ferdinand Zeppelin obenan. Der Eroberer der Luft ist für die Erdenmenschen ein Wesen besonderer Art. Ihre Sehnsucht, „oh, wäre doch ein Zaubermantel mein", ist zuerst von ihm erfüllt worden. Er hat die Bewegungen des Vogels, er hat den Bau des Fisches zuerst zum Bau eines starren schwebenden Körpers verwertet und in dem Zeitpunkt, in dem der Motor dem Gerüst seine Bewegung mitteilte, den Menschen, die sich im Zeppelinschiff erhoben, die Erde — zu Füßen gelegt.

Nationalpolitische Aufgaben der deutschen Industrie

Von Ingenieur Otto Schulz-Mehrin

Der Weltkrieg erweist sich als die Probe der Entwicklung, die das Leben der Völker auf den verschiedenen Gebieten im Frieden genommen hatte. Was wäre Deutschland jetzt ohne eine Landwirtschaft, die imstande ist, die Bevölkerung wenigstens notdürftig zu ernähren, was andererseits ohne eine Industrie, die den ungeheuren Bedarf der modernen Heere an technischen Kriegsmitteln zu decken vermag. Ihre Entwicklung wird künftig mehr als früher bewußt auf die politische Zukunft des Volkes eingestellt werden.

Für die Landwirtschaft war dieser Gedanke auch vor dem Kriege nicht mehr neu und ungewöhnlich. Anders in der Industrie. Hier hat man die Entwicklung fast ganz sich selbst überlassen; weder hat man allgemeine Richt-

Digitized by Google

linien verfolgt, noch die industrielle Entwicklung im einzelnen nach nationalpolitischen Gesichtspunkten beeinflußt. Hier muß Neuland aufgebrochen werden. Die Frage darf nicht mehr bloß lauten: „Was bringt am meisten ein, wo verspricht ein Absatz den größten Nutzen?", sondern: „Welche Betätigung innerhalb der nationalen Notwendigkeiten ist die nutzbringendste, welches Absatzgebiet ist bei Berücksichtigung der nationalen Interessen das vorteilhafteste?" Dabei fährt letzten Endes auch das Privatinteresse am besten; der Kriegsverlauf ist genügender Beweis.

Die nationalen Interessen verlangen z. B., daß die deutsche Industrie vor allem den Inlandmarkt, der ihr durch keinen Krieg gesperrt werden kann, möglichst vollständig erobert, und daß sie, wenn das geschehen, neue Ausfuhrgelegenheit in erster Linie — nicht ausschließlich — in solchen Ländern sucht, die zur Not auch zu Lande erreichbar sind und auf die das politische Interesse des Deutschen Reiches hinweist, in den Balkanländern und in Vorderasien.

Gewiß ist es manchmal bequemer, einfache Massenartikel, rohe Webstoffe oder dergleichen, herzustellen und dem Auslande zu verkaufen, als gewisse hochwertige Erzeugnisse des Auslandes vom deutschen Markt zu verdrängen, und einträglicher vielleicht war die Ausfuhr nach Südamerika als nach dem Balkan und der Türkei; aber Bequemlichkeit und Profit herrschen nicht mehr allein. Zudem scheint jedoch die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die Ausfuhr geringwertiger Massenerzeugnisse aus Deutschland nur noch sehr wenig einträglich sein wird, wo diese Dinge in den Verbrauchsländern selbst oder von Industrievölkern zweiten Ranges, wie Japanern, Russen und anderen, billiger hergestellt werden können als von deutschen Arbeitern. Schon vor dem Krieg war z. B. der japanische Wettbewerb in Baumwollwaren nicht bloß in Japan selbst und in China, sondern auch in Indien für die deutsche Ausfuhrindustrie sehr fühlbar, und nach dem Krieg werden diese Gebiete für die Ausfuhr billiger deutscher Baumwollwaren kaum noch viel in Betracht kommen. Die Ausfuhr nach dem Balkan, der Türkei und auch nach Persien braucht andererseits keineswegs immer so unbedeutend zu bleiben, wie sie bisher war, wird sich vielmehr durch geeignete Maßnahmen noch außerordentlich steigern lassen, ist doch die Einwohnerzahl dieser Länder ungefähr ebenso groß wie z. B. die Südamerikas, je etwa 50 Millionen, und ihr natürlicher Reichtum an Bodenschätzen, fruchtbarem Ackerland usw. keineswegs gering.

Damit soll nicht einem Verzicht auf die bisher gewonnenen überseeischen Absatzgebiete das Wort geredet werden. Einmal Erarbeitetes soll festgehalten und, wenn während des Krieges verloren, wiedererobert werden. Aber wenn bei der Gewinnung dieser Absatzgebiete fast nur privatwirtschaftliche Interessen maßgebend waren, so sollen künftig für die Erweiterung der deutschen

Digitized by Google

Ausfuhrgebiete gemäß den Erfahrungen in diesem Kriege die nationalen Interessen Richtung weisend sein. Wie wir im Inland gewisse Zölle, also wirtschaftliche Nachteile, in Kauf nehmen, um gewisse nationale Interessen zu fördern, so müssen wir für diese nationalen Interessen auch bei unserem Geschäft mit dem Auslande Opfer zu bringen vermögen. Adolf Wagner hat nach unserer Überzeugung das Wort gesprochen, das für Deutschlands Wirtschaftspolitik jetzt und nach dem Kriege maßgebend sein sollte: Lieber etwas weniger reich und dafür so stark wie möglich. Es wird Sache der Regierung sein, den deutschen Außenhandel in die erwünschte Richtung zu leiten und dafür zu sorgen, daß dem privatwirtschaftlichen Interesse diese Richtung, wenn möglich, ebenso vorteilhaft erscheint wie irgendeine andere.

Ein zweites ist der Wunsch, die deutsche Industrie möge sich nach Möglichkeit auf solche Rohstoffe einstellen, die wir im eigenen Lande haben oder künftig ohne besondere Schwierigkeiten auch in einem Kriege wie dem jetzigen erhalten können: also mehr chemische und Eisenindustrie gegenüber etwa der Baumwollenindustrie. Und die Maschinen- und Instrumentenindustrie sollte danach trachten, die eingeführten Metalle, wie Kupfer und Zinn, in ihren Erzeugnissen nach Möglichkeit durch anderes Material zu ersetzen. Daß das weit öfter möglich ist, als man bisher allgemein geglaubt hat, zeigt sich jetzt, wo z. B. Kupfer und Bronze vielfach durch Stahl oder verkupfertes Eisen, Zinn durch Blei oder Zink ersetzt werden konnte. Auch elektrische Leitungen hat man für kleinere Querschnitte, wo es weniger auf die Leitungsfähigkeit als auf ausreichende mechanische Festigkeit ankommt, anstatt wie bisher aus Kupfer aus Eisen hergestellt. Ein solcher Materialtausch ist, nachdem die Übergangschwierigkeiten überwunden sind, tatsächlich oft ohne Nachteil möglich. Oft sind es nur Gewohnheit, oder Bequemlichkeit, oder gewisse in der Fabrikation liegende Übergangsschwierigkeiten, die bisher an Kupfer oder Bronze haben festhalten lassen; und es bedarf dann nur eines unerbittlichen Zwanges, wie er jetzt vorliegt, um diese Hemmnisse zu überwinden, und zwar dauernd.

Sehr vermindert wird der Verbrauch industrieller Rohstoffe auch, wenn minderwertige Massenware nach Möglichkeit durch Qualitätsware abgelöst wird. Sie würde mit verhältnismäßig viel geringerem Materialverbrauch ebenso große Verkaufs- und Ausfuhrwerte erzeugen wie heute; denn hierbei macht das Material im Vergleich zur Arbeit einen weit geringeren Anteil des Wertes aus. In einem Gewebe, das 10 ℳ das Meter kostet, braucht nicht mehr Rohstoff enthalten zu sein als in einem anderen, das noch nicht den vierten Teil kostet; oder in einer hochvollkommenen Werkzeugmaschine, die 10 000 ℳ kostet, nicht mehr als in einer anderen, die nur die Hälfte kostet. Die Qualitätsware schafft an sich günstige Bedingungen: leichtere Ausfuhr-

Digitized by Google

möglichkeit, Beschäftigung einer hochstehenden Arbeiterschaft; sie stützt sich auf die deutsche Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit — damit wird ihre Förderung sozusagen Staatsgebot.

Die Beschränkung im Verbrauch von Einfuhrrohstoffen hat freilich ihre Grenzen. Die Blüte der elektrotechnischen und chemischen Industrie fordert immer eine große Kupfereinfuhr; die Textilindustrie, so sehr sie sich veredeln läßt, bedarf dauernd riesiger Einfuhrmassen an Rohstoff. Soweit wir nicht lernen, solche Rohstoffe auf künstlichem Wege zu gewinnen, wie z. B. Kautschuk, Kunstseide, Textilfaser aus Zellulose, Stickstoff aus der Luft, Öl aus Kohle usw., gibt es da nur eine Möglichkeit, die Arbeit der deutschen Industrie in Wechselfällen wie diesem Kriege zu sichern: Bezug der notwendigen Rohstoffe aus solchen Gebieten, die uns voraussichtlich durch keine fremde Gewalt gesperrt werden können. Der Blick wendet sich wieder nach Südosten. Balkan und Vorderasien wachsen als Rohstoffquellen.

Ein Tauschverhältnis ist notwendig, weil ein Land auf die Dauer nur kaufen kann, wenn es auch entsprechend verkaufen kann. Sollen jene Länder unsere Industrieerzeugnisse kaufen, so müssen wir ihnen dafür etwas anderes abkaufen. Und da trifft es sich eben sehr günstig, daß jene Länder gerade das haben oder haben werden, was wir brauchen, nämlich Rohstoffe wie Kupfer, Baumwolle, Wolle, Seide, Hanf, Getreide, Reis, Erdöl, Nickel, Mangan, Silber und andere Erze. Alle diese Dinge werden in den Balkanländern, in der Türkei und Persien zum Teil bereits gewonnen, zum Teil können sie nach geeigneten Maßnahmen, wie Bau von Eisenbahnen, Errichtung von Bergwerken, Schaffung von Bewässerungsanlagen, in großen Mengen gewonnen werden. Und für den deutschen Unternehmungsgeist und Betätigungsdrang ist kaum eine lockendere Aufgabe denkbar als die wirtschaftliche Erschließung der genannten Gebiete, die neben politischen Vorteilen auch reiche materielle Gewinne verspricht.

Um einem Mißverständnis, dem man heute bei einem Eintreten für eine mehr als bisher südöstlich orientierte Wirtschaftspolitik häufig begegnet, von vornherein vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß wir keineswegs dem ausschließlichen Rohstoffbezug aus diesen Ländern oder einer völligen Beschränkung der deutschen Industrie auf die aus diesen Ländern erhältlichen Rohstoffe das Wort reden wollen; es ist nur notwendig, die Rohstoffquellen jener Länder dermaßen zu entwickeln, daß sie in einer Lage wie der gegenwärtigen unseren Bedarf decken können, also den eigenen Bedarf des deutschen Volkes, nicht gerechnet die Ausfuhr in der Friedenszeit. Der Bedarf an Rohstoffen hierfür wird auch ferner aus überseeischen Ländern gedeckt werden, ebenso wie wir auch künftig nach überseeischen Ländern Industrieerzeugnisse ausführen wollen.

Digitized by Google

Das „Täubchen von Amsterdam“

(Zu ihrem 400. Todestag)

Von Krafft Albrecht-Augsburg

Es war spät am Abend, als Prinz Christian, König Hansens Sohn, mit einem kleinen Gefolge in Bergen einritt. Die Pferde schritten langsam, des Tages müde. Die Herren träumten von frischem Abendtrank und breiten, großen Betten.

„Ein finsteres Loch, dieses Bergen!“ brummte der Prinz. „Graf, wo steigen wir ab?“

Der Angeredete, der an der linken Seite des Prinzen ritt, schrak empor: „Ja, das weiß der Teufel. Die Auswahl wird nicht groß sein in diesem verfluchten Schlafhaubennest!“

Da, wie um diese Worte Lügen zu strafen, leuchteten Lichter am Ende der Straße, Musik erscholl. Stimmen und Lachen dazwischen. Die Reiter wurden mit einem Schlag lebendig. Ein schöner Abend winkte — wie ein schweres Gewand fiel die Müdigkeit von ihnen.

„Hallo!“ schrie Christian und trat in den Tanzsaal, seine Herren hinter ihm. „Da kommen wir gerade recht. Hallo, spielt weiter, Musikanten, faules Pack, sollt' es nicht unbelohnt tun, aber spielt, spielt, bis der Morgen erwacht!“ Und als eine frische Tanzweise antwortete, nahm Christian ein großes, breitschultriges Mädchen um die Hüfte und begann den Tanz, hinter ihm her die anderen Paare, daß der Staub nur so aufwirbelte. Lachend flogen die Mädchen von Arm zu Arm, ließen sich bewundern und necken, kreischten laut auf, wenn ein grober Bauernschuh oder ein silberner Sporn sie anstieß, und hörten kichernd die zerknirschten Entschuldigungen an. Die schweren Schritte der Männer dröhnten auf dem Holzboden, und wenn sie ermüdeten, holte die Musik von neuem aus, lockte und schmeichelte, daß es eine Art hatte. Die Töne und Triller flogen durch das Zimmer, immer im Takt, im Takt, jawohl! Dann, als die Luft drückend heiß wurde, gab's eine Pause. Die Wirtin, eine stattliche Frau, schenkte dunkles, schweres Bier ein, und hinter ihr her trug die Tochter Wein, weißen und roten. Als sie bei Christian vorbeikam, stieß der Prinz mit einer ungeschickten Bewegung an ihren Krug. Polternd fiel er zu Boden und zerbrach in zwei große Scherben; eine dunkelrote Lache lag zwischen Christian und dem Mädchen. Achtlos wollte er sich wegwenden, aber da geschah es, daß seine Augen an ihr hängen blieben ... noch nach Jahren erinnerte er sich daran.

Digitized by Google

Ein kleines, zierliches Ding war sie, höchstens sechzehn Jahre alt, mit Haaren so blond, daß sie, fiel Licht darauf, in rot spielten. Im blassen Gesicht rote Lippen, eine feine Nase und blaue Augen, dunkelblau wie das Wasser des Mälarsees, darüber lange schwarze Wimpern.

„Wie schön du bist,“ sagte Christian ganz leise, „wie wunderbar schön! Du, wie heißt du?“ fügte er lachend hinzu, als er sie verwirrt vor sich stehen sah.

„Dyveke,“ antwortete sie. „Das Täubchen von Amsterdam!“

„Dyveke, Täubchen,“ wiederholte der Prinz. „Dyveke, du mußt mit mir tanzen. Spielt weiter, Musikanten!“ schrie er durch den Saal. „Spielt euer Bestes. Diese Nacht sei gepriesen!“

Die Instrumente sangen, und eine Flut von leidenschaftlich zitternden Tönen ergoß sich in den Saal.

Christian und Dyveke tanzten, tanzten und wurden nicht müde. „Das Zimmer ist zu eng,“ lachte der Prinz, tanzte durch die offene Tür, über die Fliesen des Vorplatzes hinaus ins Freie und weiter über den feinen Sand am Meeresufer hin, bis beide atemlos stehen blieben. Über ihnen strahlten unzählige Sterne und spiegelten sich wider im Meer, so daß das Wasser aussah wie ein dunkles Gewand, in dem Edelsteine aufblitzten. Ganz leise nur murmelten die Wellen, als sprächen sie im Traume. Sonst war kein Geräusch zu hören.

„Nun gehört die Welt uns,“ sagte Dyveke in die große Stille hinein. „Das Land ist unser und das Meer. Sind wir nicht reich?“

„Ja,“ antwortete Christian, nahm ihre Hand und strich mit seiner eigenen liebkosend darüber. „Weißt du, ich möchte mit dir auf das Meer hinausfahren. Schenkst du mir die Nacht, Dyveke?“

„Sie gehört dir!“ entgegnete sie leise.

In einem kleinen Boot fuhren sie hinaus. Die Ruder schlugen ins Wasser, warfen sprühende Tropfen empor, die im Sternenlicht opalisierten wie kleine Leuchtkugeln. Hinter dem Fahrzeug her fuhr wie eine breite Schleppe der weiße Schaum, den die Wellen warfen.

„Bis ans Ende der Welt möchte ich so mit dir fahren, Dyveke!“ Durstig atmete der Prinz die frische salzige Brise, die aus dem Meer aufzusteigen schien.

„Ich würde mit dir gehen!“

„Du ... du sagst das so ... würdest du das? ... wolltest du immer bei mir bleiben?“ schrie er halb trunken von Glück von all der jungen Schönheit, die sich ihm da gab. „Dyveke, Liebste, Schönste ...“

Und dann begann er ihr zu erzählen von Dänemark, seiner Heimat, von seinem Vater, dem König Hans, und daß einst, nach dessen Tode, er die schwere goldene Krone tragen würde. „Meine Königin aber sollst du sein!“

Digitized by Google

schloß er, und seine helle Stimme hatte den Klang einer Fanfare, so jubelnd klang sie.

Stumm hatte sie zugehört, dann, als er seinen Bericht geendigt, hatte sie den Kopf geneigt, als sollte sie schon jetzt den goldenen Reifen empfangen. In ihrem Herzen brannte die Liebe; alles andere auf der Welt war vergessen. Daß eine Stunde so reich sein konnte!

Aus den glückseligsten Träumen holte sie Christian, als nun er von ihr wissen wollte ihr Leben, ihre Vergangenheit.

Ihre Heimat war Amsterdam. Unter dem grauen, schweren Himmel der Niederlande war sie aufgewachsen. Wie viel hatte sie ihm zu sagen! Mädchensehnsüchte, Herzensheimlichkeiten, Geheimnisse ... alles offenbarte sie ihm, glühend vor Liebe. Und Christian, der wilde, rauhe Prinz, war in dieser Nacht weich wie nie zuvor. Alles Gute hatte Dyveke in ihm erweckt. Er fühlte, daß er sie brauchte, wie die Erden den Himmel, wie die Flut den Strand braucht. Er wußte, daß er nimmer von ihr lassen könne. Sein Mund suchte den ihren, seine Arme schlangen sich um ihre feine Gestalt. Wie eine heiße Flamme schauerten seine Küsse über sie hin.

„Dyveke, du gehörst mir. Du gehörst mir, Dyveke, Königin ...“

„Geliebter ...“

* * *

1513 starb König Hans. Christian ward in Kopenhagen zum König von Dänemark gekrönt. Als der Erzbischof die Krone auf sein Haupt setzte, da gedachte der König traurig jener Nacht in Bergen, da er Dyveke versprochen, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Die Räte hatten es nicht erlaubt. Dänemark brauchte eine reiche Königin. Christian hatte gezürnt, getobt, aber die Geliebte selbst hatte getröstet:

„Ich will nicht den König, den Menschen will ich, Christian ... mein einziger Ehrgeiz ist meine Liebe!“

So ward dem „Täubchen“ und Frau Sigbrit, ihrer Mutter, ein Haus unweit des Königs Schloß eingerichtet. Müde von den Geschäften, verdrossen von allerlei Unannehmlichkeiten, kehrte Christian täglich bei Dyveke ein, ließ sich von ihren weichen Händen die Sorgen wegstreichen und war glücklich unter dem Schein ihrer blauen Augen.

* * *

Im nächsten Jahr landete an der dänischen Küste, unweit von Helsingör, das Schiff, das Isabella (im Norden Elisabeth geheißen), Karls V. Schwester, brachte. Sie ward bestimmt, Christians Gemahlin zu werden, brachte sie doch als Mitgift gute Verbindungen und einen Schatz von 250 000 Gold-

Digitized by Google

gulden mit. Aus der Fülle und der Pracht des burgundischen Hofes herausgerissen, von Heimweh verzehrt, kam sie, noch ein Kind an Alter und Erfahrung, in Kopenhagen an. Das Wetter war schlecht. Wie ein graues Netz lag der Regen über der Stadt. Der König kam ihr kalt entgegen. Mehr denn je liebte er Dyveke. Sollten doch die Räte die Königin unterhalten, die sie geholt hatten! Im Trubel der Festlichkeiten neigten sich neugierige, liebloſe Gesichter vor ihr. Frierend vor der Kälte des ungewohnten Klimas und Einsamkeit, lebte sie krank und verlassen in ihren Gemächern. Da war es Dyveke, die half, die tröstete und ermutigte, Dyveke, die Christian bat, gut zu der kleinen Königin zu sein, Dyveke, die so wunderbar schön von Brüssel erzählen konnte, daß das Heimweh fast verging; was Wunder, daß Elisabeth das Täubchen von Amsterdam gern neben sich duldete.

* * *

Das schlechte Wetter hielt lange an. „Gab es denn in Dänemark keine Sonne?“ fragte die Königin oft in diesen ersten Wochen ihrer Ankunft. Wie schwer hier alles war, die Häuser und der Himmel und das Meer und die Menschen! Der Sturm heulte über das Meer hin. Die Windsbraut fegte fauchend durch die Straßen. „Eine böse Nacht!“ flüsterte die Königin.

Im Schutz der Dunkelheit klopfte es an Dyvekes Haus. Torben Oxe, der Schloßhauptmann, trat ein.

„Wie schön, daß ich dich allein finde!“ sagte er und setzte sich dem Mädchen gegenüber. „Schon lange wollte ich dich einmal sprechen.“

„Warum?“ fragte sie, halb gleichgültig, halb neugierig.

„Warum?“ wiederholte er und sein großes, breites Gesicht mit der stark gebogenen Nase und den harten, grauen Augen wurde leidenschaftlich begehrend. „Warum frägst du und weißt es doch. Weil ich dich liebe, weil du so schön bist, weil ich dich haben will, Dyveke! Christian braucht dich nicht mehr; er hat die junge burgundische Prinzessin; aber ich, ich dürste nach dir ... ich schreie nach dir; oh, du bist schön!“ Seine Hände tasteten nach ihr. „Verteufelt schön! Sag doch, daß du mein sein willst!“

„Nein, Torben Oxe!“ Dyveke schrie es fast. „Ich gehöre dem König, bin nimmer frei!“

Er war ganz ruhig geworden. Nur in seinen Augen glomm ein böses Feuer. „Du wirst es bereuen!“

„Niemals!“

„Ich kann warten!“ sagte er nach einer kleinen Pause.

„Bis in den Tod werde ich ihn lieben!“

„Gesegnet sei deine Liebe!“ klang es bitter zurück, aber Dyveke hörte den Unterton nicht.

Digitized by Google

„Ich danke dir,“ antwortete sie, und ihre Stimme klang, als käme sie von einer fernen Insel. „Torben Oxe, laß uns die Stunde vergessen; wenn ich den König ließe, du könntest mich nimmer lieben, so treulos wäre ich dann!“

Durch ihre blauen, schimmernden Augen sah er rein und lauter ihre Seele liegen. Nie würde er ihrer würdig sein.

Als Torben Oxe dies erkannte, nahmen die bösen Mächte Besitz von seiner Seele.

* * *

Der Tag war heiß gewesen, und der König schritt Arm in Arm mit Dyveke durch die königlichen Gärten, Erfrischung zu suchen. Sie sprach von Elisabeth, langsam und eindringlich. Ihr Ton hatte so etwas Weiches, Warmes, fast Mütterliches. Er hörte zu und liebte sie um ihrer großen Güte willen, die sich sogar auf die Frau erstreckte, die ihren Platz eingenommen hatte.

„Noch ist sie jung, aber immer mehr wird sie dir geben können. Nie wird sie dich verlassen, solltest du gleich ins Unglück kommen; der Himmel schütze dich davor, Geliebter! Sie ist treu, Christian, glaube an sie und denke daran, daß ...“

In diesem Augenblick nahte ein Page, bog das Knie und bot Dyveke auf silbernem Teller leuchtendrote, große Kirschen.

„Dies schickt Euch Torben Oxe, der Schloßhauptmann. Ihr möchtet seiner gedenken.“

„Sag ihm, ich lasse danken, daß er mir mit Gutem Böses vergilt.“

„Was meintest du damit?“ forschte der König, als der Knabe gegangen. Aber Dyveke verlachte seine Neugier. „Dies ist ein Geheimnis, Geliebter, aber sieh die herrlichen Kirschen, und wie köstlich frisch sie schmecken, ich glaube, ich könnte mich daran zu Tode essen. Warum willst du nicht auch probieren? Du hast keine Lust? Und gehen mußt du auch, Christian? Geschäfte, sagst du? ... Du, ich hasse deine Geschäfte! Wann werde ich dich wiedersehen? Heute abend? Ja, das ist schön! Heute abend also kommst du?“

„Ja, heute abend, Dyveke. Ach du, daß ich dich habe!“

* * *

Als Christian am Abend in Dyvekes Haus eilte und hastig in ihr Zimmer trat, lag seine Geliebte im gleichen weißen Kleid, in dem er sie ein paar Stunden vorher verlassen, auf ihrem Bett, und der Schein von sieben flackernden Totenkerzen warf helle Lichter auf ihre goldblonden Haare und auf ihr friedliches Gesicht.

Sigbrit, ihre Mutter, erzählte weinend, wie sich alles zugetragen hatte. „Vergiftete Kirschen,“ war alles, was der König hörte, dann sank er stöhnend

Digitized by Google

am Bett der Geliebten nieder. Als er am nächsten Morgen wieder aufstand, war die Verwandlung geschehen, die aus dem weichen, liebenden König den blutdürstigen, grausamen Christian II. des Stockholmer Blutbades machte.

* * *

Dies ist die Geschichte Dyvekes, des „Täubchens von Amsterdam". Wie ein Märchen hebt sie an und mit einem grellen Mißakkord schließt sie, schwer und rot von Blut. Aber dazwischen liegt die große Liebe einer Frau, von der eine alte Chronik so schön berichtet, daß ihr „in einem Zeitalter des Hasses keine Feder einen Tadel anzuhängen weiß, es müßte denn die Liebe sein".

Königsworte und Königinnengesichter vergehen. Taten und Geschehnisse sinken unter in der Nacht. Goldene Kronen leuchten von ferne. Aber durch die Jahrhunderte bleibt die Liebe lebendig, der Jubel, der Trauer geworden ist. In dänischen Landen wird das „Täubchen von Amsterdam" nimmer vergessen.

Zeppelin und der Volksgeist

Von Theodor Heuß

An einem frühen Augustmorgen des Jahres 1908 ruderten wir von Mannenbach in den Untersee hinaus, ließen die Riemen hängen und blickten durch den licht wallenden Nebel nach Osten, wo ein metallenes, klingendes Brausen aus der Höhe kam. Bis ein silbergraues Wunder Gestaltung fand, mit rascher Sicherheit über uns weg eilte und nach wenigen Minuten über der Rheinenge, Stein zu, verschwand. Es war der Tag der ersten großen Fahrt, dem Echterdingen folgte. Das Gefühl griff an unser Herz, in einer Sommeridylle Zeuge großer Geschichte geworden zu sein, in erhabener reiner Morgenstille.

Später, Berlin, Tempelhofer Feld, eine unabsehbare Menge, die zwischen Ehrfurcht, Beglückung und brüllender Begeisterung hin und her geworfen wurde: der Graf besuchte die Reichshauptstadt in schlanker Fahrt über ganz Deutschland weg und verwandelte alle zögernde Skepsis gegen den seltsamen schwäbischen Experimentenmacher mit der kühnen und heiteren Grazie dieser großen Luftstreife in jubelnde Verehrung.

Das ist eigentlich noch gar nicht lang her. Noch keine zehn Jahre. Hat uns der Krieg so alt gemacht, daß ein Werk, dessen stürmische und gequälte, opfervolle und gläubige Jugend wir mit höchster seelischer Spannung eben

Digitized by Google

erst miterlebt, heute wie eine Selbstverständlichkeit zwischen uns vorhanden ist, als ein Besitz, mit dem unser Bewußtsein wie mit einer gegebenen und natürlichen Größe rechnet?

Es ist an dem Tag, da der Schöpfer des Werkes die Augen schloß, nicht die Stunde, von den Widerständen zu sprechen, gegen die Graf Zeppelin in den Jahren der unverdrossenen Versuche sich durchsetzen mußte; die Württemberger blicken, wenn sie an diese Jahre denken, voll Dankbarkeit auf ihren König, der mit Treue und Verständnis gerade in der schlimmsten Zeit zu dem Werk seines alten Freundes stand.

Auch muß es verfrüht erscheinen, von den militärischen Leistungen der Luftschiffe während des Krieges zu sprechen. Als vor zweieinhalb Jahren die Nachricht kam, daß schwere Bomben auf das belagerte Lüttich niedersausten, da wußten wir alle, welche furchtbare Waffe die Schöpfung des Grafen werden mußte, und seitdem haben wir mit Sorge und Dankbarkeit die kühnen Fahrten in Feindesland verfolgt. Erst eine spätere Zeit wird offenbaren, welche außerordentlichen Dienste die Luftstreifen über der Deutschen Bucht und in die Nordsee hinaus unserer Kriegsflotte geleistet haben.

Was uns heute unter dem Eindruck der Todesnachricht die Seele bewegt, ist das einfache Gefühl einer inneren Erhebung in dem Gedanken der sittlichen Größe, die diesen Weg hinter sich gezwungen hat. Wir spüren den Schmerz darüber, daß der greise Graf nicht mehr den Tag des Sieges und des Friedens erleben durfte, da auch er, unter den Führergestalten der Deutschen stehend, sich des Dankes seines Volkes hätte erfreuen mögen — aber der Schmerz kann nicht laut sein, denn dies Werk war vollendet, der Weg abgeschritten, das Ziel erreicht. Es bleiben nicht die Scherben eines halbgeformten Gefäßes zurück, das fertige Werk lobt den Meister. Lobt ihn in alle ferne Ewigkeit.

Doch mit dem Werk lebt das Gedächtnis des Schöpfers weiter als das kräftigende Beispiel männlichen Glaubens und Selbstvertrauens. Das ist mehr als die Erfindergeschicklichkeit, die Aluminiumrippen zusammenfügte, Seidenballons mit Gas füllte, Motore ausprüfte, Steuerungen erdachte — es ist der restlose und rastlose Dienst einer Idee. „Das Moralische versteht sich von selbst" — ja, wenn es mit einem Menschentum großer Maße zusammentrifft, das ohne Bitterkeit Enttäuschungen erträgt und das Unglück mit innerer Ausgeglichenheit als Lehrmeister annimmt. Nicht die Konstruktionen, nicht das phantasievolle Ausdenken von Möglichkeiten technischer Verfeinerungen und Vereinfachung, sondern Wille und Glauben haben den Grafen Zeppelin zu seinem geschichtlichen Beruf erhoben, den Deutschen und der Welt ein Beispiel tätigen Heldentums zu werden. Daß ein alter Offizier, der in seinem Beruf Tüchtiges geleistet hatte und reif für das otium cum dignitate geworden war, dem Rest seines Lebens eine unerhörte Arbeits-

Digitized by Google

leistung abzwang, daß ein „Ungelernter“ und „Ungelehrter“ mit der unbekümmerten Gläubigkeit des Genies einem verlachten Gedanken, der romantische Spielerei oder metaphysische Sehnsucht von vielen Geschlechtern gewesen, eine ernsthafte, klare, bleibende Gestalt schuf, die rein menschlichen, seelischen Kräfte sind der Kern gewesen und geblieben, in dem Zeppelins „Geheimnis“ sich sammelt.

Man hat oft gesagt, die einmütige Begeisterung des deutschen Volkes für den Grafen, nach dem Unglück von Echterdingen, sei in einer Zeit voll Mißbehagen, Kampf und Reibung eine geschichtliche Wohltat geworden, da sie zur einigenden Kraft des Volksbewußtseins geworden. Dieser allgemeine Satz ist sicher mehr als eine Leitartikelphrase. Der Weltkrieg hat uns in großen Heerführern und in den kühnen Taten einzelner Männer deutlich genug gezeigt, daß Heldentum und Heldenverehrung geistige Werte sind, die das innere Bewußtsein einer Nation mit gestalten, reinigen und erheben. Wie arm ist die Nation, der der Held verloren ging, oder die Kraft, ihn zu erkennen und in Liebe zu ehren. Dies wurde in den Jahren, die dem großen Krieg vorangingen, die geschichtliche Prüfung für die Seele der Deutschen, eine Probemobilmachung des Einheitsempfindens, und daß sie bestanden wurde, rückt Menschentum und Werk Zeppelins in die Geschichte des deutschen Nationalgefühls.

„Künstler und Kritiker“

Von Ludwig Thoma

(Zu Heft 8, Seite 163, des „März“)

Motto: Wer uns am strengsten kritisiert?
Der Dilettant, der resigniert.
(Goethe.)

Dr. A. Behne hat, wenn er Kritiker ist, ganz recht, sich gegen den Satz, daß Kunst von Können komme, zu wenden und seine Betrachtung auf das „Wollen“ zu richten.

„Können“ ist etwas so unangenehm Positives, daß, wer darüber auch nur schreibt, sogleich auf sein eigenes Maß von Können und Wissen geprüft werden kann, während jener, der sich über das „Wollen“ verbreitet, in das Paradies der Kritiker, in die Welt des Unkontrollierbaren gerät. Wer dartun will, was Raffael „konnte“, setzt sich ein großes Stück Arbeit vor; er muß erklären, wer und was vorausging, Einfluß hatte, Einfluß behielt, er muß zeigen, wie sich der Künstler von Beschränkungen befreite, wie dies erkennbar wird usw.

Digitized by Google

Das gäbe ein ansehnliches Buch, bei dessen Beendigung der Kritiker tief aufatmend gestehen würde, daß Wissen von Lernen und Kunst von Können kommt.

Wer uns erzählt, was Raffael „wollte“, ist aller Mühe überhoben und darf seine Phantasie schweifen lassen, was einem geschickten Tausendsasa nicht schwerfällt.

Ihm eignet dann auch die niedliche Bescheidenheit, die zu der Frage gehört, „ob der kritisierende oder der produzierende Mensch höher steht“.

Warum erst fragen?

Natürlich muß der Kritisierende mehr gelten.

Dr. Behne legt uns in guter Reihenfolge dar, daß es nicht auf das Können, sondern auf das Wollen, ja, daß es nicht auf das Wollen, sondern auf das „Nichtwollen“ ankommt.

Was für ein Mensch muß jener gewesen sein, der sogar das „nicht wollte“, was Raffael wollte, und der es nicht wollte, weil sein „Nichtwollen so viel höher gerichtet war“ als das Wollen von Raffael!

In der Tat, Herr Behne eröffnet uns eine neue Welt von Betrachtungen.

Wir wußten bis heute nur, daß einige das nicht „konnten“, nun fällt unser Blick auf jene, die es verschmähten, das zu „wollen“, und das wären also die Kritiker oder müßten die Kritiker gewesen sein. Denn es drängt sich uns sogleich die schmerzliche Wahrheit auf, daß es in bestimmten, bisher angesehenen Kunstperioden keine Kritiker gegeben hat, und wir müssen mit Dr. Behne an dem Vollwert dieser Zeiten zweifeln und uns bekümmert fragen, woher Antike, Früh- und Spätgotik, Trecento und Quattrocento und Cinquecento, Präraffaeliten und Renaissance den Mut zur Vollgültigkeit hernehmen ohne die nebenherlaufenden höherstehenden Kritiker. Auch damals gab es wohl viele Nichtkönner; in ihrer Masse verschwanden leider die „Nichtwoller“.

Oder — Herr Dr. Behne — sollte es doch richtig sein, daß der Kritiker nichts ist als ein modernes, ausschließliches Produkt der Zeitung?

Früher, als kein Mensch noch auf die Idee gekommen war, daß „Nichtkönnen weit wertvoller sei als Können“, wandten sich der angesehene Bürger, der reiche Kaufmann, der mächtige Fürst mit Ehrerbietung an den Künstler um Anfertigung eines Bildes. Sie wollten und der Künstler konnte in jenen schrecklich primitiven Zeiten.

Das Bild hatte von vornherein einen bestimmten Zweck zu erfüllen, einen Raum zu schmücken, einen Heiligen zu ehren, dem Schutzpatrone einer Zunft zu huldigen usw., und vor das Bild gemalt, ja vor es bestellt war, mußten Beziehungen zwischen Stifter und Künstler bestehen, die noch inniger waren

Digitized by Google

als die, welche heute vom Maler durch die Zeitung, den Kritiker, den Händler hindurch zum Käufer führen.

Wenn die beiden, Stifter und Meister, an dem fertigen Werke Gefallen fanden, waren aller Absichten erreicht, und ein Dritter, der sich mit seiner Meinung dazwischen gelümmelt hätte, wäre die Treppe oder scala hinuntergeworfen worden.

So wenig ließ man damals die „nichtkönnenden Nichtwoller" gelten, oder richtiger — hätte sie gelten lassen, denn diese ganze so wichtige, über den Produzierenden stehende Menschenart hat damals nicht existiert.

Nur Einer, der ehrenwerte Aretino, hat das Handwerk als Erpresser ein weniges getrieben.

Muß man ihn als den Gründer der Zunft betrachten? Heute freilich ist der Hergang anders.

Irgendein Mensch, der weder zum Künstler noch zur Kunst Beziehungen hat, kauft ein Bild, hie und da, weil es ihm gefällt, meistens weil es von einem ist, von dem man eines haben sollte.

Um die Informationsbedürfnisse dieser Art Käufer zu befriedigen, wurde der „Kritiker" erfunden, ein Journalist, der die Neuheiten der Saison auf dem Gebiete der Ölgemälde bespricht.

Der Künstler wiederum, der ins Unbekannte hinein arbeitet und keine Beziehungen zum Käufer hat, wird durch den Kritiker über die Schwankungen der Mode unterrichtet.

So ergeben sich die reizvollen Wechselwirkungen, die man als „modernes Kunstleben" oder „Kultur der Gegenwart" bezeichnet und deren schönste und reifste Frucht eben der wollende oder nichtwollende „Nichtkönner" ist.

Als Journalist ist er ein Mensch, dem der Anschein des Wissens leicht fällt, weil man ihn aus tausend Büchern borgen kann, und der von Meister Eckhart und von Philosophie und von der Festigkeit des Willens spricht, wenn eigentlich von Pinsel und Bleistift gesprochen werden müßte, und der als Tausendsasa zu beweisen vermag, daß Nichtkönnen höher steht als Können.

Der Kritiker leitet durch die Zeitungskanäle seine Meinung auf die Gefilde der Kunst; als breiige, schleimige Masse wälzt sie sich durch, und was dann wächst — das wissen wir.

Digitized by Google

Über allen unsern Taten blaut der Traum...

Von Max Fischer (Heidelberg)

Über allen unsern Taten blaut der Traum.
Über brausender Städte Bogenlampengeflimmer,
Über röchelnder Krieger einsamem Schmerzensgewimmer
Steigt endlos der Raum.
Es geigt durch die Welt eine heimliche Weise,
So betend und leise...
Oft hörst du sie kaum.
Und ahnst doch die Mahnung zur Sternenreise.
Und ahnst doch den Klang zu des Schöpfers Preise...
Du tastest von Gottes Gewand den Saum.

Feindliche Propaganda

Es ist nicht zu leugnen, daß die gegnerische Preßpropaganda bei ihrem skrupellosen Gebrauch von Mitteln, sowohl in den einleitenden Zeitabschnitten wie später im Verlauf des Weltkrieges, der Sache der Mittelmächte manche Schädigungen einbrachte, denen sie oft wehrlos gegenüberstanden. Die Gründe für dieses Zurückstehen auf unserer Seite sind zum Teil in dem moralisch und ethisch höheren Selbstbewußtsein unserer Presse über die eigene Bedeutung, zum Teil in dem vielfach fehlenden Kontakt zwischen unserer Diplomatie und Presse, der auf der feindlichen Seite längst besteht, teilweise wohl auch in Hemmnissen im voraus gesicherter Verbindungen und in der Sparsamkeit mit Geldmitteln, zu suchen.

So hatte die Entente leichtes Spiel, Stimmungen zu verhetzen und zu vergiften, Nachrichten einseitig zu färben und Feindschaften zu wecken. Diese Erfolge hängen nun allerdings wesentlich vom Vorhandensein eines halbwegs günstigen Aufnahmebodens ab. Ein solcher war z. B. in Italien, Rumänien und wohl

Digitized by Google

auch in Amerika vorhanden und fehlt auch nicht in Teilen gewisser neutraler Länder.

Dagegen vergreift sich kaum verständlicherweise diese Propaganda der Entente auch heute noch in vergeblichen Versuchen, einerseits einen Keil in das Bündnisverhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu treiben, andererseits gar eine Art von Scheidung zwischen Nord und Süd des Deutschen Reiches zu erzielen. Hier sind die Voraussetzungen grundfalsch, auf vollständigem Mangel an tieferem Einblick beruhend, echt französisch-englischer Marke oberflächlichster Einwertung fremdländischen Wesens — und es werden daher auch die Schlüsse zur Karikatur eines möglichen Erfolges.

Um das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu trüben, hat die Entente mit vielfachen Registern zu spielen versucht. Von der unterschiedlichen Behandlung der beiden Verbündeten, vom nachweisbaren Versuch, in der polnischen Frage eine Differenzierung der Ansprüche zu fördern, bis zum gröbsten, in der englischen Presse verarbeiteten Sonderfriedensvorschlag an Kaiser Karl, dem ein neues, aus Deutschösterreich und Süddeutschland bestehendes Reich angeboten wird, immer der gleiche Irrtum, daß die beiden Großmächte nur zeitlich aus Waffenbruderschaft miteinandergehn und nicht, wie es der Fall ist, weil jeder Deutsche, Österreicher oder Ungar — über alle Gefühle und Sonderinteressen hinweg — voll davon durchdrungen ist, daß das Bündnis eine Existenzfrage bleibt, daß nach den Erfahrungen mit dem gegen diesen mitteleuropäischen Block aus untereinander disparaten Kräften geschweißten Gegnerschaften die Zukunft Beider ohne Zusammenschluß, keinerlei Sicherheit mehr bieten würde.

Und fast noch lächerlicher ist die Voraussetzung dieser Preßpropaganda, die nunmehr den Süden Deutschlands mit eingeschmuggelten Schriften überschwemmt, die unter anderem Bayern auffordern, dem Krieg, den angeblich der Norden nur aus Selbst- und Herrschsucht fortführe, ein Ende durch Lossagung von Preußen zu machen, daß gewisse Unterschiede in Lebensauffassung, Temperament, Konfession, Überlieferung usw., wie sie zwischen Nord und Süd bestehn, jemals den Sinn für die große, lebenswichtige Frage des geeinigten Deutschtums im bayrischen Volk zu fremden Gunsten überwiegen könnten.

Der Süddeutsche weiß ganz genau, wofür er weiterkämpft, ebenso wie der Deutsche aus dem Norden; hier hat sich die Propaganda einmal gründlich verrannt. Auf diese Leimruten fliegt kein deutscher Vogel ...

v. S.

Stille Bücher

Daß so ganz stille Bücher selbst jetzt in der Kriegszeit bei uns in Deutschland erscheinen, des wollen wir uns herzlich freuen. Es gibt noch immer bei uns viele Schaffende und Genießende, die sich auf Stunden wenigstens aus dem Toben des Tages in ruhige Betrachtungen zurückziehen wollen und können. Ihre Seele würde ihr Gleichgewicht verlieren, wenn sie nicht gegenüber dem fürchterlichen Weltgeschehen sich ein Stündchen erobern könnte, in dem sie rein menschlich fühlen darf. Darin liegt keine Weichlichkeit des We-

Digitized by Google

sens. Denn es gibt keinen Deutschen, sofern ihm dieses Wort mehr als ein Buchstabengefüge ist, dem in diesen harten Tagen nicht als erster und letzter Gedanke das Wohl und Wehe unseres Volkes im Sinne läge. Die Brutalität des Tages, so schmerzlich sie uns ist, bejahen wir als eine unausweichliche Notwendigkeit. Aber wir müßten keine Deutschen sein, wenn unsere Seele ganz leer bliebe gegenüber den rauhen und rohen Wirklichkeiten der Stunden. Wir sehnen uns nach deutscher Wahrheit und Schönheit, und ich wenigstens kenne keinen besseren Trost in dem betäubenden Lärm des Tages, als mich zu versenken in die Bücher unserer Großen. Und finde ich, daß mitten im Kriegsgetöse fortwährend Bücher erscheinen, in denen die künstlerische und menschliche Hochstimmung der deutschen Seele lebt, so schöpfe ich daraus die Zuversicht, daß das kriegsgewaltige deutsche Volk auch innerlich stark und unüberwindlich bleibt. Ich denke dabei nicht an die Schriften gewisser Überpazifisten, denen jedes Gefühl für deutsche Würde und jedes Verständnis für die harten Wirklichkeiten abgehen, ich denke dabei auch nicht etwa an Hervorbringungen überwältigender künstlerischer Kraft. Von den kleinen Büchern möchte ich reden, die nicht schreien und die sich sehr bescheiden geben, die aber alle echt deutsch sind. Das eine wurde im „März" schon erwähnt, es ist Wilhelm Scholz' „Reise und Einkehr". Man lese die zwei letzten Skizzen, um zu sehen, wie deutsche Vaterlandsgesinnung sich stark und still äußern kann. Das zweite Büchlein ist von Franziskus Nagler: „Dorfheimat". Bilder aus der Knabenzeit (Meißen, A. Buchheim). Die Unbeträchtlichkeit der Handlung springt in die Augen. Ein Schulmeister erzählt von seinen Kinderjahren. Was könnte da viel vorgehen! Ein Dorfbub lebt sein Kinderleben, und älter geworden, erzählt er davon. Aber dieses Leben äußerster Einfachheit strahlt im hellen und warmen Sonnenlicht. Das macht, daß der Erzähler eine Persönlichkeit von selbständigem Wert ist. Das Buch ist nicht künstlerisch gebaut, es ist durchaus schlicht. Und doch lesen wir mit jenem innigen Behagen, das nur entsteht, wenn wir was Gutes und Echtes erleben. Es ist etwas Jeanpaulisches in dem Büchlein, aber beileibe nicht im Sinn einer Nachahmung, sondern weil der Verfasser etwas dem großen Sonderling Verwandtes in sich selber hat. Und endlich das dritte Buch: „Jugend und Heimat". Erinnerungen eines Fünfzigjährigen (Ebenhausen bei München, Langewiesche-Brandt). Der Verfasser nennt sich nicht. Das ist wohl von den drei Büchern das bedeutendste. Es wird lange in unserer Literatur bleiben. Ich habe an einem anderen Orte von dem Buche gesagt, daß es den Leser unwillkürlich an Kügelgen erinnert. Was das Buch Kügelgens bedeutet, weiß wohl jeder, der sich überhaupt um deutsche Bücher kümmert. Es sind reichlich mehr als vierzig Jahre, daß es erschien, und es hat seitdem einen Siegeszug durch die deutsche Lesewelt gemacht. Das prophezeie ich auch diesen Erinnerungen, deren rascherer Verbreitung vielleicht nur die Anonymität im Wege steht. Auch da wird man fragen: Was steht in dem Buche? Nicht viel und — alles. Das einfache Leben eines einfachen Mannes. Aber dieser einfache Mann hat helle Augen, sieht scharf seine Umwelt, und da sie vielleicht eng, aber echt ist, so ist sie die ganze Welt, die jeder rechte Mensch

Digitized by Google

nicht außer sich, sondern in sich zu finden wissen muß.

Wem bei solchen Büchern das Herz nicht aufgeht, der ist kein richtiger Deutscher, der hat keine Liebe zur menschlichen Seele, der lebt ohne ihre innere Musik, die doch das Schönste ist, was wir in der Welt haben. E. Pernerstorfer

Leo Sternberg

Vom Zeitungslesen abgestumpfte Augen verwechseln ihn gern mit Karl Sternheim. Leider. Und lassen sich so die Bekanntschaft eines Dichters entgehen, der viel zu geben hat, weil er viel besitzt.

Keine Modeströmung trägt ihn; in keiner „Richtung" treibt sein Schaffen. Jahrelang blieb er so ein Unbeachteter, wie fast alle Schaffende von Eigenart und Bedeutung. Der Krieg erst trug seine Gedichte ins Volk. Seine tiefpackenden Klänge ließen aufhorchen; der heiße Atem seiner glutdurchbebten Gesichte drang in die Seelen. „Trauer darf nicht trauern, Liebe darf nicht lieben, — Mütter dürfen nicht mehr Mütter sein!" Eherne Klänge — aber sie wissen auch von noch Größerem:

Was Kriege erringen,
Verzehrt wieder Krieg.
In ewigen Dingen
Ruhet der Sieg!

Der Titel seiner gesammelten Kriegslieder faßt die Schwere und Größe unserer Tage in ein einziges Wort: „Gott hämmert ein Volk!" Daß es wahr ist, spüren wir heute mehr denn je.

Eine bequeme Tür zu Sternbergs Dichtungen ist ein neuerschienener Auswahlband, „Du schöner Lärm des Lebens!" *) Der Titel jauchzt starkfrohe, stolze Männlichkeit. Der Inhalt ist ein Querschnitt durch des Dichters Schaffen. Prosastücke (Novellen und kunsthistorische Heimatbetrachtung), Kriegsdichtungen, Balladen und Lyrik schließen den Kreis. Wo man auch beginnt, jedweder Weg führt zum Mittelpunkt, zum Dichter.

Die Kriegsdichtungen glühen wie Wunden; Freude und Qual einer Künstlerseele brachen sie auf. Sie atmen Scham und heimliches Leid und viel, viel herrliche Größe. Kühler sind die Balladen. Ihre Formkunst ist reiner, vollendeter. Doch ist der Rhythmus verhaltenen Lebens voll. Denn des Dichters Seele lebt in ihnen; sein Selbst ist projiziert in das Tun und Empfinden ihrer Helden.

Offen strömt sein Ich in der Lyrik. Und ist doch der Natur verschwistert und reicht in sozialem Empfinden allen Menschen brüderlich die Hand. Zuweilen wächst das Ichgefühl überirdisch empor, um im kosmischen Sein traumhaft mitzuklingen.

Eine Skizze steht in dem Auswahlband: „Der Amtstag"; sie ist ein Schiebefenster zu des Dichters beruflichem Leben. Denn im bürgerlichen Dasein ist Sternberg Amtsrichter. Er wohnt in Rüdesheim; vorher war er auf dem Westerwald zu Hause. Daß er die Heimat liebt und kennt, bezeugen seine kulturhistorischen Werke. Zum Kenner tritt hier der Künstler und schafft funkelnden Stil. Der Auswahlband bringt nur eine wenig umfangreiche Probe, ein Stück aus der Limburger Chronik, „Die schwarze Glocke".

Sternbergs Erzählungskunst wandelt zwei Wege. Aus geschichtlichen

*) Du schöner Lärm des Lebens. Eine Auswahl aus den Werken von Leo Sternberg. L. Behrs Verlag (Fr. Feddersen), Berlin und Leipzig. M. 1.50, geb. 2.—.

Digitized by Google

Erinnerungen und Einzelzügen sind stimmungsreiche Novellen geschaffen. Von diesen steht in dem Bande „Der Venusberg"; von der Blütezeit und dem Ende der Marienburg erzählt diese Geschichte und von der duftigen Schönheit des Moseltals. Besser aber sind seine Erzählungen, die in volkstümlichen Überlieferungen wurzeln; von ihnen fand die Novelle „Müller Heibel" Platz.

Das Wartenmüssen in Stille und Einsamkeit trifft fast jeden echten Dichter. Aber dann kommt doch einmal seine Stunde. Ich denke, bei Leo Sternberg ist sie angebrochen.

Aber bitte nicht vergessen: Sternberg ist nicht Sternheim!

Hanns Heinrich Bormann

Kirdorf und Duisberg

Die Reichstagsrede Conrad Haußmanns hat den Blick auch der breitesten Öffentlichkeit auf zwei deutsche Großindustrielle gelenkt, den Geheimen Kommerzienrat Emil Kirdorf, Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft zu Rhein-Elbe, und den Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Duisberg, Generaldirektor der Farbenfabrik vorm. Friedrich Bayer & Co. in Leverkusen bei Köln. Beide Herren verdienen auch, abgesehen von ihrer wenig beneidenswerten Rolle, die sie jetzt in der Adlonkonferenz gespielt haben, die größte Aufmerksamkeit. Denn sie sind, wie wenig andere, charakteristisch für unsere Industriekapitäne. Sie haben manches gemeinsam. Beide gehören demselben deutschen Volksstamm an, beide entstammen derselben Industrie, von der sie sich wohl abwandten, weil dieser Gewerbezweig nicht die amerikanisch rasche Entwicklung jüngerer Industrien nahm, der Textilindustrie. Herr Kirdorf begann seine Laufbahn in Krefeld, und Duisbergs Vater war höherer Angestellter in einer Barmer Bandfabrik. Beide sind sie auch Selfmademen, und beide, das mag wohl am bezeichnendsten sein, erblickten einen Teil ihrer Lebensaufgaben darin, den freien Wettbewerb zu unterbinden und statt dessen die Berufsgenossen innig miteinander zu vereinigen und zu verschmelzen. Darin erschöpft sich aber auch wohl das Gemeinsame. Der Altersunterschied ist recht beträchtlich. Der Generaldirektor von Gelsenkirchen hat das biblische Alter bereits erreicht. Der Generaldirektor von Leverkusen ist mit seinen 56 Jahren ein verhältnismäßig noch junger Mann. Kirdorf war von Haus aus Kaufmann, sein Doktortitel ist h. c. Duisberg dagegen ist ein namhafter Chemiker, der sich seinen Weg mit Hilfe seiner wissenschaftlichen Leistung gebahnt hat. Kirdorf hat vielleicht rein praktisch die schwierigere Aufgabe vollbracht. Denn während die deutsche chemische Industrie von Anfang an auf sehr guter Grundlage arbeitete und schon durch ihre Patente eine gewisse Ausschaltung eines allzuscharfen Wettbewerbs garantierte, war das in der Schwerindustrie durchaus nicht der Fall. Namentlich nicht für den Kohlenbergbau, der allein ursprünglich für Herrn Kirdorf in Frage kam. Damals, vor etwa 44 Jahren, als er zunächst Direktor einer kleinen Zeche wurde, ist es fast leichter gewesen, als Hausierer Hosenträger zu verkaufen, denn als Vertreter einer Kohlenfirma seine Ware an den Mann zu bringen. Es herrschte ein beispielloses Befehden und ein ständiges Unter-

Digitized by Google

bieten der Preise. Kirdorf erkannte damals, daß hier eine Erleichterung zunächst nur eintreten könne durch Verschmelzung möglichst vieler kleiner Zechen zu großen Unternehmungen. Dementsprechend hat er auch verfahren, so daß er nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Jahre 1893 statt 360 000 Tonnen Kohle bereits annähernd das zehnfache Quantum liefern konnte. Allerdings war diese Entwicklung nur möglich dank einer weitgehenden Unterstützung durch die Berliner Diskontogesellschaft, die damals die alleinige Großbank im Aufsichtsrat des Unternehmens war. (Heute ist Gelsenkirchen so groß geworden, daß die Diskontogesellschaft sich dazu verstehen mußte, im Aufsichtsrat auch noch anderen Banken Platz zu machen.)

In den neunziger Jahren beginnt dann eine ganz neue Entwicklung für den Kohlenbergbau: die Syndizierung, der engste Zusammenschluß, die Ausschaltung der Konkurrenz. Kirdorf hat zwar nicht diesen Gedanken aufgebracht, er war aber der tatkräftigste Förderer, und er vor allem hat durch seine persönliche Gewandtheit die unendlich schwierige und langwierige Aufgabe, die widerstreitenden Elemente zusammenzubringen, überwunden. Bis zum heutigen Tage ist er denn auch der führende Kopf im Kohlensyndikat geblieben.

Die Entwicklung ging weiter. Dem Kohlensyndikat angehörende Eisenleute wußten es durchzusetzen, daß ihnen für ihren eigenen Bedarf besonders günstige Bedingungen eingeräumt wurden, daß sie die Kohle abgabefrei erhielten. Das veranlaßte auch Kirdorf, aus seinem reinen Kohlenunternehmen ein Gemischtwerk größten Stiles zu machen. Damals verschmolz sich Gelsenkirchen mit zwei führenden Eisenwerken, dem Schalker und dem Aachener Hüttenverein (Rote Erde). Das zuletzt genannte Werk stand in jener Zeit, nebenbei bemerkt, unter der Leitung von Adolf Kirdorf, dem Bruder Emils. Mit dieser gewaltigen Fusion ist Gelsenkirchen zum größten Werk seiner Art geworden. Es arbeitet heute mit einem Aktienkapital von 186 Millionen und etwa 62 Millionen Anleihen. Sein Gewinn dürfte in diesem Jahre unter dem Einfluß der sehr lohnenden Kriegsarbeiten 80 Millionen erreichen. Die Zahl der Angestellten und Arbeiter betrug vor dem Krieg 56 000, die Kohlenförderung über 10 Millionen Tonnen, die Roheisengewinnung über $1^1/_2$ Millionen Tonnen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß nach den Absichten des Herrn Kirdorf damit das Werk noch keineswegs auf seinem Höhepunkt angelangt ist. Die Entwicklung geht noch weiter, und zwar wird jetzt zweifellos die Angliederung von Verfeinerungsindustrien der nächste Schritt sein. Schon im Kriege wurde zu diesem Zweck die Hand auf die Hüstener Gewerkschaft gelegt, weitere Verschmelzungen werden nicht allzulange auf sich warten lassen.

Ein Mann, dem es geglückt ist, ein derartiges Werk aufzubauen, ein solches Heer von Arbeitern und Beamten sich abhängig zu machen, unterliegt selbstverständlich leicht der Versuchung, ein Herrenmensch zu werden, besonders wenn er in der dafür besonders geeigneten Luft Rheinland-Westfalens aufwächst. Kirdorf ist dieser Versuchung voll erlegen. Er, der von den reichen alten Montandynastien seiner Heimat heimlich doch als eine Art Angestellter und Emporkömmling betrachtet und gewertet wird, ist der intoleranteste Mensch, sobald es sich um andere politische Ansichten handelt, und vor allem, wenn die Frage der Arbeiterorganisation akut wird. Man weiß aus den

Digitized by Google

sogenannten vertraulichen Berichten der verschiedenen Interessenorganisationen, in denen Kirdorf tätig ist, daß er immer und immer wieder verlangt, man möge die der Schwerindustrie nicht völlig willfährige Presse boykottieren, namentlich durch Inseratenentzug. Und gerade unter diesem Gesichtspunkt sollte es der Öffentlichkeit nicht gleichgültig sein, daß Kirdorf einer der Geldgeber und Förderer des 1914 aus einer Deutschen Gesellschaft für Welthandel in eine Auslands-G. m. b. H. umgewandelten Stelle ist, die den Zweck hatte, die Auslandspresse mit Nachrichten, aber auch mit Inseraten zu versorgen, und die nun, wie man hört, bei den einstweilen abgeschlossenen Beziehungen zu den meisten Auslandstaaten ihre liebevolle Fürsorge der deutschen Presse zuzuwenden sucht und angeblich da und dort bereits ein gewisses Verständnis gefunden haben soll. Hier heißt es für alle, die unser Pressewesen rein erhalten und den ohnehin schon sehr bedeutenden Einfluß der Schwerindustrie nicht noch vergrößern wollen, scharf aufpassen. Die breite Öffentlichkeit hat ohnehin keine Ahnung, was Leute wie Kirdorf, Stinnes und Thyssen auch in politischen und verwaltungstechnischen Beziehungen heute bei uns zu sagen haben. Was nun die Arbeiterfrage anlangt, so ist das ein Gebiet, auf dem Kirdorf ähnlich wie jetzt in der Adlonaffäre ebenfalls bereits im Kriege von sich hat reden machen. Er benutzte die erste Generalversammlung seiner Gesellschaft im Kriege, um den damals noch allenthalben beachteten Burgfrieden zu durchbrechen. Er kritisierte mit schärfsten Worten die Regierung, vor allem den damaligen Staatssekretär Delbrück und den Handelsminister Sydow, weil sie es gewagt hatten, mit Vertretern der Arbeiterschaft, man denke, mit Gewerkschaftsführern, in Unterhandlungen zu treten. Wenn man sich ständig Mühe gebe, so meinte er damals, die Arbeiterschaft, die sich vaterländisch zeige, zu beruhigen, so könne sich schließlich die heute ihren Pflichten voll nachkommende Arbeiterschaft verpflichtet fühlen, etwas unruhiger zu werden. Er knüpfte daran noch allerhand Bemerkungen, spielte den Eisenbahnminister gegen seine Kollegen aus usw. Herr Kirdorf hat sich damals eine gehörige Schlappe geholt. Die damalige Erklärung der Bergarbeiter wird er sich nicht hinter den Spiegel gesteckt haben, und vor allem hat die Entwicklung ihm unrecht gegeben. Das wird ihn nicht hindern, auch weiter gegen unsere Sozialpolitik zu wettern.

Zur Charakterisierung des Mannes sei noch erwähnt, daß für ihn noch nicht einmal das preußische Landtagswahlrecht reaktionär genug ist, wie er das einmal vor ein paar Jahren in einem Streit mit dem Fiskus wegen des Kohlensyndikats so hübsch ausführte. Damals sagte er: Viel Wert lege er auf Verhandlungen mit fiskalischen Vertretungen nicht; sobald nämlich Entscheidungen zu treffen seien, müßten diese beim Minister anfragen, der seinerseits wieder auf den Landtag hinweise. Ein Syndikat aber könne mit einem Kontrahenten, der von Stimmen abhänge, nicht viel anfangen.

So etwas hätte Herr Duisberg nicht gesagt. Dazu ist er zu höflich. Allerdings soll er einmal im Kriege im vertrauten Kreis in wirtschaftlichen Dingen auch recht kräftige Worte gebraucht haben. Das war zu einer Zeit, in der die Industrie, wie sich später tatsächlich herausstellte, entschieden zu knappe Aufträge von der Heeresverwaltung erhielt. Die damaligen Ausführungen Duisbergs sind zweifellos nicht unbeachtet geblieben. Schon einmal vorher hatte man von ihm im Krieg gesprochen, und zwar in sehr anerkennenswerter

Digitized by Google

Weise. Das war ganz zu Beginn, als er mit ungewöhnlicher Initiative unter Aufwendung unbegrenzter Mittel einen wissenschaftlichen Apparat sondergleichen in den Dienst der Kriegswirtschaft stellte, zu einer Zeit, da noch gar manche Industrielle verzweifelt die Hände in den Schoß legten. Denn gerade die chemische Industrie, das darf nicht vergessen werden, war damals in den ersten Augusttagen 1914 in einer äußerst ungünstigen Lage. Man hatte zunächst keine Ahnung, woher die Rohstoffe nehmen usw. Hier hat sich Duisberg zweifellos unbestreitbare Verdienste erworben. Ebenso fraglos ist es, daß er für die chemische Großindustrie und namentlich für das von ihm geleitete Unternehmen, begünstigt von den Zeiten und den Arbeiten seiner Vorgänger, Außerordentliches geleistet hat. Die Entwicklung der Elberfelder Farbenfabrik während seiner Direktionszeit (er ist seit 1899 im Vorstand) findet nur wenig Gegenstücke. Die im Jahre 1881 mit nur 5,40 Millionen Grundkapital gegründete Gesellschaft arbeitet heute mit einem nominellen Grundkapital von 54 Millionen, das aber in Wahrheit das Vielfache dieses Wertes darstellt, wie das der Aktienkurs zur Genüge zeigt. Duisberg hat seinerzeit mitgeholfen, zwischen seinem Werk und der nicht minder großen Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen eine ganz innige Interessengemeinschaft mit Gewinnaustausch zu schließen. Und dieses Werk wurde im Krieg, man sagt, hauptsächlich auf seine Veranlassung, dadurch gekrönt, daß er den unabhängig von seiner Gruppe arbeitenden anderen Anilinfarbenkonzern Höchster Farbwerke-Cassella und noch einige kleinere außenstehende Unternehmungen zu einem förmlichen deutschen Farbstoffmonopol verschmolz, der beispielsweise noch umfaßt die Aktiengesellschaft für Anilinfarbenfabrikation in Berlin und die Chemische Fabrik Griesheim. Der Gewinn aller dieser Unternehmungen wird zusammengeworfen und dann nach einem bestimmten Schlüssel verteilt, wobei je ein Viertel auf Höchst, Ludwigshafen und Leverkusen, der Rest auf die übrigen entfällt. In den Laboratorien von Leverkusen arbeitet man seit Jahren mit hartnäckigem Fleiß an der Lösung eines gewaltigen Problems, der Herstellung von künstlichem Gummi. Das Schwesterunternehmen in Ludwigshafen hat unter starker Beteiligung von Elberfeld jetzt im Krieg das nicht minder wichtige Problem der Stickstoffherstellung im größten Maßstabe völlig gelöst. Viele andere Dinge sind noch in der Schwebe.

Der Anteil Duisbergs an all diesen Arbeiten ist sehr groß. Daneben ist er einer der Hauptförderer des Deutschen Museums in München. Im Gegensatz zu Kirdorf darf man seine Beziehungen zu den Verschwörern vom Pariser Platz weniger ernst nehmen, wie das ja auch aus der von ihm veröffentlichten Erklärung hervorgeht, die zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß seine Seitensprünge ihm recht peinlich sind.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Politik der Deutschösterreicher

Von Richard Charmatz, Wien

Als der Weltkrieg seinen Anfang nahm und Österreich von einer ungewohnten Welle der Tatkraft durchströmt wurde, als sich der alte Staat jugendfrisch seinen Feinden entgegenwarf, da blitzten vielerlei Hoffnungen auf. Man erwartete eine Erneuerung an Haupt und Gliedern, ein stolzes und frohes Überwinden aller Fehler und Mängel. In dieser Stimmung hielt man auch für erreichbar, was früher nur einen lockenden Zukunftstraum gebildet hatte: die Umformung, Vertiefung, Verinhaltlichung und Vereinheitlichung der deutschösterreichischen Politik. Eine neue Zeit, so fühlte man, brach an, und da lag es nahe, mit einem neuen Wollen und Handeln zu rechnen. Die Deutschen sollten endlich ihre Aufgabe als das geschichtliche Staatsvolk mit den Pflichten der Zusammenarbeit mit den sieben anderen Nationen in Österreich und mit den elf Völkern in der Doppelmonarchie in fruchtbaren Einklang bringen, die Bodenständigkeit im Rahmen mitteleuropäischer Notwendigkeiten wirksam machen und über alle sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen Denkverschiedenheiten hinweg den Weg zu einem einheitlichen nationalen Staatsideale finden. Vielerlei Erscheinungen versprachen diese Entwicklung zu begünstigen: die Schützengrabengemeinschaft, die Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches Armeen umschloß, das Zusammenwirken und Durcheinanderwirken der Truppen aus allen österreichischen und ungarischen Gebieten, der Burgfriede im Hinterland, die seelische Ergriffenheit durch die gewaltigen, furchtbare Opfer erheischenden Ereignisse, die gemeinsamen Nöte, die aus den Aushungerungsbestrebungen der Feinde erwuchsen und die alle gleichmäßig trafen. Die Stunde schien gekommen, um das große deutschösterreichische Programm und eine großzügige deutschöster-

Digitized by Google

reichische National-, Staats- und Reichspolitik zu zeugen, um in abwehrstarker, aufbaufreudiger Geschlossenheit zu vereinen, was früher in wirrem, einander bekämpfenden, zum Teil haltlosen Gruppen und Grüppchen aufgelöst war. Der Übergang von der persönlichen zur sachlichen Politik, vom Führerdespotismus zum Programme, von Zufallsentscheidungen zur vorgezeichneten Richtlinie, bot sich sozusagen von selbst dar.

Unterdessen sind die vielen Kriegsmonate abgelaufen. Sie haben an den Fronten schwere Arbeit gebracht und Siege und Erfolge in fast traumhafter Fülle beschieden. Erreichte das Schaffen im Hinterlande die gleiche Höhe? Was ist zur Verwirklichung der politischen Verjüngung Deutschösterreichs bisher geschehen?

* * *

Zuerst einige Rückblicke. Im Parteileben scheidet sich scharf, was vor den Schicksalsjahren 1866/67, vor Königgrätz, vor dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche lag und was nachher kam. Die nach außen großdeutsche, nach innen großösterreichische Politik einer dahingegangenen Generation und andersgearteten Zeit hatte vieles für sich: die alte deutsche Kaiserherrlichkeit, den Deutschen Bund, das zentralistische Bekenntnis der niemals durchgeführten Reichsverfassung vom Jahre 1849 und die Gesinnung eines Schmerling. Im richtigen und in den Irrtümern zeigte sich Schwung. Auch die anderen Auffassungen, die im deutschösterreichischen Lager geltend wurden, etwa die Ansichten der Autonomisten oder der deutschliberalen Föderalisten waren tief durchdacht, in Einzelheiten wohl begründet, zum Teile voll der Ahnung des Kommenden. Nach dem Februarpatente sah Österreich sechs inhaltreiche Jahre, in denen die Deutschen auf der Höhe programmatischer Politik standen und zielsicher auftraten. Viel Verdienstvolles, Segensreiches wurde geschaffen, manches Falsche allerdings versucht. Bewies doch das Durchdringen der Wünsche Ungarns, das Gelingen der madjarischen Bestrebungen, daß man den Grundriß für den Einheitsstaat allzuweit gezogen hatte.

Digitized by Google

Es ist nicht leicht, nachzufühlen, was es für die Deutschen von 1867 bedeutete, daß sie sich mit einem Male in ganz fremdartigen Verhältnissen zurechtfinden sollten: in der Habsburgermonarchie, die nicht mehr an der Spitze Deutschlands stand, in dem Österreich-Ungarn, zu dem der Kaiserstaat von ehedem umgebildet wurde. Den Übergang vereinfachte zwar die Schmollwinkelpolitik der Tschechen, die zunächst die deutsche Mehrheit im Reichsrate sicherte; zugleich bedrückte jedoch die Erkenntnis, daß sich die gewohnte Vorherrschaft nicht dauernd werde aufrechterhalten lassen. Dem Nachgebornen mag es scheinen, als wäre gerade diese Zeit geeignet gewesen, ein vorausblickendes und darum bleibendes Staatsprogramm zu schaffen; für jene, die unter den eigenartigen Zuständen litten, enthielt die Gegenwart jedoch so viele Hemmungen, daß das freie Hineinwachsen in eine andersgeartete Zukunft nicht gelingen konnte.

In der Ära Taaffe wurde das Österreich der acht Nationen politisch wirksam; mit einem Rucke änderte sich die Machtverteilung. Zugleich trat die Notwendigkeit ein, daß die, die gestern noch Herren, die Mehrheit waren, nun als parlamentarische Minderheit den Kampf der Abwehr und der Verteidigung eröffneten. Leidvolle Jahre begannen, und das Zurechtfinden wurde nicht leicht. Wie viel an Kämpfen, Enttäuschungen, Erfahrungen drängte sich zwischen den zwei Wendepunkten zusammen, die durch das Linzer und das Brünner Programm bezeichnet wurden. Das erstere kam im Jahre 1882 zustande; Männer wie Heinrich Friedjung, wie Viktor Adler bemühten sich um seinen Inhalt. Nach außen zeichnete Georg Ritter von Schönerer verantwortlich. In 36 Punkten wurden Forderungen aufgestellt, die in dem Verlangen nach der Personalunion mit Ungarn, nach der Vereinigung Galiziens und der Bukowina mit der östlichen Reichshälfte beziehungsweise nach der Sonderstellung dieser Gebiete, nach der Einführung der deutschen Staatssprache in Österreich, nach der Schaffung eines gemeinsamen Zollgebietes mit dem Deutschen Reiche und der Heranziehung der Balkanländer und nach der Befestigung des zwischen Bismarck und

Digitized by Google

Andrássy geschlossenen Bündnisses gipfelten. Nur nebenher sei bemerkt, daß sich Schönerer später, im September 1906, unter dem Eindrucke der „deutschfeindlichen Wahlreform" öffentlich vom Linzer Programm lossagte. Die andere wichtige Erklärung wurde auf dem Parteitage der Sozialdemokratie im September 1899 in Brünn zustande gebracht. Sie suchte in der Wirrnis der nationalen Kämpfe einen sicheren Pfad zu zeigen. Österreich, so hieß es, könne nur als Nationalitätenbundesstaat leben, der sich in autonome nationale Selbstverwaltungsgebiete, möglichst nach der Sprachengrenze abgeteilt, zu gliedern habe. Jedes nationale Vorrecht wurde verworfen, „die schon bestehende Tatsache der deutschen Verkehrssprache" anerkannt.

Der Unterschied zwischen dem Linzer und dem Brünner Programm ist so augenfällig, daß man ihn nicht erst zu erläutern braucht. Wer jedoch die Linie festhalten will, die das politische Denken der Deutschen in Österreich in seinen Wandlungen gezogen hat, muß auch bei dem sogenannten Pfingstprogramme haltmachen, das im Mai 1899 von fünf deutschbürgerlichen Parteien aufgestellt, mit Jubel begrüßt und nachher freilich rasch vergessen wurde. In ihm klang die Erinnerung an die sturmvolle Badenizeit nach; es formulierte auf vielen Seiten alle vom deutschen Volke erhobenen Wünsche, es vereinigte Naheliegendes mit Weitausgreifendem. Man kann es am besten als Rüstkammer für den Tageskampf bezeichnen, für das Ringen in Monaten, in denen die unglückseligen Sprachenverordnungen noch die Gemüter beherrschten. Ein anderes, gleichfalls bald zurückgestelltes Programm muß der Vollständigkeit halber auch erwähnt werden. Auf dem ersten christlichsozialen Reichsparteitage in Wien wurde im März 1907 ein „Wahlmanifest" beschlossen, das unter dem Einflusse der Verfassungskämpfe in Ungarn die großösterreichische Note ertönen ließ. „Die christlichsoziale Partei," hieß es, „verurteilt eine künstliche Schürung des nationalen Kampfes, aber sie wird die Güter und Interessen des deutschen Volkes mit voller Überzeugung hochhalten."

Digitized by Google

Doch das ist eben das Eigentümliche und Entscheidende, daß man die inneröstereichische Politik keineswegs versteht und übersieht, wenn man sich bloß an die protokollarisch festgelegten Grundsätze hält. Das persönliche und das örtliche Moment bedingte mancherlei Verschiebungen, sogar Durchkreuzungen der Programme. Ein und dieselbe Partei bekannte sich da als antisemitisch, dort als nichtantisemitisch. Gruppen, die sich an einer Stelle auf das Heftigste befehdeten, schlossen sich an einem anderen Orte gelegentlich zusammen. Auch taktische Erwägungen erzeugten bisweilen ein Schwanken, ja mehr als das: eine Verwandlung der Wesensart. Radikale bewährten sich in der Regierungsgefolgschaft; man war fallweise sogar zugleich oppositionell und ministeriell. Dadurch entstanden Verwicklungen, die jeden Überblick verwehrten und jegliche Vorhersage ausschlossen, die schließlich die Unsicherheit und Unbeständigkeit, die Verschwommenheit und Farblosigkeit zur Folge hatten.

Im ganzen und großen konnte man vor dem Weltkriege von einer vierfachen Gliederung des deutschösterreichischen Lagers sprechen, wobei jedoch die Grenzlinien nicht immer scharf zu ziehen waren und die charakteristischen Merkmale bisweilen nicht recht zutrafen. In sich geschlossen hob sich die klerikal-christlichsoziale Gruppe ab; gleichfalls fest umgrenzt war die deutschösterreichische Sozialdemokratie. Ziffernmäßig am stärksten erwies sich jener Block, der unter dem Sammelnamen „Deutscher Nationalverband" im Parlament wirkte, der eine Reihe von Parteien in seiner Mitte vereinigte, Agrarier, Zünftler und Industriepolitiker zusammenführte, aber keinen Abgeordneten jüdischen Glaubensbekenntnisses unter seinen Anhängern duldete. Vom klerikal-christlichsozialen Heerbanne unterschied den Nationalverband die freiheitliche Gesinnung, mit den Klerikalen und Christlichsozialen fand er sich in der Abwehrstellung gegen die Sozialdemokraten. Als vierte Gruppe möchten wir die Politiker demokratisch-liberaler Richtung bezeichnen, der parlamentarischen Macht nach nur ein Häufchen und dennoch nicht ohne starken Einfluß auf das Geistesleben.

Digitized by Google

In Wirklichkeit aber löste sich das Parteigewirre in eine Unzahl von Einheiten auf, von organisatorischen Bildungen, die in ihrer Mannigfaltigkeit bisweilen erst an den Wahltagen voll hervortraten. Für jeden persönlichen Geschmack, für jede Eigenart war im kleinen gesorgt, doch mit dem Großen stand es schlecht. Bei den vielen Sonderbestrebungen kam die Nation zu kurz; unter der Zerrissenheit litt die Stellung des deutschen Volkes in Österreich und mehr als diese: auch der Staat.

* * *

Der Weltkrieg hat zwei Völker Österreichs bereits veranlaßt, sich zu einer nationalen Sammlungspolitik zu bekennen, aller Meinungsverschiedenheiten und geschichtlichen Interessengegensätze ungeachtet Einheitsprogramme aufzustellen. Den Anfang machten die Polen. Im August 1914 wurde die Grundlage für die Vereinigung geschaffen, der Oberste polnische Nationalrat entstand. Aber noch war das Werk nicht vollendet, nicht lückenlos jene Übereinstimmung im nationalen Wollen und in der nationalpolitischen Taktik hergestellt, die als Ziel vorschwebte. Ein Vierteljahrhundert heftiger erbitterter Kampf hatte die polnischen Sozialdemokraten von den übrigen volksgenössischen Parteien getrennt, die im Wiener Parlamente im Polenklub seit Jahrzehnten vereinigt, unter eine stramme Führung gebracht waren. Wie ungestüm wetterte einst ein Daszynski gegen die Schlachta, so wuchtig, daß die mächtigen Herren zusammenzuckten. Doch da geschah das Wunderbare: im Januar 1916 vollzog sich der Eintritt der polnischen Sozialdemokraten in die früher verfemte Gemeinschaft; die Türen des Polenklubs wurden ihnen geöffnet, und die Gerufenen erwiesen sich nicht als spröde. Durch die Vereinigung sollte die Kraft der Nation gesteigert, ihr politisches Gewicht vermehrt, ihr Einfluß auf die Neugestaltung Österreichs gehoben werden. Die gemeinsamen Wünsche für die Zukunft ließen die Entzweiungen in der Vergangenheit vergessen.

Dem Beispiele folgten die Tschechen, die sich im November 1916 ohne Rücksicht auf die Parteiunterschiede zur Vertretung einheitlicher

Digitized by Google

nationaler Forderungen zusammenfanden. Alle tschechischen Reichsratsabgeordneten sammelten sich im Tschechischen Verbande; daneben wurde ein das ganze Volk umfassender Tschechischer Nationalausschuß gebildet. Jungtschechen und Fortschrittler, Nationalsoziale und tschechische Agrarier, klerikale Tschechen, tschechische Sozialdemokraten und Alttschechen reichten einander die Hände. Was immer kommen mag, die Nation ist in ihrer volksgenössischen Politik und Taktik gefestigt.

Der Ansporn für die Deutschen in Österreich, eine mächtige Phalanx aufzurichten, war also wahrhaftig gegeben. Doch was geschah, um der Stimme der Zeit, dem Gebote der Stunde und zugleich der Voraussicht für die Zukunft Rechnung zu tragen? Zweierlei Bewegungen waren zu verzeichnen. Die eine Aktion setzte sich das Ziel, eine große deutschbürgerliche Einheitspartei zu begründen, also etwa alle Gruppen zu einer festgegliederten, durchgearbeiteten und wirkungsfähigen Organisation zu vereinigen, die im Deutschen Nationalverbande einen schwachen parlamentarischen Einheitsausdruck gefunden hatten. Monatelange Bemühungen, ernste Anstrengungen führten aber nur zu einem teilweisen Ergebnisse, zu einem Erfolge, der weit hinter den Erwartungen zurückblieb. Im September 1916 riefen drei Dutzend deutschbürgerliche Abgeordnete die Deutsche Arbeitsgemeinschaft ins Leben, die als neue Formation innerhalb des Nationalverbandes in Tätigkeit trat. Was eine große, die Massen innig berührende, das Parteileben wandelnde Umgestaltung hätte werden sollen, blieb auf eine Umgruppierung im Parlamente beschränkt. Aber immerhin, der Wille zur Vereinheitlichung trat zutage, und was beim ersten Anlaufe nicht glücken mochte, konnte trotzdem als Vorläufer künftiger Ereignisse begrüßt werden.

Die zweite Bewegung lief darauf hinaus, die Deutschösterreicher ohne Beeinträchtigung der parteipolitischen Verschiedenheiten, ohne Rückwirkung auf die prinzipiellen Gegensätze für ein gemeinsames nationales Arbeitsprogramm zu gewinnen. Leider wurde jedoch bloß mit halben Mitteln einer Halbheit nachgestrebt. Wohl kam im

Digitized by Google

Februar 1917 eine Einigung zwischen den Christlichsozialen und dem Deutschen Nationalverbande, mithin zwischen den zwei stärksten deutschen Klubs im Parlamente, zustande. Das Ergebnis war die Annahme gemeinsamer „Richtlinien". Punkt 2 verlangte das Festhalten „an dem Bündnisse mit dem Deutschen Reiche". Demgemäß solle nach Punkt 3 „einem innigeren wirtschaftlichen Zusammenschlusse zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland, gegebenenfalls nach Maßgabe der wirtschaftlichen Entwicklung die schrittweisen Ausgestaltungen zu einem Zoll- und Handelsbündnisse" das Wort geredet werden, ebenso wie die „Handelsverträge gemeinsam mit dem Deutschen Reiche gegenüber dritten Staaten abzuschließen und entsprechende Absatzgebiete sicherzustellen" seien. Änderungen der Staatsverfassung und die Einführung einer neuen Geschäftsordnung für das Parlament, die Kreisverfassung für Böhmen, der Schutz der deutschen Minderheiten in den Kronländern und die Festsetzung der deutschen Staatssprache, „wobei in den gemischtsprachigen Ländern die sprachlichen Erfordernisse der andersprechenden Bevölkerung in Amt und Schule" zu berücksichtigen seien, werden verlangt. Bei der Sonderstellung Galiziens müsse auf die Interessen des Gesamtstaates Bedacht genommen werden.

Während die Polen und die Tschechen es vermocht haben, alle Volksteile für den nationalen Kampf heranzuziehen, sind die Verhandlungen im Lager der Deutschen nicht so weit gediehen. Noch stehen die Sozialdemokraten abseits, ebenso wie die Vertreter der Wiener freiheitlichen Bevölkerung und andere Gruppen. Man fragt sich unwillkürlich, ob es nicht möglich war, die ganze Volksgemeinschaft für den zweckmäßigen nationalen Zukunftskampf aufzubieten, für diesen einen großen, schicksalsschweren Zweck tragfähige Brücken von Partei zu Partei zu schlagen, und ob vor allem die Bemühungen hierzu in weitherziger, vorurteilsloser Weise unternommen wurden? Offizielle Erklärungen sind bisher nicht erfolgt; man hat nur davon gehört, daß mit deutschböhmischen Sozialdemokraten vergeblich flüchtige Fühlung genommen ward. Nicht

Digitized by Google

über die Schuld der einen oder der anderen soll geklagt werden; Klagen sind müßig, wenn nur die Taten etwas bedeuten. Immerhin aber muß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß schließlich auch im deutschen Lager gelingen werde, was im Schoße zweier anderer Nationen Österreichs zustande kommen konnte. Die Zukunft wird sicherlich gewaltige Anforderungen stellen, und nur die Starken werden sich behaupten können. Die Stärke eines Volkes liegt nun in seiner Geschlossenheit, in der Einmütigkeit seines nationalen Wollens, Strebens und Tuns.

Die Politik der Deutschösterreicher! Sie muß anders werden als sie bisher war, wenn sie ersprießlich, segensreich, anfeuernd sein soll. Persönliche Liebhabereien müssen hinter sachlichen Erwägungen zurücktreten und der realpolitischen Einsicht den notwendigen Spielraum gewähren. Auch ist es ein Gebot der Klugheit, die Sache des Volkes nicht von der wandelbaren Gunst einzelner Ministerien allein abhängig zu machen, den Vorteil nicht in Verhandlungen hinter den Kulissen zu suchen, sondern den Kampf in frischer, freier Luft frisch und frei zu führen: unter Bedachtnahme auf die Bedürfnisse der Nation und des Staates. Parlamentarier dürfen freilich nicht parlamentsscheu sein, Reichsratsabgeordnete nicht vor der Einberufung des Reichsrates zurückschrecken, wie dies geschehen ist. Sonst muß sich notwendigerweise eine Kluft zwischen dem Volke und seinen erwählten Vertretern ergeben, eine Lockerung der Beziehungen, wo ein Ineinanderströmen der Empfindungen wünschenswert erscheint.

Wie die Deutschen sich als Österreicher verhalten sollen, hat schon Fürst Bismarck in einer wundervollen Rede am 15. April 1895 einer Huldigungsabordnung aus der Steiermark gezeigt; wie sie sich dem weiteren Rahmen der mitteleuropäischen Gemeinschaft einzufügen haben, lehrt jede Stunde des gigantischen Weltkrieges.

Digitized by Google

Anmerkungen zur Friedensfrage

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Die öffentliche Erörterung der Friedensfrage als einer drängenden Angelegenheit menschlicher Vernunft ist seit Wochen verstummt; ihr politisches Gewicht hat dadurch natürlich nicht abgenommen, aber ihre Klarheit auch nicht gewonnen. Der Notenaustausch muß für den Politiker zugrunde liegen als das Rohmaterial jeder Betrachtung solcher Art.

Zunächst war es wohl psychologisch verständlich, eine besondere Wirkung des deutschen Friedensangebots auf Rußland zu erwarten. Aber diese bestechende Hoffnung war geschwunden, als die russische Regierung und ihre Sprachrohre ablehnten, so ablehnten, wie man es kaum zu vermuten wagte. Diese Haltung Rußlands ist durchaus nicht so absurd, wie man vielfach glaubt. Was würde für Rußland unter den gegebenen Verhältnissen und der östlichen Orientierung (d. h. der gegen Rußland gerichteten Politik Deutschlands) ein Friede mit den Zentralmächten bedeuten? Rußland ist in seiner Macht zurückgedrängt, aber es fühlt sich nicht entscheidend geschlagen. Schließt es heute Frieden, den es vielleicht nötiger hat als irgendeine andere Großmacht, so verliert es mit großer Sicherheit weite Gebietsteile seines westlichen Besitzes. Gerade aus dieser Sachlage heraus, die Rußland noch nicht reif zum Friedensschluß macht, ist seiner Regierung ein Mittel zur Verfügung gestellt, alle Unterströmungen von Friedensregungen zu übertönen, durch die feierliche Proklamation der Befreiung des heiligen russischen Bodens, durch die für den unbefangenen Beurteiler tragikomisch wirkende Forderung von Kriegszielen (Konstantinopel), das es will, aber nicht unbedingt braucht, einer Verwirklichung jedenfalls entfernter entgegensieht denn je. Trotzdem sind die Leute, die für die Fortführung des Krieges in Rußland eintreten, nicht nur die panslawistischen Fanatiker, die sich in Utopien ergehen, unter ihrer Zahl befinden sich auch Männer mit realpolitischem Blick, die mit den Kriegshetzern gehen, weil sie müssen, weil sie sich der drohenden Katastrophe ihres Vaterlands bewußt sind. Sie zwingt die Unerbittlichkeit des Schicksals in die Reihen derer, mit denen sie im Grunde genommen herzlich wenig gemein haben. Die russische Macht muß daher entweder gebrochen werden durch militärische oder wirtschaftliche Mittel. Dann müßte Rußland notwendigerweise einen faulen Frieden schließen. Oder: es müßte der deutschen Staatskunst gelingen, durch Gewährung äußerst vorteilhafter Bedingungen unter Verzicht auf schon er-

Digitized by Google

rungene Erfolge Rußland zum Abschluß eines Sonderfriedens zu gewinnen. Das sind zwei Möglichkeiten. Die erste ist ohne Zweifel für uns die günstigere. Es frägt sich nur, ob auch die wahrscheinlichere. Die zweite hat — natürlich immer nur vom Standpunkt der jetzigen kriegspolitischen Lage aus, die in ständigem Werden und in steter Wandlung begriffen ist — nur unwesentlichen Anspruch auf reale Wirklichkeit, zumal Rußland durch die Unabhängigkeitserklärung Polens stark verstimmt wurde. So ist die Artung unseres Verhältnisses zum russischen Reich viel problematischer und verwickelter als zu irgendeinem anderen Gegner. Das muß nicht auch für die Zukunft unbedingt gelten. Denn gerät ein Baustein des Ententeblocks ins Wanken, so werden mit einem Schlage auch die Grundlagen der zwischenstaatlichen Beziehungen neu geschaffen.

Und England? Der staatliche Gegensatz: England-Deutschland hat den Weltkrieg in seinem heutigen Umfang bestimmt. England kämpft in erster Linie für unsere weltwirtschaftliche Ausschaltung. Deswegen hat es mit einem kontinental gebundenen Deutschland nicht die Interessengegensätze, wie sie die Republik Frankreich schon Jahrzehnte und Rußland in der neuesten Zeit haben.

Hätte nun England dem deutschen Friedensangebot zugestimmt, das die sofortige Aussprache über die Friedensbedingungen auf einer in neutralem Lande tagenden Konferenz vorschlug, so wären die Gegensätze, die im Lager der Entente ungeschwächt fortbestehen und nur durch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die militärisch erfolgreichen Mittelmächte nicht zu zersetzenden Ausbruch gelangen, plötzlich zutage getreten. Die Sprengung der Allianz, des Bündnissystems, das England zur Erhaltung seiner Weltmachtstellung lebensnotwendig braucht, wäre unvermeidlich gewesen. Denn es ist sogut wie ausgeschlossen, daß britische Diplomaten, die wissen, daß England seiner heutigen Koalition bedarf, mit einem Schlage das Unmögliche vollbracht hätten, Rußland von seinen panslawistischen Eroberungsplänen abzubringen, um es zu einem zahmen Frieden mit den Zentralmächten zu veranlassen, ohne es solcherart als Aktivposten in der britischen Rechnung ausschalten zu helfen. Bezeichnenderweise verhielt sich die englische Regierungspresse ziemlich kühl gegenüber der Zerschmetterung Rumäniens, die doch in erster Linie die Verwirklichung des russischen Balkankriegsziels aussichtslos macht.

Die Engländer benötigen heute eine geniale Staatskunst, der es gelingen müßte, die Verbündeten über die wirklichen Ziele Englands im Dunkeln zu lassen, bis die politische Situation so reif ist, daß seine Politiker die Karten aufdecken können. Die Fortführung des Kriegs verspricht jedenfalls die Bundesgenossen des Briten so mürbe zu machen, daß er freier atmen,

Digitized by Google

zielgemäßer und rücksichtsloser handeln kann. Bis dahin aber muß der Bund, der die Mittelmächte einkreist, halten. Und das wird er nur, wenn er seinen Gliedern Beute verspricht und — bringt. So stellt man das deutsche Friedensangebot als ein Scheinmanöver hin, das auf der Grundlage des deutschen Sieges fuße, der mit den nationalen Selbstbestimmungsrechten der einzelnen Völker nicht in Einklang zu bringen sei, um Deutschland zum Widerspruch und zur Präzision zu reizen und gleichermaßen, um damit die doktrinäre Kriegspolitik der Verbündeten zu stützen. Der deutschen Diplomatie wird zugerufen: „Eine Anregung ohne Bedingungen für Eröffnung von Verhandlungen ist kein Friedensangebot." Den verbündeten Ententevölkern tut man wie stets anläßlich von offiziellen Bündnis- und Freundschaftsbezeugungen kund: „Wir versichern noch einmal, daß ein Friede nicht möglich ist, solange wir nicht die Gewähr haben für Wiederherstellung der verletzten Rechte und Freiheiten, für die Anerkennung des Grundrechts der Nationalitäten und der freien Existenz der kleinen Staaten . . ." England befindet sich heute in einer Schlinge durch die unheimliche Verkettung britischer Bündnispolitik. Es sucht den Ausweg, aber es hat sich zu tief verstrickt, als daß dieser Ausweg so glatt gefunden werden könnte. Findet es ihn nicht, so sind die Tage britischer Weltmachtstellung gezählt. Der zielbewußten deutschen Politik und Kriegführung wird es gelingen, diesen Ausweg, den England einmal suchen muß, zu sperren.

Der deutsche Weg ist Rußland und England gegenüber gerade und unkomplizierter, schon aus dem Grunde, der den Vierbund als einen Ring, von harmonischer Lebensnotwendigkeit gezeugt, erscheinen läßt, die Entente hingegen als einen Zusammenhalt, der wohl äußerlich nach Homogenität streben muß, der aber sein grundlegendes heterogenes Gepräge nie abzustreifen vermag. Deutschland und seine Verbündeten suchten die Verständigung, weil sie eine solche wollen, nicht weil sie sie um jeden Preis suchen müssen. Sie erkennen in Wahrheit das „Grundgesetz der Nationalitäten und die Existenz der kleinen Staaten" als eine Forderung an, die die Entente wohl in großen und klingenden Worten vertritt, aber nicht mit gleichem Nachdruck in der Handhabung der Praxis durchzuführen gewillt ist. Warum legt die britische Regierung nicht ihr angebliches höchstes Ziel: „die Wiederherstellung des Friedens und des Rechts", in einfachen und prägnanten Zügen aus? Warum beantwortet sie nicht diese Frage eingehend, wozu die Mittelmächte sie doch ohne Verbindlichkeit einluden? Aus Furcht vor dem Zusammenbruch einer Mächtekonstellation, die stets nur von gemeinsamen Interessen und Absichten beseelt sein will. Hier liegt der Angelpunkt des Friedensproblems geborgen. England wies

Digitized by Google

aus diesen Erwägungen die deutsche Friedenshand zurück, die zu ergreifen es Gelegenheit und versteckte Lust hatte.

Immerhin: der britische Vernichtungswille ist im Verlaufe der Geschichte des englischen Staats nur so weit gegangen, als er sich in den Rahmen politischer Vernunft einfügen ließ. Sollte er heute über alles Maß politischer Logik hinausschießen, so würde durch eine längere Fortsetzung des Kriegs die daraus möglicherweise erstehende europäische Ohnmacht in erster Linie eine englische in sich schließen. Das wäre freilich nicht der für England ungünstigste Ausgang aus der europäischen Weltkrise. Denn es kann jetzt anders kommen: so, daß London sein Amt als Führer, Erhalter und Ausgleicher nicht mehr so wirksam und erfolgreich durchführen kann, als das bisher der Fall war, so, daß es weder Rußland halten, noch mit Deutschland einen freiwilligen Frieden schließen kann, der auf Verständigung und Ausgleich, auf Gegenseitigkeit und nicht auf Einseitigkeit des Willens aufgebaut ist.

Mit der Erklärung des rücksichtslosen Tauchbootkrieges hat die deutsche Regierungspolitik alles Gewicht auf den nunmehr einsetzenden Entscheidungskampf: Deutschland-England gelegt, der jetzt bis zur Erschöpfung eines Gegners ausgefochten werden wird. Die politische Lage ist heute von solcher Art, daß der europäische Friede nur durch den schärfsten Druck auf England erzwungen werden kann. Mit vollem Recht hat jedoch der Kanzler im Reichstag erklärt, daß die durch die Seesperre über England veränderte politische Situation ihn nicht reize, sich an der unfruchtbaren Debatte über die deutschen Kriegsziele zu beteiligen, daß er nicht willens sei, Versprechungen oder ins einzelne gehende Formulierungen zu geben. Die deutsche Politik muß heute mehr denn je eine solche der freien Hand sein, damit sie bei der künftigen Lösung des Friedensproblems durch voreilige Bekenntnisse nicht gebunden ist. Sie konnte nicht von temperamentvollen Doktrinären geleitet werden, weil sie jeder Änderung der kriegspolitischen Lage auf das genaueste Rechnung tragen mußte.

Als das Friedensangebot verworfen war und die Vereinigten Staaten nichts taten, um sich der rücksichtslosen Unterbindung des deutsch-amerikanischen Handels durch England zu widersetzen, war der politische und moralische Zeitpunkt zum uneingeschränkten Tauchbootkrieg gegeben. Die Haltung Wilsons konnte in solchem Falle nach der Geschichte des deutsch-amerikanischen Notenwechsels keinem Zweifel unterliegen. Die Friedensaussichten können nicht mehr durch amerikanische Vermittlungsaktionen, sondern nur durch die wachsende wirtschaftliche Isolierung Englands gestärkt werden. Jedenfalls kann im gegenwärtigen Zeitpunkt von einer bindenden Festlegung deutscher Kriegsziele

Digitized by Google

durch die Regierung nicht die Rede sein. Sie kann höchstens dann erfolgen, wenn die sichere Aussicht besteht, daß die Feinde gezwungen sind, sich den deutschen Friedensforderungen bedingungslos zu fügen: Wenn um den Frieden nicht mehr verhandelt werden müßte. Kann der Friede nicht diktiert werden, so muß die deutsche Politik in solche Bahnen gelenkt werden, daß das Deutsche Reich aus seiner drückenden weltpolitischen Begrenztheit und seiner kontinentalen Gebundenheit in eine neue und günstigere Stellung, mindestens zu einer der großen Weltmächte: Rußland, England, Japan und Nordamerika gerät. Die Grundlage für eine spätere auswärtige Neuorientierung von so unerhörter Bedeutsamkeit wird durch auftrumpfende Herausforderung so wenig wie durch methodische nationalistische Verhetzung der Volksmassen geschaffen werden, vielmehr nur durch spürende Zurückhaltung im Sinne der bismarckischen Orientpolitik der „Hinterhand".

Zwei Sonette

Von Ludwig Knapp (Kirchheim u. T.)

I

O frischer Marsch mit jungen Feldsoldaten,
Wenn im Gebüsch die ersten Strahlen schwanken!
Wie Morgennebel wogen die Gedanken
Und jauchzen auf wie Lerchen aus den Saaten.

Was sucht mein Herz? Sieg, Ruhm und tapfere Taten!
Verderben für den Feind in Front und Flanken!
Bald will sich jeder Nerv ums Leben ranken,
Bald lockt der Tod der springenden Granaten.

Allein die Sonne am erblauten Himmel
Hat bald des Morgens Ungestüm bezwungen
Zu eines goldnen Sommertages Ruh,

Und all das hundertfarbige Gewimmel
Von Bildern, Wünschen und Erinnerungen
Besiegst in meiner Brust, Geliebte, du!

Digitized by Google

II

In ihrem Schmerz sind Herbst und Lenz verwandt.
Nach einem reifen Glücke schmachten beide,
Der Lenz in seiner Blüten keuscher Seide,
Der Herbst in schwelgerischer Farben Brand.

O Glück des Sommers! Träumend streckt die Hand
Der Lenz nach dir. O goldbeglänzte Heide!
O volle Frucht und wogendes Getreide!
Heiß weint der Herbst, weil dieses Glück verschwand.

Einst lachte mir ein junges Angesicht
Im lichten Kranz der ersten Frühlingsblüten;
Leis flüsterte der Lenz: Noch nicht... noch nicht!

Nun fährt der Herbstwind durch den Park daher
Und in dem welken, rot und gelb erglühten
Laub säuselt jedes Blatt: Nicht mehr... nicht mehr!

China und der Krieg

Russische Blätter meldeten aus Peking, daß der Präsident der Republik der Mitte seinen Widerstand gegen einen Abbruch der Beziehungen zu Deutschland aufgegeben habe. Er habe die Vertreter der Pekinger Presse zu sich kommen lassen und ihnen erklärt, wenn das Volk den Krieg wolle, so dürfe er sich dem nicht widersetzen. Die Gesandten der Verbandsmächte sollen nun fest davon überzeugt sein, daß die chinesische Regierung nicht nur die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen, sondern ihm auch den Krieg erklären werde.

Wer die Vorgänge, die sich im Reiche der Mitte in den letzten Wochen abgespielt haben, aufmerksam verfolgt hat — soweit es die dürftigen Nachrichten, die aus dem fernen Osten zu uns gelangen, zuließen —, konnte nicht überrascht sein, als sich diese Nachricht als richtig herausstellte, selbst wenn die Erwartung der Verbändler, daß China sich sogar zur Kriegserklärung an die Mittelmächte entschließen werde, in Erfüllung geht. Die Erklärung für dieses merkwürdige Verhalten ist freilich nicht so einfach, wie manche Leitartikler bei uns es hinstellen, die China mit Portugal auf eine Stufe stellen, da es wie dieses so ohnmächtig sei, daß es sich fast bedingungslos dem Willen seiner Gläubiger fügen müsse. Gewiß befindet sich die chinesische Regierung seit langem in großer Geldverlegenheit, und gewiß können England und Amerika als Hauptgläubiger Chinas auf dieses einen starken Druck ausüben und tun es auch. England hat sich sogar nicht gescheut, wie ein Erpresser gegenüber China als seinem Schuldner aufzutreten. Es hat ihm zuerst weitherzig alte Schulden gestundet und neues

Digitized by Google

Geld vorgestreckt. So ist die jüngste Neugestaltung des chinesischen Heeres mit englischem Gelde ausgeführt worden. Dann aber verlangte es auf einmal Rückzahlungen und Zinsen, und als sich die chinesische Regierung außerstande erklärte, ihren Verpflichtungen auf einmal zu genügen, fand sich John Bull zu Nachsicht und Nachlässen bereit, falls China sich dem Zehnverbande anschließen wolle. Dann sollte es auch zur Stärkung seiner Finanzen die Seezölle erhöhen dürfen. Amerikas Finanzwelt und Diplomatie haben zweifellos dieses Vorgehen mittel- oder unmittelbar eifrig unterstützt.

Dennoch: hätte China von England und Amerika nicht viel mehr zu erwarten als finanzielle Unterstützung, so würde es sich unter keinen Umständen zu Vasallendiensten im Kriege gegen Deutschland pressen lassen. Um das Verhalten der maßgebenden politischen Kreise in China zu verstehen, muß man sich die zwischen Peking und London und Peking und Washington wohl schon seit langer Zeit schwebenden Verhandlungen auch gegen eine andere Macht gerichtet vorstellen als gegen Deutschland, nämlich gegen Japan. In Japan hat der Mikado am 25. Januar das Abgeordnetenhaus aufgelöst und angeordnet, daß das neu zu wählende Parlament nicht vor dem 23. Juni zusammentreten soll. Das Ministerium Terautschi, das dem des Grafen Okuma im Oktober vorigen Jahres folgte, hat also das unbedingte Vertrauen des Monarchen, und da man annehmen kann, daß die militärisch-imperialistische Politik, die Terautschi treiben will, gerade in den Kreisen eifrig unterstützt werden wird, die von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den Japan während des Krieges erlebte, am meisten begünstigt wurden, so kann man nicht daran zweifeln, daß der Regierung genügend Mittel zur Verfügung stehen werden, die kommenden Wahlen so zu beeinflussen, daß sie zu ihren Gunsten ausfallen müssen. Es ist daher wohl damit zu rechnen, daß das Kabinett Terautschi der japanischen Außenpolitik für absehbare Zeit ihr Gepräge geben wird, um so mehr, als ja der Mikado das Parlament nochmals auflösen könnte, wenn die Wahlen noch nicht das erwünschte Ergebnis haben würden. Das Kabinett Terautschi aber steht dem englischen Verbündeten recht kritisch gegenüber. In den Parteien, auf die es sich stützt, möchte man sich von England je eher je lieber losreißen, wenn sich die englische Regierung nicht auf zwei Bedingungen einläßt: die völlige Überlassung Chinas als Einflußsphäre an Japan und die Anerkennung einer Bündnispflicht gegenüber Amerika. England aber hat sich im Jahre 1911, wo die letzte Ausgabe, des britisch-japanischen Bündnis-Vertrages zustande kam, ausdrücklich ausbedungen, daß es Japan in einem Kriege gegen eine Macht, mit der es einen Schiedsvertrag abgeschlossen habe, womit nur Amerika gemeint war, nicht beizustehen brauche; und daß es nicht daran denkt, Japan in China frei schalten und walten zu lassen, beweisen die gegenwärtigen Unterhandlungen mit der Pekinger Regierung.

Der Krieg gegen Deutschland bildet im Grunde nur eine recht nebensächliche Rolle bei den Unterhandlungen in Peking. Es handelt sich vor allem um einen Gegenzug gegen den Abschluß des russisch-japanischen Bündnisvertrages, durch dessen geheim gehaltenen Teil sich Japan für die kommende Auseinandersetzung mit Amerika zweifellos den Partner gesichert hat, den England nicht abgeben mochte. Und nur weil Eng-

Digitized by Google

land und Amerika China vor einer völligen Vergewaltigung durch Japan und Rußland, wie sie diese beiden Mächte für die Zeit nach dem Kriege zweifellos beabsichtigten, schützen zu wollen versprechen, läßt sich die Pekinger Regierung so leicht nötigen, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zum Anlaß eines Bruches mit Deutschland zu nehmen. Japan kann dagegen wenig unternehmen, solange es noch selbst dem Verbande angehört und Rußland vom Kriege noch vollauf in Anspruch genommen ist. Es liegt nahe, daß man sich unter solchen Umständen in Japan rege mit der Möglichkeit einer Annäherung an Deutschland beschäftigt, die zum Ziel hätte, dem sich anscheinend vorbereitenden englisch-amerikanisch-chinesischen Bündnis ein deutsch-russisch-japanisches gegenüberzustellen.

Otto Corbach

Die innere Kampffront

Daß der Graf York, bei dem subalternen Anlaß des Diätengesetzes für die Abgeordneten, im preußischen Herrenhaus einen ganzen Katechismus des politischen Unmuts bekannt hat, ist ihm zum geschichtlichen Verdienst gediehen. Ob Klugheit ihn beriet, ist eine andere Frage; aber daß er gegen Reichstag und Regierung, fast mit verschrobenem Romantikerblick des vielbelesenen Don Quichotte, ansprengte, hat zwei gute Dinge erzeugt: eine Rede von Bethmann Hollweg und einen Antrag des nationalliberalen Dr. Friedberg.

Beide haben sich in der Frage der preußisch-deutschen Zukunftspolitik zu einem Zeitpunkt höchster Verantwortung und Verpflichtung so stark gebunden wie nie zuvor.

Daß der Antrag, der eine gründliche und grundsätzliche Reform der preußischen Pairskammer fordert, den Namen eines durchaus nicht radikalen Mannes trägt, legt die Mittelpartei des Ausgleichs in eine dauernde Kampfstellung gegen die preußische Verfassung fest. Gleichzeitig ist vor der Bevölkerung die Frontverbreiterung deutlich gemacht: die Wahlrechtsänderung in Preußen ist so lange nur eine Befriedigung theoretischer staatsbürgerlicher Wünsche und Erwartungen, solange in der Praxis der Gesetzesarbeit das andere Haus, vom Geist einer neuen Zeit unberührt, seinem „geschichtlichen Beruf“ lebt. Ohne einen sehr kräftigen Pairsschub wird das nicht gehen. Wenn freilich im übrigen der preußische Adel von der Warte dieses Hauses herab die politische Arbeit des deutschen Bürgertums hohnvoll belacht und ablehnt, so hat er mildernde Umstände: denn was er an preußischem Bürgertum um sich herum hat, Oberbürgermeister und alte Professoren, das hat sich bis jetzt im Herrenhaus noch bei jeder großen politischen Aussprache so lahm und feig gezeigt (auch diesmal wieder), daß das keinen Eindruck machen kann. Diese vom König berufenen Männer, die sonst sehr verdient sein mögen, benehmen sich auf dem Parkett des feudalen Hauses wie ängstliche Gäste. Sei's drum.

Der Ministerpräsident aber, der bisher nur im Reichstag die Grundsätze seiner Friedensarbeit ausgesprochen, hat jetzt auch auf dem schlechter bereiteten Boden des preußischen Landtags Meinungen und Zusicherungen gegeben, die ernst, frei und männlich waren. Auch dieses Haus hat eine Mehrheit gesehen, die sich von der Wucht seines sittlichen Wollens fortreißen ließ.

Digitized by Google

Diese Rede, kein staatsmännisch vorbereiteter Akt, sondern ein leidenschaftliches, der Stunde abgerungenes Bekenntnis, ist ein Malstein, hinter den die preußische und deutsche Geschichte nicht mehr zurückweichen kann und darf. „Dies Wort sie sollen lassen stahn!“ Gerade darin, daß hier kein taktischer Zug der inneren Politik lag (denn das Diätengesetz ist nun einmal tot), sondern der Umriß eines künftigen Willens, hebt den Vorgang über eine parlamentarische Episode. Die Festigkeit des Kanzlers ist ein Beweis der Gewißheit, daß der Kaiser und König auf diesem Wege mit ihm gehen wird. Die Feinde Bethmanns werfen ihm vor, daß zu wenig Bismarck in ihm sei — darüber läßt sich mit Worten natürlich streiten, aber es ist ziemlich müßig. Will man nach Vergleichen greifen, so wird man sagen können, daß ein Stück vom Geist des Freiherrn vom Stein in ihm lebendig, und das ist nicht der schlechteste deutsche Geist, der um so mehr wirksamer werden kann, wenn ihm nicht der Urenkel den Weg vertritt, wie es der dritte Friedrich Wilhelm getan. —

Daß das Herrenhaus jetzt plötzlich so regsam wurde, ist nur Symptom. Ein Abschnitt aus dem politischen Geschichtenbuch für den Schützengraben, über dessen anderem Kapitel der Name des Hotels Adlon steht und das als Bilderbeilage das Doppelporträt Rötger-Rösicke enthält. Während der Krieg gegen die Welt unseren Sinn völlig erfüllt, ordnen sich zu Hause neue Schlachtenreihen. Die Posten sind ausgestellt und die ersten Vorstöße ausgeführt. Einstweilen mißlangen sie. Aber die Schüsse, die im Innern fielen, zerstören die Illusionen, als ob der Geist des 4. August ein kampfloses Geschenk der Weltkatastrophe an das deutsche Volk sei. Er wird herb und bitter neu erkämpft werden müssen.

Aphorismen aus dem Herrenhaus

(Anläßlich der großen Debatte gegen Freifahrt und Anwesenheitsgelder der preußischen Abgeordneten.)

v. Mirbach-Sorquitten: „Wer die Neigung hat, sich zu informieren, wird auch das Geld dafür haben.“

*

v. Buch: „Man kann in politischen Dingen nicht kleinlich genug sein.“

*

„Während der Kriegszeit geschieht mit vollem Recht alles mögliche, den Verkehr auf den Eisenbahnen einzuschränken. Jetzt soll 400 Personen freie Fahrt auf den Eisenbahnen gegeben werden. Ob das ein gutes Beispiel für das Volk ist, weiß ich nicht.“

*

„Das Haus besteht seit 50 Jahren, und es ist bisher ohne Reformationsreisen gegangen.“

Stendhal

Es waren kürzlich 75 Jahre, daß Stendhal starb. — In prophetischer Sicht hatte er einst geschrieben: „Je serais compris vers 1900.“ Er hat recht behalten. Unter den Deutschen, die doch stets intensivstes Interesse an Literatur bekundeten, erkannten nur zwei im 19. Jahrhundert Sten-

Digitized by Google

dhals Wert, Goethe und Nietzsche. Schränkte auch der Dichterfürst (in einem Brief an Zelter) das Lob Stendhals etwas ein, so blieb doch Nietzsche ihm in restloser Verehrung. Aus gleicher Sehnsucht wuchs des Dichters wie des Philosophen Werk: beiden schien Objektivismus des Künstlers unwürdig. Auf eigener Warte empfanden beide, Egotisten, nur sich selbst.

Vor allem stand dem Impressionisten Stendhal seines Herzens Schlag: Urteil war der ihm für Gut und Böse. Es mußte auch in jener Zeit Menschen geben, die dies nicht zu würdigen verstanden, die seine Stärke ihm als Schwäche vorhielten. So schreibt Prosper Mérimée nicht ohne Verbitterung: „Trotz seiner „Logik" (die er stets im Munde führte) urteilte er nicht mit seinem Verstande, sondern mit seiner Einbildungskraft."

Daß ihm die Freundschaft und Gefolgschaft fehlte, möchte ich seiner kühlen Knappheit in der Darstellung des äußeren Geschehnisses zuschreiben. Mit chronistischer Präzision gibt er, was dem Chronisten gebührt. Dramatische Steigerung läßt ihn kühl. Die Wucht des Geschehnisses nutzt er nicht dichterisch aus. Er liest in Chroniken kriminelle Liebesgeschichten, sie regen ihn an, er übersetzt sie und hält sich in der Übersetzung an das Original. Dichterisch reizt ihn keine Äußerlichkeit. Er ist zu tief, um irgendwann in ihren Bann zu geraten. Das Stoffliche schwindet, es bleiben Reflexionen von erschütternder Innerlichkeit und Tiefe. Mit einer matten Handbewegung gleitet er über Dialoge und gibt sein Bestes in Selbstgesprächen.

Nirgends ist er platt und harmlos. Das Seichte wie das Leichte haßt er. Kein anderes Motiv wohl, daß er Winckelmann einen „Schwätzer" nannte. Das Kunstwerk bedeutet ihm unendlich viel, weil er es durch sich selbst sieht. So versteht man seine Begeisterung für Kleines und seine Unterschätzung des Genialen. Und wie in der Kunst ging es ihm bei allem Unendlichen. Leidenschaftlich liebt er die Natur, die ihn ergänzt und seine stärksten Gefühle auslöst. Auch sie schildert er dichterisch nie objektiv, sie spiegelt sich im Empfinden seiner Gestalten und bleibt hierdurch stets bewegt. Jede Ruhe wäre ihm ein toter Punkt. Gallisches Temperament, das den Dichter auszeichnet — wie gallische Liebenswürdigkeit den Menschen —, reißt rastlos ihn weiter.

Feines Erfühlen verekelt ihm brutale Handfestigkeit. Zart — wie eine schmale Mädchenhand — empfindet er erotische Regung. Über sich selbst schreibt er einmal: „Heute ist es mir klar geworden: will man die Schönheit recht empfinden, so darf man keinerlei galante Absichten auf eine Frau haben, die man bewundert." Er hat eine Vorliebe für die Schilderung erotischer Szenen: seine zarte Empfindung versteckt er beschämt in der realistischen Empfindung seiner Gestalten; die eigene kristallisiert sich und bleibt rein. Sein Zynismus ist ein Refugium für den in seiner Zartheit rettungslos Verlorenen. Elastisch, mit ihm, überwindet er alle drohenden Klippen. — Spöttisches Lächeln gilt denen, die von außen an ihn heranzukommen versuchen: den Sinn einer Schöpfung vermittelt nur das Leiden des Schöpfers. Stendhal hat einen sicheren Blick wie für die Tiefe, so auch für die Hohlheit der Dinge. Abgenutzte Begriffe knacken leer unter seinen Fingern auf. Man möchte es nicht drum mit dem albernen Schlagwort „Zynismus" abtun, wenn er in seinem Buch

Digitized by Google

„Über die Liebe" schreibt: „Ich für meine Person beehre mit dem Namen „Tugend" die gewohnheitsmäßige Ausübung von beschwerlichen, anderen nützlichen Handlungen."

Man könnte ein Wort von ihm variieren und sagen, er habe die Menschen gesehen und die Wahrheit lieben gelernt. Fern naturalistischer Schilderung, ist ihm peinlich wahrhafte Analyse Notwendigkeit. Welch köstlicher Kontrast, daß er bei autobiographischen Notizen herzhaft schwindelt! —

Seinem Werk* erwuchsen im Deutschland unserer Tage begeisterte Anhänger. Man fühlte, daß die Dichtungen, die man bisher kaum beachtet hatte, von einem Wert waren, der der Entwicklung um beinahe ein Jahrhundert vorangeeilt war. Man spürte heißen Atem und die Sprache einer glühenden Sehnsucht, die fernab geistigen Nachfühlens lag.

Heute kann noch nicht voll erkannt werden, welch ungeheuren Einfluß Stendhal gerade auf das Schaffen des jüngeren und jüngsten Deutschlands hat. Was sie empfanden, hatte er vorausempfunden, und was sie dunkel ahnend stammelten, vermochte er in Klarheit zu sagen. Sein „Je serais compris" bedeutet mehr, als daß man ihn verstand: man hat ihn erkannt.

Er war kein Plauderer, der süß zu schmeicheln wußte; herb verschließt er sich jedem, der tastend nach ihm greift. Und nur wer gleich ihm das Bangen stummer Sehnsucht kennt, auf wem das Leid des Unerlöstseins lastet, der dringt tief in sein Werk und erkennt dessen Wert.

Er war kein Schwärmer, nicht blind fuhr er in den Tag hinein und dämmerte Nächten entgegen. Sein Leid trug er und zwang seine strömende Liebe in Zucht.

Die Gier seiner Tage widerte ihn an. Er verachtete das Alltägliche und ersehnte das Große. Dem grübelnden Zweifler blieb der Glaube an sich. Er ließ ihn unbefriedigt und fraß an ihm.

Seine Zeit war wie die unsere: sie stand unter der Schreckensherrschaft der hohlen Phrase. Sein Leid war wie das unsere: nur durch Kampf rang sich das Individuum zur Ruhe; was Stendhal in leicht flüssiger und graziöser Diktion schrieb, war bitter erkämpft.

Restlos strömt sein Glanz in uns über. Weil wir ihn erkannt haben, lieben wir ihn. Er war einer der größten Söhne des Volkes, dem wir Feind sind, und dessen Kunst wir lieben.

Paul Nicolaus

*Stendhals gesammelte Werke sind in einer sorgsamen Ausgabe bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

Nachträgliches zu einem Vorwort

Fast zufällig kam ich dieser Tage dazu, im Zusammenhang jenes Buch zu lesen, das im Spätjahr 1913 J. J. Ruedorffer über die „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" herausgab. Es ist kürzlich eine neue Auflage erschienen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ein unveränderter Abdruck jener Darlegungen, die das politische Weltensystem vor dem Krieg in seinen treibenden und beharrenden Kräften aufzeigen wollte und das darum heute oft genug „überholt" und „unzeitgemäß" erscheint, weil es, bei kühler Bewertung der mannigfachen Spannungen, die geringe Wahrscheinlichkeit einer nahenden Entspannung durch eine Kriegskatastrophe

Digitized by Google

dartun wollte. Beurteilt man das Werk unter dem Gesichtspunkt seiner Kraft der Prophetie, so mag es heute auch sein „Nicht Ia" erhalten, und diejenigen, denen seine Grundlage nicht behagte, haben darum auch mit der höhnenden Abfertigung nicht gespart. Das ist nicht erstaunlich. Diesen Polemikern gegenüber wahrt der Verfasser eine sehr ruhige Haltung. Er hat, sagt er im neuen Vorwort, „weder Lust noch Grund, einer billigen retrospektiven Kritik auszuweichen". „Diese Arbeit schien ihm lediglich von Wert, wenn sie in der ursprünglichen Form in Wahrheit und Irrtum an den später eingetretenen Ereignissen gemessen werden kann."

Ein stolzes Wort — in der Tat aber zeigt dies einen besonderen Reiz, aus dem Nachher zurückzublicken und dies Vorwort zu einem geschichtlichen Text zu lesen, der mit Blut und Eisen noch geschrieben wird. Denn gerade der Irrtum ist lehrreich deshalb, weil wir es nicht mit einem Dilettanten zu tun haben, der Wunschbilder hinzeichnete, sondern einem skeptischen Prüfer, der das „Ja aber" wägt, und jene Kräfte, deren absolute Wucht wir heute entfesselt, tätig, neubildend am Werk sehen, in ihrer relativen Abhängigkeit erkennt und festlegt. Die Wahrheiten des Buches, die Analysen der kosmopolitischen und nationalen Triebe, bleiben von den Lockerungen alles äußeren und inneren Gefüges unabhängig, sie sind immanent, sie werden in der Zeit, die einmal wieder Frieden heißen wird, mit den gleichen positiven oder negativen Vorzeichen im Formelbuch der Geschichte stehen und die politischen Temperamente um sich sammeln. Und es wird auch dann noch richtig sein, daß nicht ihre absoluten Werte, sondern ihre Konstellationen es sind, die dem geschichtlichen Ablauf Richtung und Rhythmus geben.

Ich weiß nicht, ob in den Initialen des pseudonymen Verfassers, J. J. R., eine kleine Koketterie steckt, ob der ungefüge Ruedorffer, zu dem sein durchsichtiger, klarer und manchmal fast graziöser Stil im Wortklang nicht recht passen will, die Erinnerung des Lesers mit dem Genfer Jean Jacques anstreifen will — dort das Temperament und der Wille, in denen alles einfach und absolut wird, hier der Intellekt und die Betrachtung, vor denen sich alles verstrickt und relativ erweist. Vor hundertfünfzig Jahren ließ sich ein Contrat social mit ungebrochenen Farben malen; heute geht das nicht mehr, denn auch der Gesellschaftsvertrag etwa, den die Marxisten nun nicht mehr am Anfang aller Dinge, sondern an ihrem Ende sehen, ist mit reichlich viel geschichtlichen Fragwürdigkeiten überladen. Wer aber heute einen Contrat national, einen Völkervertrag, schreiben will (er mag sich dabei daran erinnern, daß Kant mit derlei die Periode Rousseaus und der Aufklärung abschloß), der ist noch mehr in die Hemmungen der Abhängigkeiten gebunden, sofern er philosophisch denkt. Dann demjenigen, der diese Probleme moralisch, agitatorisch, rationalistisch betrachtet, sei er Kosmopolit oder Nationalist, sammeln sich auch diese Fragen der Verwicklungen um einfache Kräfte. Davon ist aber in diesem Buche nicht die Rede. Seine Haltung ist analytisch — das wird zur Stärke wie zur Schwäche. Es zwingt zur Sachlichkeit, und das ist sein Ethos; es verzichtet auf die Suggestion eines Willens, und das schränkt die Wirkung ein. Die große politische Publizistik, wie sie etwa in der deutschen Geschichte durch List, Lassalle,

Digitized by Google

Treitschke, Naumann sich darstellt, gibt ein kleines, aber wichtiges Mehr, das hier fehlt: ein Ziel. Das Relative ihrer geschichtlichen Wertungen wird aufgehoben durch die Wucht einer Synthese.

Dessenungeachtet bleibt das Buch eine Arbeit von hohem Wert durch die saubere Denkarbeit seiner Zergliederungen und die freie Unbefangenheit seiner Haltung. Man wird nicht so subaltern sein, sich breit darüber zu unterhalten, daß der deutsch-englische Gegensatz zu optimistisch gesehen wurde, freilich aber empfinden, daß die Unterlage des Verhältnisses der beiden Mächte (im Positiven wie im Negativen) zu sehr in dem wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnis beider geschildert wird, mit Vernachlässigung der rein politischen und militärischen Fragen. Ausgezeichnet erscheint uns (und, im ganzen beurteilt, auch heute keineswegs „überholt"), was über die „Mentalität" der einzelnen Nationen gesagt wurde; daß wir heute manche Züge deutlicher sehen, als sie in dem Buche gezeichnet sind, darf füglich nicht als Kurzsichtigkeit des Verfassers angestrichen werden — der Krieg war keineswegs nur ein Bestätiger vorhandener Strömungen und Kräfte, sondern ein Umbilder, Neugestalter, hier wie dort. Was uns, von unseren heutigen Problemen aus gesehen, merkwürdig erscheinen mag (und ein Hinweis, wieviel doch vor dem Krieg nicht ins Bewußtsein getreten war oder nicht gesagt werden konnte), ist dies, daß nicht nur, aus erklärlichen Gründen, vom polnischen Problem nicht gesprochen wird, sondern daß auch die Frage der „Neutralen" und der Neutralität kaum vorkommt, die heute militärisch und politisch immerzu gewichtig genug gewesen ist. Und das andere: wie weit innerpolitische Sorgen oder Wünsche den auswärtigen Drang lähmen oder hemmen, wie ihr wahres oder ihr trügerisches Bild in der Vorstellung des Nachbarn aktive Kräfte der politischen Meinungsbildungen sein können. Nicht ein Abschwören alter Formeln, die sich nicht als dicht genug erwiesen, wünschen wir diesem Buch, das offenbar seinen ruhigen Weg zu besinnlichen Lesern weitergehen kann, sondern Ergänzungen, die sich um diese Wechselbeziehung zwischen innerer und äußerer Politik gruppieren.

Es ist das Schicksal aller guten politischen Bücher, daß sie, wenn sie nicht Rationalismen dienen, im „transitorischen Moment" stehen. Sie darin zu belassen, macht sie geschichtlich wertvoller, als wenn sie mit wohlweisen Korrekturen spätere Einsichten in früheres Wissen umprägen. Das hat etwas Peinliches. Der Verzicht bedeutet eine Entwertung der Aktualität und umkleidet ein solches Werk rasch mit der Patina des Schon-Geschichte-Gewordenen. Das trifft zum Teil auch für dies Werk zu. Für den nachdenksamen Leser, der nicht mit Liebhaberei nach dem gestern in Umlauf gesetzten Kriegspapiergeld der marktgängigen Schlagworte greift, hat es mit diesem seinem Schicksal den Reiz gewonnen, Anlaß der Selbstüberprüfung zu werden.

Theodor Heuss

Digitized by Google

Verlosbare Kriegsanleihe

Für die kommende sechste Kriegsanleihe läßt das Reich den Zeichnern die Wahl zwischen der so glänzend bewährten fünfprozentigen Anleihe zu einem Zeichnungspreis von wieder 98 % und einem ganz neuartigen Papier, dessen Eigenschaften gar nicht in einem Satz auseinandergesetzt werden können. Das mag im allgemeinen ein Nachteil sein: je klarer und einfacher eine Anleihe ist, desto höher sind ihre Erfolgsaussichten. Im vorliegenden Fall aber bietet das zweifellos Verwickelte des neuen Typs darum keinen Nachteil, weil er offenbar gar nicht für die große Masse der kleinen und mittleren Zeichner gedacht ist, sondern für Kapitalisten. Das geht schon daraus hervor, daß von dieser neuen Art nur Stücke von mindestens 1000 Mark gezeichnet werden können.

Das Wesen der neuen 4½prozentigen Schatzanweisung ist nun folgendes: Für die nächsten zehn Jahre, das heißt also bis 1927, verpflichtet sich das Reich zur Zahlung von 4½ % Zinsen, das ist also unter Berücksichtigung des Ausgabekurses von 98 % eine Verzinsung von 4,59 %. Hand in Hand damit wird aber vom ersten Jahr ab ein gewisser Teil der Anleihe durch Verlosung getilgt, und zwar werden die ausgelosten Stücke mit 110 % ausbezahlt. Wer also das Glück hat, innerhalb so kurzer Zeit mit seinen Stücken ausgelost zu werden, hat ein außerordentlich gutes Geschäft gemacht. Die Stücke beispielsweise, die nächstes Jahr zur Verlosung gelangen, bringen dem glücklichen Gewinner eine einjährige Verzinsung von 16,59 %. Nun ist allerdings die Aussicht zunächst äußerst gering, denn es wird einstweilen nur ein ganz bescheidener Teil der Stücke ausgelost: das Reich verwendet nämlich für Verzinsung und Verlosung zusammen nur 5 %, kann als zunächst nur ½ % des gesamten Anleihebetrages hierfür verwenden. In den ersten Jahren also trifft auf 200 Stücke nur ein Treffer. Später allerdings steigt diese Quote recht rasch mit der fortschreitenden Tilgung. Denn je weniger Stücke zu verzinsen sind, eine desto größere Quote bleibt für Tilgungszwecke übrig. Vom Jahre 1927 ab darf das Reich die noch umlaufenden Schatzanweisungen zum Nennbetrag kündigen. Die Inhaber der Schatzanweisungen können aber dann gewissermassen als Entschädigung verlangen, daß ihnen der Betrag nicht in bar ausbezahlt, sondern in vierprozentigen Schatzanweisungen gewährt wird. Da der Inhaber nun bei dieser Herunterkonvertierung ½ % weniger Zinsen erhält als bisher, so entschädigt ihn das Schatzamt. Das Reich verpflichtet sich nämlich, auch diese vierprozentigen Schatzanweisungen weiter regelmäßig auszulosen, und zwar nicht mehr zu 110, sondern zu 115 %. Wenn die Regierung von diesem Recht der Kündigung und Herunterkonvertierung Gebrauch macht, so ist natürlich die Auslosungsmöglichkeit viel größer schon deshalb, weil die Verzinsung einen viel geringeren Teil der vorhandenen Mittel erfordert. Nach weiteren 10 Jahren, also frühestens 1937, hat das Reich wieder das Recht, die dann noch umlaufenden vierprozentigen Schatzanweisungen zu kündigen und denen, die nicht das bare Geld wollen, statt dessen neuauszugebende, 3½prozentige Schatzanweisungen anzubieten, die dann aber nicht zu 115, sondern zu 120 % ausgelost werden.

Digitized by Google

Bemerkenswerterweise räumt das Reich, obwohl es hierzu in keiner Weise verpflichtet ist, den Zeichnern dieser neuen Schatzanweisungen das Recht ein, den doppelten Betrag ihrer neuen Zeichnungen in alten Kriegsanleihen zum Umtausch einzureichen. Die offiziöse Ankündigung erklärt dies mit dem Wunsche, die Besitzer älterer Kriegsanleihe sollten nicht benachteiligt werden und, sofern sie neue Schatzanweisungen zeichnen wollten, nicht genötigt sein, ihre älteren Anleihen zu verkaufen. Diese Begründung mag immerhin etwas Richtiges an sich zu haben. Der wahre Grund liegt jedoch vermutlich tiefer. Fast scheint es, als ob die Reichsverwaltung die Absicht habe, mit Hilfe dieses neuen Typs unsere gewaltigen Anleiheschulden allmählich abzubauen und vor allem jetzt schon die Rückkehr zu einem billigeren Zinssatz für den Staatskredit vorzubereiten. Gelingt es, diesen Wunsch durchzusetzen, so ist tatsächlich damit etwas sehr Großes geleistet. Denn für die Dauer ist es weder würdig noch erträglich, daß das Reich 5 % oder genauer gesehen sogar noch etwas mehr Zinsen gewährt.

Es ist natürlich nicht leicht, heute schon vorauszusagen, ob dieser neue, interessante Typ Anklang findet. Die Vermutung spricht dafür. Es sei nur darauf hingewiesen, daß der Kapitalist im allgemeinen nicht gern von einem und demselben Typ gar zu viel Papiere zu kaufen wünscht, daß somit das neue Angebot ihm eine gewisse Mischung ermöglicht. Weiter aber ist für die $4^1/_2$prozentigen Schatzanweisungen eine unbedingte Verpflichtung des Reiches zur Tilgung (in längstens 50 Jahren) gewährleistet, die für die Kriegsanleihen nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. Ferner spart der Kapitalist durch die neue Anlage an Steuern, denn er erhält 10 % weniger Zinsen, und dementsprechend ermäßigt sich auch sein steuerpflichtiges Einkommen, was gerade bei Leuten, die mehr einnehmen, als sie für ihren Lebensunterhalt brauchen, sehr ins Gewicht fällt. Und endlich wird die leichte Spielchance, die in den Verlosungsvorschriften liegt, ihren Reiz nicht verfehlen. All diese Gründe sprechen, wie gesagt, für einen Erfolg des neuartigen Versuchs. Daß die Anleihe selbst wieder gut gehen wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, denn heute schon liegen Zeichnungsverpflichtungen für einige Milliarden vor, und darüber hinaus sind unsere Geldinstitute, die Banken, Sparkassen und Genossenschaften, wie ihre jetzt zur Veröffentlichung kommenden Bilanzen zeigen, geradezu in Verlegenheit, wie sie die ihnen anvertrauten Gelder anlegen sollen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die russische Revolution

Von Dr. Paul Rohrbach

er Gang der Ereignisse in Rußland zeigt uns wieder einmal, wie falsch die Dinge dort seit Beginn des Krieges und schon vorher überwiegend beurteilt worden sind. Man hat sich in Deutschland nicht von der Vorstellung losmachen können, daß der Faktor, mit dem in Rußland am meisten gerechnet werden müsse, doch die Regierung sei. An diesem Beispiel zeigt sich der Fehler, der uns nun schon so viel gekostet hat, mehr als verlorene Schlachten es täten: daß wir nicht davon loskommen, die Verhältnisse des Auslandes nach unseren eigenen abzuschätzen. In diesem Punkt wird oben bei der Regierung fast ebenso gefehlt wie unten bei der öffentlichen Meinung und bei der Presse. Man denkt, es müsse doch irgendwie gehen, sich das Fremde nach dem Muster des Eigenen zurechtzulegen. Es geht aber nicht, und am allerwenigsten geht es in Rußland.

Auch der Gedanke des Sonderfriedens mit Rußland, der überall umherspukt oder wenigstens bis zur Revolution umhergespukt hat, ging von dem prinzipiellen Vorstellungsfehler aus, daß die russische Regierung, der Zar und die Minister, die Gewalt in der Hand hielten, und daß, wenn die Regierung für einen politischen Entschluß gewonnen war oder einen Entschluß gefaßt hatte, das Entscheidende geschehen sei. Daran glaubten all die Leute bei uns, die man in Rußland spöttisch die deutschen Neo-Russophilen, die neuen Russenfreunde nannte, steif und fest. Sie hielten z. B. den Minister Protopopow, der beim Ausbruch der Revolution die Dumaabgeordneten wie ein Schuljunge um Verzeihung bat, für den starken Mann, der imstande sei, die Parteien zu meistern. Diesem Glauben konnten sich aber nur Leute hingeben, die von Rußland, wie es wirklich war, keine genügende Kenntnis hatten. Unsere Neo-Russophilen in der Presse, in der Geschäftswelt und in den Ämtern sind, man kann es leider nicht anders sagen, beim

Digitized by Google

Ausbruch und beim bisherigen Verlauf der Revolution mit Pauken und Trompeten durch ihr russisches Examen gefallen — was sie wahrscheinlich nicht hindern wird, weiter Irriges über Rußland zu denken und zu sagen, sobald sie sich etwas vom Schreck erholt haben.

Man muß in Rußland bei den inneren Verhältnissen anfangen, nicht nur, wenn man die Revolution, sondern schon, wenn man den Krieg verstehen will. Die Kriegspartei in Rußland sind die Liberalen, d. h. diejenigen Richtungen zwischen der äußersten Linken und äußersten Rechten, die sich während des Krieges in dem sogenannten „Progressiven Block" der Duma zusammenschlossen. Liberal in russischem Sinne sind auch die am weitesten rechts stehenden Mitglieder des Blocks, die Gruppen, die neben dem liberalen Selbstverwaltungsprinzip auch eine starke Regierungsautorität verlangen. Alle Parteien von den Oktobristen bis zu den konstitutionellen Demokraten (Kadetten) hatten während der Zeit zwischen der Revolution von 1905 und dem Ausbruch des Weltkrieges den alten panslawistischen Eroberungsgedanken in einer eigentümlichen und tiefgehenden wirtschaftlichen Umfärbung in sich aufgenommen. Das russische Wirtschaftsleben hat seit dem Beginn des Witteschen Zeitalters eine immer stärkere Verlegung seines Schwergewichts nach Süden erfahren. Fast drei Viertel der Getreideausfuhr gingen durch die Häfen des Schwarzen Meeres und der Dardanellen. Im Süden entwickelten sich auch die großen Eisen-, Kohlen- und Naphthawerke, die Zuckererzeugung, der stärkste Seehandel usw. Das alles führte zur energischen Aufnahme der Forderung, Konstantinopel und die Dardanellen russisch zu machen, um unter allen Umständen den Verkehr durch die Pforten zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meer sichern zu können. Deutschlands Orientinteressen und Österreich-Ungarns Interessen auf der Balkanhalbinsel standen aber diesem russischen Ziel entgegen. Man lese Mitrofanows Brief an Delbrück im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914, der nichts mehr und nichts weniger enthält als die Ankündigung des Krieges vor der Kriegserklärung: deshalb, weil die

Digitized by Google

deutsche Politik Rußland hindere, von den Meerengen Besitz zu ergreifen, und weil sie in der serbischen Frage Österreich-Ungarn gegen Rußland decke. Im einzelnen sind diese Entwicklung des russischen Liberalismus zur Kriegspartei und die Bedeutung der Dardanellen als des eigentlichen wirtschaftlichen Kriegsgrundes überzeugend dargestellt bei Axel Schmidt: „Das Endziel Rußlands" (Stuttgart, Engelhorn 1916).

Die liberal und zugleich panslawistisch, d. h. eroberungspolitisch gerichteten Kriegsfreunde haben den Krieg gemacht mit dem Ziel, die Meerengen und außerdem Galizien, das gefährliche „ukrainische Piemont", zu erobern. Sie waren entschiedene Vertreter des politischen Reformgedankens im Innern, aber der Krieg war ihnen wichtiger und schien ihnen dringlicher, namentlich als im Frühjahr 1914 mit einemmal die Gefahr einer deutsch-englischen Verständigung über die Bagdadbahn auftauchte. Die Armee war selbstverständlich kriegsfreundlich, und das Ministerium des Auswärtigen unter Sasonow hielt die Partie für vollkommen sicher, da Frankreich und England mitgingen. Nun aber entwickelten sich die Dinge nicht programmäßig. Der Sieg blieb aus, und es zeigte sich, daß die organisatorischen Mängel in Rußland immer stärker auf die Kriegsfähigkeit des Staates zu drücken anfingen. Die Liberalen, die sich in der Duma zum „Progressiven Block" zusammenschlossen, erkannten jetzt den Fehler, den sie gemacht hatten, als sie den Krieg noch vor die inneren Reformen gestellt hatten. Sie sahen, daß mit der alten Bureaukratie, dem verdorbenen reaktionären Verwaltungssystem, die Kriegsbereitschaft Rußlands nicht wiederherzustellen war, und sie verlangten kategorisch, daß die Regierung sich die Mithilfe der Körperschaften der Selbstverwaltung, der Semstwos, des Kongresses der Industriellen, des zentralen Kriegskomitees und seiner örtlichen Zweigkomitees gefallen lassen müsse, damit der inneren Unordnung ein Ende gemacht und der Verkehr, die Volksverpflegung und die Munitionsherstellung wieder gesichert würden. Auch der allrussische Städteverband, der allrussische Landschaftsverband, sogar die Universitäten

Digitized by Google

und die Gewerbetreibenden faßten Beschlüsse über die „Mobilisierung" aller nationalen Kräfte für den Krieg. Der Fall von Przemysl nach der Durchbrechung der russischen Front durch Mackensen war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen und jedermann zu der Überzeugung brachte, daß die Regierung unfähig sei, den Krieg zu gewinnen.

Seitdem hat der Kampf zwischen der Dumamehrheit und der Regierung ununterbrochen fortgedauert. Das Verhältnis des „Progressiven Blocks" und der Regierung während der letzten anderthalb bis zwei Jahre kann so definiert werden, wie ich es neulich in der „Deutschen Politik" getan habe: „Die Liberalen wollen den Krieg, und solange die Regierung zu ertragen ist, ohne daß der Krieg in Gefahr kommt, wagen sie es nicht, der Regierung gegenüber zum Äußersten zu greifen, obwohl sie über ihre Unfähigkeit aufs tiefste erbittert sind; die Regierung ihrerseits verfolgt das Ziel, sich zu halten und die auf innere Umgestaltung drängenden Kräfte abzuwehren, und solange es geht, dabei zugleich Krieg zu führen, will sie auch den Krieg fortsetzen." So schrieb ich am 2. März, und ich fügte schon damals hinzu: in dem Augenblick, wo die Liberalen sehen sollten, daß die Regierung zum direkten Kriegshindernis wird, könnten Nikolaus II. und seine Kamarilla das Schicksal Rasputins teilen — oder die Regierung müsse Frieden schließen, um die Hände zur Niederschlagung der Revolution freizubekommen!

Ohne Zweifel sah die reaktionäre Regierung ein, daß, wenn sie die Forderung der Duma erfüllte und die Selbstorganisation der russischen Kräfte zuließ, um den Krieg weiter zu führen, die Zeit des Absolutismus in Rußland für immer vorbei war. Diese Aussicht war den Regierenden so wenig angenehm, daß sie dann allerdings den Frieden vorgezogen hätten. Nur darf man nicht glauben, daß es wirklich ein Sonderfriede mit Rußland geworden wäre, denn in dem Augenblick, wo Rußland wirklich auszuscheiden drohte und damit die Niederlage der übrigen Ententegenossen sicher war, hätte England natürlich die Führung des Geschäfts bei

Digitized by Google

der Gesamtliquidation des Krieges an sich genommen und versucht, auf Kosten der anderen soviel wie möglich für sich herauszuschlagen. So naiv, daß sie erst Rußland Frieden schließen und dann sich selbst einen nach dem anderen abtun lassen, sind die Ententebrüder wirklich nicht, und England am allerwenigsten.

Für die englische Politik war es unbedingt notwendig, daß der Zar nachgab, auf Absolutismus, Reaktion, Korruption usw. verzichtete und aus der Dumamehrheit ein „Ministerium des öffentlichen Vertrauens" berief. Darauf zielten auch die Verhandlungen zwischen dem englischen Botschafter und der Dumamehrheit und die Reise der Ententepolitiker unter Führung Lord Milners hin, die kurz vor dem Ausbruch der Revolution in Rußland waren. Nikolaus II. aber wollte nicht hören, und die Golizym, Protopopow und Genossen versicherten ihm, sie seien stark genug, mit der Opposition, schlimmstenfalls unter Anwendung von Gewalt, fertig zu werden. Erstens haben sie sich, wie das bei derartigen reinen Bureaukraten leicht der Fall ist, in der Einheitlichkeit und Wucht der allgemeinen Stimmung im Lande getäuscht, die vollständig gegen die Regierung war, und zweitens haben sie die Wirkung unterschätzt, die der Mangel an Nahrung und Heizung bei den Arbeitermassen und der ganzen unteren Schicht in den großen Städten in bezug auf Revolutionsbereitschaft schon gehabt hatte. Der dritte und entscheidende Faktor endlich war, daß auch die Truppen zum großen Teil regierungsfeindlich geworden waren. Unklar ist bei diesem letzteren Punkt vorläufig noch die sehr wichtige Frage, ob der Abfall der St. Petersburger Garnison von der Regierung durch Einwirkung der Dumaliberalen auf die Offiziere oder der sozialdemokratischen Agitation auf den gemeinen Mann verursacht worden ist — vermutlich das letztere.

Programmäßig im englischen Sinne wäre der Verlauf dann gewesen, wenn man Nikolaus II. ein liberales Ministerium und ein liberales System in der Verwaltung, mit einem Aufruf an alle russischen Kräfte, sich für den Krieg zu organisieren, abgenötigt hätte — alles das selbstverständlich unter wirksamer englischer

Digitized by Google

Kontrolle. Ob der Zar sich das dann persönlich gefallen ließ oder abdankte und ein Ersatzmann eintrat, war eine Frage zweiter Ordnung. Statt dessen aber fing die Revolution programmwidrig mit einem Massenaufstand der Arbeiterbevölkerung in St. Petersburg an, mit blutigen Straßenkämpfen, Plünderung, Brand und sonstiger Gewalt. Es ist nicht eine Revolution der Leute im gut sitzenden Rock, sondern eine Revolution der Leute im Arbeiterhemd geworden, mit denen sich die Dumamehrheit verbünden mußte! Der äußere Hergang scheint der gewesen zu sein, daß zuerst der Arbeiteraufstand ausbrach, dann die Duma nach Hause geschickt werden sollte, aber sich widersetzte und beisammen blieb, dann die Verständigung zwischen der Duma und den Führern der Masse erfolgte und das Militär zur Revolution überging. Der Zar, dem die Dumamehrheit, um dem Bündnis mit der Straße auszuweichen, zweimal die Hand zur Verständigung hinstreckte, blieb halsstarrig und besiegelte sein Schicksal.

Die drei Faktoren, die jetzt zusammen in Rußland regieren sollen, sind die Englische Botschaft, der „Progressive Block" und die Sozialdemokratie samt der sogenannten Arbeitsgruppe. Diese letztere ist eine Partei des radikalen Kleinbürger- und Kleinbauerntums unter Führung des Saratower Rechtsanwalts Kerenski, eines Mannes von hervorragender Begabung, der sich als Republikaner bekennt. Führer der Sozialdemokraten ist der Georgier Tschcheidse, ein glänzender Redner, der aber nur dadurch an die erste Stelle gekommen ist, daß seine Kollegen in der Führerschaft während des Krieges nach Sibirien geschickt worden sind.

England und die liberal-nationalistische patriotische Bourgeoisie, die den „Progressiven Block" bildet, sind für den Krieg. Die Sozialdemokraten sind zum Teil auch nationalistisch, aber nur zum Teil. Den Arbeitermassen liegt an hohen Löhnen, ausreichender Nahrung und politischer Freiheit. Die Leute von der Richtung Kerenskys sehen nicht in dem Krieg, sondern in radikalen innerpolitischen Reformen ihr Hauptinteresse. Wenn es mit dem Manifest der vorläufigen Regierung, in dem ein ganz radikales inner-

Digitized by Google

politisches Programm aufgestellt ist, bis zum Streikrecht für die Soldaten außerhalb der Front und bis zur Miliz mit gewählten Befehlshabern an Stelle der Polizei, seine Richtigkeit hat, so wäre das ein Beweis dafür, daß in dem Dreigespann vorläufig die Radikalen der stärkste Teil sind. Der „Progressive Block" hat sich offenbar das Bündnis mit Kerensky und Tschcheidse nur gezwungenermaßen unter dem Druck des Straßenaufstandes gefallen lassen. Daß diese im tiefsten Grunde wesensverschiedenen Richtungen lange werden zusammenarbeiten können, ist unwahrscheinlich, wenn auch dem Geschick der englischen Politik zunächst noch eine gewisse Vereinigung der russischen Kräfte gelingen mag. Sicher ist das aber keineswegs. Ganz unglaublich erscheint es, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Wiederherstellung des zusammengebrochenen Verkehrswesens und die durchgreifende Massenverpflegung in den Städten bis zur nächsten Ernte gelingen wird.

Ein kritisches Moment erster Ordnung ist auch durch den Beschluß gegeben, allgemeine Wahlen für eine neue Duma mit unbeschränktem gleichem und geheimem Stimmrecht stattfinden zu lassen. Zwei Drittel der Wähler sind Analphabeten und vier Fünftel sind Bauern, die, ganz wie bei den Wahlen zur ersten und zweiten Duma, demjenigen zufallen werden, der ihnen die größte Landzuteilung und die niedrigsten Steuern verspricht. Damals war die Arbeitsgruppe — Trudowiki, eigentlich die Mühseligen und Beladenen — infolge der Bauernstimmen die stärkste russische Partei, der auch der linke Flügel der Kadetten nahestand. Wenn eine derartige Duma aus den bevorstehenden Wahlen wiederkehren sollte, so ist überhaupt nicht abzusehen, wie die Dinge sich in Rußland entwickeln. Eine Verwirrung ohnegleichen wäre dann unausbleiblich, und ebenso würde man dann wohl auch eine starke Rückwirkung auf die Armee annehmen können, die meist aus Bauernsoldaten besteht. Gar nicht zu überblicken ist im Augenblick, wie die Dinge an der russischen Front stehen. Wenn die Armee, wie es scheint, sich der neuen Regierung fügt, so wird das

Digitized by Google

Weitere davon abhängen, ob eine Verständigung der Truppenbefehlshaber mit dem „Progressiven Block" dahintersteckt oder ob die Truppe durch die Sendlinge der Sozialdemokraten und der Trudowiki gewonnen wird. Je nachdem könnte die nächste Rückwirkung auf den Krieg sehr verschieden ausfallen.

Das Hauptmittel aber, um die Truppen weiter zum Fechten zu bringen, wird die Parole sein: Wenn die Preußen euch schlagen, so bringen sie euch den Zaren und den Absolutismus zurück!

Die sechste Kriegsanleihe

Von Theodor Heuß

o paradox das klingen mag: die sachlichste und ernsthafteste Werbearbeit für die neue Kriegsanleihe liegt in den neuen Steuerentwürfen. Zwar ist das Steuermachen heute, da viele Beamte fehlen und das ganze Wirtschaftsleben noch auf den Krieg eingestellt ist, eine sehr schwierige Sache, im Umfang abgegrenzter als im späteren Frieden; aber daß fast gleichzeitig mit der Vorlage neuer Kriegskredite die neuen Steuern vorgeschlagen wurden, zeigt jedermann, daß unser Zinsendienst nicht aus den Summen der Anleihen selber herausgeschunden werden, sondern auf eine andere Basis gestellt werden soll. Das ist solide Arbeit.

Wir befinden uns ja in einer eigentümlichen Lage. Die Theoretiker der Übergangswirtschaft und der Staatsfinanzen machen sich Gedanken über das Wachstum der Reichsschuld und über die Möglichkeit ihrer künftigen Tilgung; sie halten sich dabei an Summen als Voraussetzung, die jede neue Woche verschiebt. Diese Betrachtungen sind wichtig und wertvoll, denn sie führen die Bevölkerung innerlich an die großen finanzpolitischen und staatsrechtlichen Aufgaben der Zukunft heran — aber das Gebot der Stunde heißt nicht Schuldenverringerung, sondern Schuldenvermehrung. Es muß alles getan werden, um die Reichsschuld zu steigern. In ihrer höchsten Erhebung offenbart sich während des Krieges die gesündeste Staatspolitik. Jede neue Milliarde deutscher Reichsschuld ist heute ein Merkmal der zuversichtlichen Gesundheit unseres Wirtschaftslebens, ist aber zugleich der Hebel der künftigen Minderung. Um noch einmal in Paradoxen zu sprechen: je höher wir bei der jetzigen Anleihe die Reichsschuld treiben, um so stärker wächst die Gewißheit eines schnellen und kräftigen Abbaus.

Digitized by Google

Denn diese letzten Milliarden sind die entscheidenden Waffen im Kampfe. Mit ihnen wird, hoffen wir, der Krieg so entschieden werden können, daß nicht nur der Neuaufbau unserer Volkswirtschaft von den Pressungen der feindlichen Absichten befreit bleibt, daß der Friedensvertrag die Pläne der Pariser Wirtschaftskonferenz zerreißt, sondern daß wir dem Konzern der Gegner das gebührende Maß an Lasten auferlegen können. Das ist keine Folge unserer Wünsche, sondern unseres Sieges. Zum Sieg aber bedarf man der letzten Milliarden. Der Präsident der Reichsbank, Havenstein, hat am 20. März seine Losung für den Feldzug des Geldes so formuliert: „Es ist nicht nur unsere Pflicht, sondern unser stolzes und heiliges Recht, in diesem Kampf der Finanzkraft mitzuwirken zur Erringung des Sieges, weil wir nur durch den Sieg den Frieden bekommen werden, der uns das bringt, was wir brauchen, um die Lasten des Krieges zu tragen: eine starke Kriegsentschädigung."

Nicht nur die Heere führen Krieg miteinander, auch die Kapitalien der Völker. Unsere Kapitalwirtschaft aber ist, durch eigenes Verdienst wie durch den bösen Willen der Feinde, die gesundeste: sie ruht auf sich selber. Sie ist nicht durch die Sklavenkette hoher Zinsen an das Ausland gebunden, in der sich so alte Finanzmächte wie Frankreich und England heute bewegen. Und unser Krieg ist billiger wie der des Feindes: England hat im eben abgelaufenen Finanzjahr jeden Tag 120 Millionen Mark bezahlen müssen, und diese Ziffer wächst.

Auch unsere Kriegführung verbraucht ungeheure Summen. Wieviele Millionen Werte stecken überall in Schützengräben, Unterständen, Zufahrtsbahnen, Stacheldrähten! Der Krieg kann nicht kleinlich geführt werden. Das Geld schützt den Menschen, spart das Blut. Und Hindenburg ist ein Feldherr, der das deutsche Blut spart. Wer bringt nicht gerne sein Geld zur Zeichnung, wenn er sich überdenkt, wieviele Menschenleben verschont wurden, jetzt eben, durch die geniale Rückwärtsbewegung zwischen Arras und Aisne. Ihre neue große Stellung hat auch viel Geld gekostet, aber sie ist fester, wuchtiger als die zerschossenen Gräben an Ancre und Somme. Manche Volksgenossen sind uns erhaltengeblieben, die einst wieder Werte des Friedens schaffen werden. (Und nebenbei darf uns freuen, wie Hindenburg die Staatsfinanzen des Feindes getroffen hat — denn die Unsummen, die er in sein jetzt entwertetes Aufmarschgelände der geplanten Offensive gesteckt hat, muß er nochmals anlegen, wenn er bei der alten Absicht verharrt.)

Wir spüren, wie die politische Luft dieser kalten Wochen vor der Entladung von Frühlingsgewittern steht. Im Osten Revolution, im Westen der Sturz eines erledigten Staatsmannes, in England die kaum verhüllte Nervosität der Ratlosigkeit und im Süden die Angst vor einer militärischen Katastrophe —

Digitized by Google

in vielen Herzen die bange Sorge: oh, daß es ſchon Herbſt wäre! Der Alp des Kommenden drückt. Auch wir haben unſere Sorgen und verſchweigen ſie nicht — die Heimat muß den Hunger beſiegen. Aber ſtärker als Sorge ſind Glaube und Zuverſicht. Die neue Kriegsanleihe iſt das Mittel, ihnen vor aller Welt den machtvollſten Ausdruck zu geben.

Graue Glorie

Von Deſider Koſztolányi

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungariſchen von Stefan J. Klein

Die Sprachlehrerin Marie wohnt im fünften Stockwerk neben der Waſchküche. Morgens ſteht ſie um ſieben Uhr auf und geht abends um neun ſchlafen. Sie iſt ſchon vierunddreißig Jahre alt.

Ihre Augen ſind braun, ihre Haare ſind braun, ihr Kleid iſt braun. Sie trägt Winter und Sommer Handſchuhe. Wie ſie ſagt, der Eleganz wegen, der Reinlichkeit wegen, in Wirklichkeit aber, weil ihre blutarmen, grünlichen Finger ſelbſt im Hochſommer fröſteln. Sie iſt im höchſten Maße reinlich. Dieſe Reinlichkeit iſt ohne Duft, artig, männlich und unterſtreicht irgendwie ihre ſchlichte Reizloſigkeit. Und ſie geht nie ohne Gummimantel aus. Mitunter wird dieſer Mantel von den Sonnenſtrahlen erhitzt, und da riecht das Mädchen ganz nach Radiergummi.

Um acht Uhr ſitzt die Lehrerin bei einem Zögling.

„Es regnet," ſagt ſie.

„Ja," gähnt der Knabe.

„Lieben Sie den Regen?"

„Ich liebe ihn."

„Auch ich. Es gibt nichts Schöneres als den Regen, nicht wahr? Bei Regenwetter iſt alles intereſſant, der Himmel, der Aſphalt, die Großſtadt, die Bäume, die Häuſer. Opalen beben die Farben. Auch die Stube iſt ſo heimlich. Wir ſitzen beim Kamin . . ."

Um neun Uhr regnet es noch immer. Pudelnaß langt ſie bei ihrem zweiten Schüler an, einem mürriſchen Junggeſellen, ſo um die Fünfzig herum.

„Es regnet," beginnt ſie nach einigem Zögern den Unterricht.

„Ja."

„Lieben Sie den Regen?"

„Nein."

Digitized by Google

„Er iſt zweifellos ſehr unangenehm. Der Regen iſt der Erzfeind aller Fröhlichkeit. Und der Farben. Nicht wahr? Er macht die Stube zu einem wahren Kerker. Nicht ohne Grund hat der Herrgott der Menſchheit die Sintflut als ſchwerſte Strafe geſchickt . . ."

Sie gibt acht Lektionen im Tag und ändert achtmal ihre Anſichten über Reichtum, Armut, Ehe, Erziehung, Politik und über den Zweck des Lebens, je nachdem, mit wem ſie ſpricht. Daheim angekommen, kennt ſie ihre eigene Anſicht nicht mehr. Ob es notwendig ſei, täglich zehn Stunden zu ſchlafen, ob nicht deren acht oder fünf genügen? Ob das Geld glücklich mache oder die Tugend? Und ob man die Kinder aufklären ſolle oder nicht? Längſt hatte ſie es ſich abgewöhnt, komplizierte Dinge ins Geſpräch zu ziehen. Soweit reicht das Verſtändnis ihrer Schüler nicht, ſie würden die Ohren ſpitzen, verlegen hüſteln, und die Lehrerin müßte den ſchweren Satz noch einmal wiederholen, langſam, laut, betont, wie es ärgerliche Verwandte tauber Leute tun, die fünf- oder ſechsmal einen Satz ins Hörrohr trompeten, immer langſamer und immer lauter, bis ſie ſchließlich das fruchtloſe Mühen aufgeben und ſich auch lieber ſelbſt der Rede enthalten.

Von der Frühe bis zum Abend ſchellt ſie an Türen in verſchiedenen Teilen der Stadt. Oft deucht ſie ſich Ärztin. Geht von Haus zu Haus, in der Hand die kleine Taſche, darin der Bleiſtift, der Stundenplan, die Sprachlehre und das Leſebuch, die Inſtrumente, mit denen die kranke Menſchheit operiert werden ſoll. Sie hatte ſchon grundverſchiedene Patienten. Manche wälzten ſich noch in der ſchlammigen Tiefe der Unwiſſenheit, unfähig, auch nur ein Wort hervorzuſtöhnen, andere waren auf dem Wege der Beſſerung, näherten ſich der Vervollkommnung, manche plauderten ſchon luſtig, konnten aber auf keine Art zum Bewußtſein ihrer Schönheitsfehler gebracht werden, und ſchließlich — die größte Zahl — die Häßlichen und Verkommenden, die unheilbar Kranken, die vergeblich mit der Stiefſprache kämpfen und auf keinen grünen Zweig gelangen. Sehr ſchmerzte ſie das Herz, wenn ſie bei einem der letzteren eine Stunde verbrachte, und ſie beſchränkte ſich — ähnlich dem Arzte am Bette eines Sterbenden — bloß aufs Tröſten. Wenn man doch wenigſtens an den widerſpenſtigen Zungen eine raſche und blutige Operation vornehmen könnte! Doch geht das nicht. Sie muß ſich mit einer oberflächlichen Behandlung zufriedengeben, die blutwenig fruchtet.

Gegen Abend geht ſie heim. Da funktionieren ihre Stimmbänder kaum noch. Sie iſt vom zehnſtündigen Sprechen ganz heiſer geworden. Heiſer verlangt ſie das Abendeſſen von der Quartierfrau, die ihr auch kocht und wäſcht. Nach dem Eſſen wickelt ſie die brotverdienende Kehle in einen kalten Umſchlag und trinkt Linden- oder Akazientee, damit ſie am nächſten Tag

Digitized by Google

wieder zu unterrichten vermag. Im Bette fällt ihr dieſes und jenes ein. Doch verblaßt alles wieder raſch.

Mitunter ſetzte ſie ſich plötzlich auf. Sie vernahm Stimmen ringsum ... Mein Oheim verreiſte ... Weſſen Oheim verreiſte? ... Der Oheim meines Bruders, mit dem ich geſtern im Garten promenierte ... Nun, dachte ſie bei ſich, bereits im Duſel, wird ſich der Bruder eben eine Weile ohne ſeinen Oheim begehen müſſen; dieſer Schlag des Schickſals iſt ebenſo alltäglich und leicht zu ertragen wie der Verluſt eines Taſchenmeſſers.

Denn man hörte ja jeden Tag davon, daß die Gattin des Generals ihr Taſchenmeſſer verlor. Seit vielen Jahren war dies bekannt, und das Taſchenmeſſer wurde noch immer nicht gefunden. Die Gattin des Generals war ihr ſchier ſchon perſönlich bekannt. Sie ſtellte ſich ſie als eine hagere Dame vor, in ſchwarzem Seidenkleid, das Geſicht mager und Fremde mit ſcharfen Blicken durch ein Lorgnon betrachtend. Gegen zehn Uhr, wenn der Schlaf der Lehrerin bereits auf den Lidern brannte, pflegte auch die Gattin des Generals beim Bette zu erſcheinen, am Arme des weißhaarigen Generals, der ſich ebenfalls rühmen konnte, ſein Taſchenmeſſer verloren zu haben. Liebenswürdig grüßten ſie und ſetzten ſich auf die zwei Stühle der Stube, eine gewiſſe ſtumme Anklage in der Haltung. Marie verſucht zu erklären, ſie träfe keine Schuld. Anderſeits — wenn man aufrichtig ſein will — ſpielt ein Taſchenmeſſer keine große Rolle im menſchlichen Leben. Geht eines verloren, gibt Gott ein anderes. Man pflegt darüber nicht viel Worte zu machen. Die Leute gehen einfach in eine Eiſenhandlung und kaufen ein neues. Warum ſoll alſo deshalb eine arme, ſchuldloſe Sprachlehrerin ſo ſehr gequält werden?

Einmal träumte ſie, die Gattin des Generals habe ihr mit dem Beinfächer einen Schlag aufs Kinn verſetzt. Keuchend erwachte ſie. Kalter Schweiß perlte ihr auf der Stirne.

Sie erinnerte ſich noch an dieſes und jenes aus Kinder- und Mädchenzeit, doch immer blaſſer. Acht Schüler fragen ſie täglich achtmal: „Wie geht es Ihnen?“ Doch wenn ſie antwortet, achten ſie nicht darauf, was ſie ſagt, ſondern wie ſie es ſagt. Sie lernen von ihr ſprechen, gehen auf Details nicht ein. Details intereſſieren die Schüler nicht. Einmal, vor ſehr vielen Jahren, zu Beginn ihrer Laufbahn, hatte ſie zufällig eine Geſchichte aus ihrer fernen, fernen Kindheit erzählt. Als neunjähriges Mädchen hatte ſie ſich auf ein Gehöft verirrt und in einen Bienenſtock hineingegriffen, und die Bienen zerſtachen ihr das Geſicht. Eine Woche lag ſie krank. Man legte ihr Lehm auf die Wunden. Dieſe Erzählung übte immer große Wirkung. Seither hatte ſie ſie ſchon an die zehntauſendmal erzählt. War ihrer auch ſelbſt ſchon überdrüſſig. Feilte geſtrenge die Fehler aus. War

Digitized by Google

Lehm gelegt worden ... Vergangenheit ... Vorvergangenheit ... denn das Erzählte hat ſich vor langer, langer Zeit zugetragen.

Wiederholt ertappte ſie ſich dabei, wie ſie unzuſammenhängende Worte ſagt. Schier ging ſie ſelbſt ſchon namenlos durch die Straßen, als „Singular Nominativ" und als „Präſenz Indikativ". Doch ſprach ſie nicht gerne. Ab und zu kommt ſie in einem Kaffeehaus oder in einer Konditorei mit Berufsgenoſſinnen zuſammen, doch auch die ſind müde und heiſer und ſchweigen lieber zuſammen. Doch iſt dieſes Schweigen nicht Untätigkeit, ſondern Freude, Erfriſchung der Seele. Oft hatte ſie das Gefühl, ſie könnte jahrelang ſchweigen.

An einem windigen Aprilabend — auf der Brücke — wurde ſie von einem kurzſichtigen, bebrillten, mageren jungen Mann angeſprochen. Sie wies ihn ab. Kannte die Männer gut. Hatte ſie doch früher eine Zeitlang viele flüchtige Bekanntſchaften gehabt. Dann erlernten die Männer von ihr unentgeltlich die Sprache, vermehrten ihren Wortſchatz — mancher um zwei, mancher um viertauſend Wörter — und ließen ſie ſtehen. Ausgeraubt. Räuber waren es und gewiſſermaßen auch Mörder.

„Ich aber gehöre nicht zu dieſen," verteidigte ſich der Jüngling, und ſeine fahlen Augen glänzten matt durch die Brillengläſer. „Seit Monaten beobachte ich, wie Sie über dieſe Brücke gehen, am Abend um ſieben. Sie ſind ſo einfach und traurig. Ein armer kleiner Vogel in einem alten Regenmantel. Und es ſchmerzt mich Ihre Einſamkeit. Deshalb intereſſiere ich mich für Sie."

„Für mich?" ſagte ſie und wies mit leichter Verachtung auf ihren Körper.

Der Jüngling, ein ſüßlicher Schöngeiſt, ſprach mit leiſer Stimme. Marie hörte ihm zu. Es tat ihr wohl, lange ſeiner Rede zu lauſchen, lange nicht zu ſprechen. Denn ſie war auch ſchläfrig. Und dieſe Worte klangen anders denn das Geplapper ihrer Zöglinge, es waren nicht die Wörter des Diktionärs, ſondern lebendige Worte, innige, blutige, giftige, feurige Worte, rot und flammendviolett und ſanftblau. Sie zündeten und leuchteten im Finſtern. Marie wußte nicht recht zu antworten, denn ſie hatte ein wenig Angſt, verhöhnt zu werden. Sie verſtand auch nicht recht, was er ſagte. Daheim betrachtete ſie ihr Geſicht im Spiegel. Es war blaß und ältlich.

Alles in allem begegneten ſie einander nur noch wenigemal. Bei der letzten Begegnung küßte ihr der Jüngling unter dem Tor die behandſchuhten Finger. Er fühlte ſie — auch durch den Handſchuh — kalt. Dies war alles. Nachher zeigte er ſich nicht wieder. Er hatte an den öden Abenden bloß das Leid geſucht, die unglückliche Liebe, in deren Beſitz er glücklich entfloh. Sobald er ſah, man wolle ihm ſein Unglück rauben, ſuchte er die Weite. Wer wohl dieſer Ritter mit der Brille geweſen ſein mochte?

Digitized by Google

Vielleicht ein angehender Dichter, der bescheidene, freiwillige Eleve des Leides, der statt der Erfüllung triumphierend die Sehnsucht heimtrug, fühlend, daraus würden noch Sehnsüchte und Reime sprießen. Deshalb mußte er verschwinden, plötzlich und ohne Säumen.

Sie aber ging auch weiterhin über die Brücke, abends um sieben. Anfänglich merkte sie nicht einmal, daß der Jüngling fortgeblieben. Dann wurde sie sich dessen bewußt. Blickte sich immer um. Er ging fort? Ihr Kopf rauschte und sie wiederholte den Fragesatz, nach der Mitvergangenheit in der Vergangenheit, dann in der Vorvergangenheit. — Einzahl dritte Person. Später kam der Indikativ ohne Fragezeichen. Der Jüngling hatte bei ihr das Leid studiert, wie die früheren die Sprachlehre, und war dann verschwunden. Dieser war von allen der bettlerärmste. Hatte Leid gestohlen.

Eigentlich erfuhr sie erst später, was in ihr und mit ihr geschehen war. Oft schlief sie nicht. Und in der üblen Wachzeit erschien ihr das Taschenmesser. Jenes, das die Gattin des Generals verloren, doch gewachsen, ein drohendes Gespenst mit riesenhafter Klinge. Sie fühlte in sich die Kraft, es zu erfassen. Und auch dazu, es in die Brust jedes beliebigen Menschen zu stoßen.

Nach einigen Monaten dachte sie an niemand mehr und an nichts. Gab weiter fleißig Unterricht. Verdiente noch mehr. Konnte als geheilt betrachtet werden. Wieder schwirrten Worte ringsum, ziellose, aufdringliche Worte, mit trockener Rinde den Baum des Lebens umraschelnd. Über das welke Laub dieser toten Worte schritt sie dahin, mit geweiteten Augen und welkenden Körpers. Unsäglich litt sie darunter, schlimm und schwer, fast so schmerzerhaben wie ein Dichter.

In ihren freien Viertelstündchen, zwischen zwei Lektionen, setzte sie sich auf eine Straßenbank und schloß die Augen. Und stellte sich vor, sie befände sich in einem Garten. Budapest besitzt keine lieblichen, dunklen, tieftiefen Gärten. Doch Marie liebte den Garten. Jenen Garten, von dem sie so oft sprechen gehört. Den idealen Garten, wo die Leute mit ihren Oheimen promenieren, und wo — aller Wahrscheinlichkeit nach — auch die Gattin des Generals ihr Taschenmesser verloren hat. Die Sprachlehrerin schmückte diesen Garten mit allem Erdenklichen. Mit smaragdnem Gras, saphirnen Rosen, springenden Brunnen, blaßgelben Glaskugeln. Nirgends auf der Welt gab es einen ähnlichen Garten. Er war schöner denn jeder andere.

So verlungerte die Ärmste täglich ein Viertelstündchen, zwischen zwei Lektionen. Sie hätte den Kopf in das dunkle Laub legen mögen, irgendwohin, auf die Schulter eines Marmorengels, um ein wenig Ruhe zu genießen.

Digitized by Google

Sage, Liebster

Von Rabindranath Tagore

Sage, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast,
Stille Nacht ist allerorten,
Und die Sterne schlafen fast.

Blätter seufzen in dem Winde,
Und jetzt löse ich mein Haar;
Wie die Nacht blau und gelinde,
Wehrt mein Mantel der Gefahr.

Einsamkeiten zu genießen,
Ruht dein Haupt an meiner Brust,
Und ich will die Augen schließen,
Rede du nach Herzenslust.

Lauschen — nicht ins Aug' dir schauen
Will ich, bis verklingt dein Wort.
Ruhe wird herniedertauen,
Und wir sitzen fort und fort.

Dunkle Bäume werden raunen,
Und erblassen wird die Nacht,
Und die Dämmerung wird staunen,
Bis wir Aug' in Aug' erwacht.

Jedes dann zu andern Pforten
Geht des Wegs nach solcher Rast
... Sag jetzt, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast.

In deutschen Strophen von Conrad Haußmann.

Ein pietistischer Dichter

Am 2. April 1917 werden es hundert Jahre, daß ein sonderbarer Heiliger der Literatur, einer, der durch seine eigenartige Rolle Interesse abfordert, seine Augen für immer geschlossen hat. Wer weiß heute noch viel von Heinrich Jung, genannt Stilling, oder „Vater Stilling", wie er allgemein hieß, dieser klassischen Blüte pietistischer Geisteskultur, der zu guter Letzt, an manchen Fährnissen vorüber, in Karlsruhe als Geheimer Hofrat endete, von wo aus er in alle Welt Religion und praktisches Christentum durch billigste Traktatenweisheit zu verbreiten suchte. Er war zu seiner Zeit ein berühmter Mann, der durch seine halb theologischen, halb mystischen Schriften nicht wenig Aufsehen erregte. Mit dem Fanatismus eines Heiligen verband er so viel poetische Begabung, so viel romantische Stimmung, daß er sich überall Anhänger verschaffte, gleichzeitig sicherte ihm eine gewisse pastorale Nüchternheit die Gefolgschaft aller flachen Seelen, für die die Revolution nur eine

Digitized by Google

Strafe Gottes war, und deren beschränkter Konservativismus in jedem Fortschritt eine menschliche Überhebung gegenüber dem göttlichen Willen erblickt.

Nun wäre diese Gestalt, wie sie auf der Höhe und gegen Ende ihres Lebens sich als eine Art poetischen Betbruders kennzeichnet, wohl nicht bedeutend genug, auf einen Platz Anspruch zu erheben, der sie in die Reihe der Vorromantiker stellt, aber das literarhistorische Interesse für Stilling konzentriert sich auf ein einziges Werk, auf seine Lebensgeschichte, im Alter von 30 Jahren geschrieben, die trotz ihrer Mängel eine höhere Wertung als sein sonstiges, recht problematisches Wirken erfahren muß.

Um einen Selfmademan in der Literatur handelt es sich, den Enkel armer Köhlersleute im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen, den Sohn eines schwächlichen, hungrigen Dorfschullehrers, der bei den elenden Lebensbedingungen dieses Standes den zweiten Beruf eines Schneiders ausüben mußte, um sich und die Seinen zu ernähren. Die Mutter starb an der Schwindsucht, als Stilling kaum laufen konnte. Trüb klingt die Geschichte in seinen Lebenserinnerungen wider. Romantische Schwärmerei, exaltierter Glaubenseifer, religiöse Eigenbrötelei — das Erbe seiner pietistischen Ahnen — wohnen neben einer heißen Sehnsucht nach dem Leben, einem brennenden Bedürfnis, emporzukommen, in der Brust des frühreifen Knaben. Er fühlt sich zu Großem berufen, als ein spezieller Günstling Gottes, dessen Schicksal in der Vorsehung bereits beschlossen und vorgezeichnet ist. Immer in Erwartung des Wunderbaren wird er Dorfschullehrer und Schneider, wie sein Vater, doch ergeht es ihm bitter schlecht. Dem Jammer des Elternhauses entflieht er nach langer Leidenszeit, er irrt, ein armseliger Schneidergeselle, umher, dem Zufall, der ihm jedoch der bewußte Wille Gottes scheint, gläubig hingegeben. Und sonderbar, wenn er dem Untergange nahe ist, führt eine überraschende Wendung ihn immer wieder empor. Endlich findet er, beinahe ein Dreißiger, einen Mäzen, der ihn fördert, er wird Student der Medizin in Straßburg. Von da beginnt sein Aufstieg.

In Straßburg lernt er den jungen Goethe kennen, Herder wird sein Führer und Freund. Auf Anregung Goethes schreibt er seine schlichte, von Zufällen und wunderbaren Begebenheiten verbrämte Lebensgeschichte nieder, die später in den verschiedenen Lebensaltern ihre Ergänzung erfahren hat. Sie begegnete einem ungewöhnlichen, für uns bereits ganz unverständlichen Interesse. Vielleicht wegen ihrer Mischung von Frömmelei und Treuherzigkeit, von Romantik und Exaltiertheit, oder wegen ihrer primitiven Eigenheit, alles von der Perspektive eines beinahe abergläubischen Vertrauens in den höheren Ratschluß zu betrachten, war ihre Wirkung unerwartet groß. In diesem Buche, das einen antiquierten Duft ausströmt und das wir heute nicht ohne lächelnde Rührung lesen können, ist der beschränkten Einfalt ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Es beginnt wie eine idyllische Dorfgeschichte, und die Menschen sprechen zu ihm eine so salbungsvolle Sprache; so viel Tränenseligkeit und so viel Überspanntheit ist darin aufgespeichert, daß man zeitweise glaubt, es mit einer gelungenen Persiflage zu tun zu haben. Alle Erscheinungen des Tages, alle For-

Digitized by Google

derungen des Lebens sind von betenden Mienen, zum Himmel erhobenen Augen begleitet, sind umhüllt von der frommen Atmosphäre pietistischer Absonderlichkeit. Und doch umfließt diese manchmal exaltierte, manchmal überaus nüchterne Lebensbeichte ein Schimmer von Poesie, der ihre Arabesken und Verschnörkelungen anmutig zur Geltung bringt.

Das war der junge Stilling, Goethes Freund, eine liebenswürdige, fromme Seele, die in ihrer Art ein ausgezeichnetes Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert schuf. Später wurde Stilling Arzt, sogar ein bekannter Staroperateur, dann Professor der Kameralwissenschaften in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg. In dieser Zeit verschob sich seine literarische Erscheinung stark ins Groteske, der alte Wahn, ein besonders zur Ehre Gottes Berufener zu sein, erwachte wieder in seinem Gehirn, und so entstanden die bekannten „Szenen aus dem Geisterreiche", „Heimweh", „Der graue Mann" und die endlose Reihe der Erzeugnisse eines spiritualistischen Mystikers, dessen Denkfähigkeiten nicht die schärfsten waren und der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Menschheit in die Ketten einer bigotten, formalistischen Religion zu schmieden. Er warf sich zum geistigen Führer der Nation auf und führte Donquichottekämpfe mit der Revolution, dem Voltairismus, den Rousseauschen Theorien, er bekämpfte die damals herrschende Philosophie Kants in allem, worin sie Einfluß auf den christlichen Glauben nahm. Besonders schien ihm die Naturreligion eine Gefahr für den Glauben zu bilden, und den Pantheismus verwarf er einfach als metaphysisches Unding. Heftig trat er aber gegen den Determinismus auf, dessen Gewalt er nach seinem eigenen Bekenntnisse — verführt durch die Leibniz-Wolffsche Philosophie — selbst längere Zeit verfallen gewesen war. Einzig und allein nur anerkannte er als abgeschlossene, vollendete Lehre das Dogma der Heiligen Schrift, die Bibel betrachtete er als die einzige zuverlässige Quelle „aller derer übersinnlichen Wahrheiten, die dem Menschen zu seiner Bestimmung notwendig sind". Diesem unbewußten Glauben, der ihm nicht als das Resultat irgendeiner Deduktion der bloßen Vernunft erschien, sondern in seinem Gemüte wurzelte, stand die neue Aufklärung schroff gegenüber, und er hat sie stets mit dem ganzen Arsenal theologischer Rüstkammern, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Beschränktheit bekämpft.

Keine Alltagserscheinung der Literatur, mischt sich in sein Charakterbild allerlei Dunkles und Ungeklärtes, das ihn, verbunden mit einer Art übersinnlichen Denkrichtung, zu einem Vorboten der Romantik macht, der er gewissermaßen als Gegenstück zum katholischen Mystizismus den protestantischen vorausgeschickt hat. Oft wird der Skeptiker betroffen und fragt sich, angesichts der naiv-dünkelhaften Übertreibungen, der somnambulen Mätzchen und hellseherischen Kunststückchen, ob er es hier nicht viel eher mit einem geriebenen Demagogen als mit einem hingerissenen Gottesstreiter zu tun habe. Aber dann wird man durch die ins Pathologische gesteigerte Überspanntheit wieder entwaffnet. Hier hat wirklich das Schicksal, paradox gestaltend, das Bild eines exaltierten Mönches mitten hinein in ein nüchternes Dasein, in eine schmucklose Religion gezaubert, wo aus der seltsamen Ver-

Digitized by Google

einigung von Leben und Phantasie, Dichtung und Wahrheit eine kuriose Erscheinung wuchs, deren geistige Verschrobenheit zuletzt so weit ging, öffentlich zu erklären, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. Dies Produkt religiöser Hysterie interessiert wohl viel mehr den Psychoanalytiker, für uns aber ist die Bestimmung des Dichters Stilling in seiner „Lebensgeschichte" erfüllt.

Thekla Blech-Merwin

Volk in Not

Schönherrs deutsches Heldenlied hat einen gewaltigen Erzklang! Aber auch die sanften, rührenden Züge fehlen nicht. Dem Stoff nach ein Andreas-Hofer-Drama, steht es wie ein leuchtendes Symbol unserer eigenen Gegenwart vor uns. Diese todesmutigen schlichten Kämpfer am Iselberg, von den kleinen Mädchen und Jungen an, die unermüdlich Kugeln auflesen, Büchsen spannen und bei solcher Handreichung ihr junges Leben fürs Heimatland opfern, bis zum alten Wirt, der mit allen seinen Söhnen im Kampf bei der wehenden, blutgetränkten Fahne fällt, kennen wir sie nicht alle? Sind es nicht unsere eigenen jungen Brüder, Gatten und Väter, die draußen in West und Ost jauchzend dem Tod fürs liebe Heimatland entgegenstürmen? Und diese Frauen, erzgemeißelt, still gefaßt, stolz die Tränen hinunterschluckend, ohne große Worte das Schwerste auf sich nehmend, wo sahen wir sie doch? Aus ferner, ferner Heldenzeit im alten Sparta, in Hellas (so anders, so ganz anders, als was sich heute „Griechen" nennt!), da grüßten uns ihre stolzen, glühenden Blicke. Aber begegnen sie uns nicht heute wieder in allen Kreisen des Volkes, von der stolzen Offiziersmutter bis zur ärmsten Bauernfrau, die ihren Einzigen hergibt. Aber der Wert des Schönherrschen Dramas ist keineswegs bloß darin begründet, daß es den Geist unserer eigenen Zeit in idealisierter Weise spiegelt. Das Stück ist, auch rein bühnentechnisch betrachtet, eine Meisterleistung, straff im Aufbau, indem es sich entwickelt wie eine symphonische Dichtung. Der erste Akt: Vorbereitung, Aufleuchten des Grundthemas „Volk in Not", und mannhafter Entschluß der Befreiung, im zweiten dann die rasche Steigerung zur höchsten Höhe, wie das ganze Heldengeschlecht der „Rotadl" sich opfert in der Verteidigung der Fahne, bis herab zum zwölfjährigen „Seppele", der „rödlich sei Kugl" empfangen, „grad wie a G'wachsner", und wie der Sandwirt in den erschütternden Schrei ausbricht: „I kann nix derfür. Mir hab'n ihnen nix tan. Sie hab'n üns anpackt." Im dritten Akt dann das Ausklingen, zwar der Sieg ist erfochten, aber mehr als eine Mutter und Gattin hat das Liebste opfern müssen, die Söhne, den Mann. Aber sie tragen's alle mit heroischem Stolz, mit phrasenloser Größe. Die paar Worte der Rotadlwirtin, als sie hört, daß sie den Mann und drei Söhne verloren, sind von herzzerreißender Tragik. „Gar koaner mehr — dös ist a bißl wianig." Diese prachtvolle Heldenmutter wird symbolisch werden für viele Tausende, denen der Weltkrieg Ähnliches beschieden hat. Aber nicht im düsteren Mollakkord klingt das wundervolle Drama aus: mit erhabener Selbstverständlichkeit begeben sich die Frauen an ihre Arbeit, der Sandwirt aber birgt die ge-

Digitized by Google

rettete, mit so viel edlem Blut verteidigte Fahne in der Höhlung eines mächtigen Nußbaumes und spricht zum kleinen Enkel des Rotadlwirts in der Wiege: „Schau, daß d' a richtiger Kerl werst. Und wenn's wied'r amal losgeaht, nacher nimmst den Fahn und tragst 'n wie deine Vatersleut durch Bluet und Toad und Teuf'l."

D. Otto Kiefer

Reimanns Grotesken

Es wird wohl jetzt bald Friede werden: Georg Müller hat ein Buch herausgebracht, das nichts mit dem Kriege zu tun hat. Es ist eine Sammlung kleiner Grotesken von Hans Reimann, die den Titel führt: „Die Dame mit den schönen Beinen."

Das Buch wird eine ganze Reihe Käufer finden, die beim Titel schmunzelnd an allerhand kleine und größere Gemeinheiten ihrer eigenen Erlebens- und Gedankensphäre erinnert werden. Diese Leser werden sehr enttäuscht sein: denn das Buch enthält keine Laszivitäten.

Dafür werden diejenigen, denen in der tragikomischen Kompliziertheit dieser Tage nicht der Sinn für humorvolle Schlichte abhanden kam, diese Humoresken mit Lust lesen.

Ich habe mich kindlich gefreut über die Großmutter, die Romane von der Heimburg, der Marlitt und der Sudermann liest, über den Mops, der — vom Hafer gestochen — die alte Jungfer erschießt und über all die anderen Geschichtchen von den erwachsenen Kindern und den kindischen Erwachsenen.

Von den letzteren werden einige zwar das Buch aus der Hand legen und sagen: „Nein, so ein Getue! Das können andere, z. B. Roda Roda, doch auch!" Das Beispiel ist schlecht gewählt, weil Roda sich gerade als Kriegsberichterstatter auf dem Kriegsschauplatz — im Kampfe gegen die deutsche Sprache — befindet. Aber auch seine Kollegen (ich nenne keine Namen) können es nicht „auch"; denn sie zeigen ihren Humor und pflegen ihn um seiner selbst willen. Reimann mitnichten: er ist ein sehr ernster Schriftsteller, er ist kein „Humorist von Beruf".

Alle Dinge erscheinen ihm ernst und wichtig; erst bei näherem Zusehen entdeckt er ihre Mängel, Abhängigkeiten und Banalitäten. Der Bürger an und für sich dünkt ihm auch nicht lächerlich; erst seine Umgebung, sein Verhältnis zur Zeit macht ihn dazu.

Hans Reimann ist vorurteilslos: nichts ist ihm unheilig. Darauf beruht sein Können. Er hat die Tragik des Alltäglichen entdeckt, fand sie abgenutzt, wollte sie wenden — und fand Komik. Wer kann dafür? Der Bürger. Er hätte die Alltäglichkeiten nicht abnutzen sollen. Er hätte sich nicht auf Gebräuche festlegen sollen: Reimann brandmarkt sie als Mißbräuche. — So schwindet viel Blödsinn. Roda Roda und seine Kollegen werden, wenn sie wieder nach Hause kommen, sich ein ganz neues Gebiet suchen müssen: den Platz, da sie grasten, hat Reimann gemäht.

Paul Nicolaus

Digitized by Google

Das englische Schiffsproblem

Lloyd George hat in seiner bei uns viel zu wenig beachteten großen Rede vom 23. Februar wörtlich gesagt: „Die Deutschen haben ihre ganze Kraft auf den Bau von Tauchbooten konzentriert, um unsere Handelsflotte zu zerstören. Sie sind sich dabei völlig klar, daß das der einzig wirksame Weg ist, jenen Gegner schachmatt zu setzen, den sie als das wichtigste Glied der Allianz betrachten ... Der Enderfolg unserer Sache hängt davon ab, ob wir die Tonnageschwierigkeiten überwinden können, denen wir gegenüberstehen." Und immer wieder kehrt in seiner Rede der Gedanke wieder: Es fehlt uns an Schiffen. Woher kommt das? Verfügte doch England bei weitem über die größte Handelsflotte, mit der sich keine andere auch nur annähernd messen konnte. Rund 20 Millionen Bruttotonnen*) trugen die englische Flagge gegen etwa 4,5 Millionen deutsche Schiffe. Der plötzliche Tonnagemangel war — zum mindesten bis zum Beginn dieses Jahres — nur zum kleineren Teil auf Tauchbooterfolge zurückzuführen, denn die englische Flotte umfaßte noch am 1. Januar dieses Jahres 95% ihres Bestandes vor dem Kriege. Mit anderen Worten: der Nettoabgang hat bis dahin nur eine Million Bruttotonnen betragen. Zwar waren bis zu diesem Zeitpunkt durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte rund 3 Millionen Bruttotonnen der englischen Marine zerstört worden, aber der größte Teil davon konnte wieder ersetzt werden durch Neubauten und durch Beschlagnahme von deutschen und österreichisch-ungarischen Schiffen. Wenn man diese Beschlagnahmen mit rund 800 000 Tonnen annimmt, so haben sich die Schiffsbauten in England wie folgt entwickelt:

1911	1912	1913	1914	1915	1916	
1,80	1,74	1,98	1,68	0,65	0,58	Mill. Bruttotonnen.

Danach sind also die Neubauten in England in der letzten Zeit sehr gering gewesen. Der scheinbar so geringe Nettoabgang der englischen Tonnage rückt allerdings in ein erheblich anderes Licht, wenn man auf die Einzelheiten eingeht. Da ergibt sich zunächst, daß ein ganz unverhältnismäßig großer Teil der Flotte dem eigentlichen Zweck, dem Handel, entzogen ist und kriegerischen Zwecken dient. Man denke an die Expeditionen in Mesopotamien, in Saloniki, in Afrika usw. Man wird da nicht staunen, zu hören, daß annähernd 65% der Handelsflotte von der Regierung mit Beschlag belegt ist. Völlig frei für die Schiffahrt verfügbar waren im letzten Jahr überhaupt nur 5 Millionen Nettotonnen. Das Bild wird weiter dadurch ungünstiger, daß England in zunehmendem Maße den Franzosen und Italienern, teilweise auch den Russen Schiffe zur Verfügung stellen muß. „Soeben," versichert Lloyd George in seiner Rede, „hatte ich für zwei Tage den

---

* Zum besseren Verständnis sei hier folgender annähernd richtige Erfahrungsvergleich angeführt:

1 Nettotonne = $1^1/_2$ Bruttotonnen = 2 Tonnen Tragfähigkeit,
1 Bruttotonne = $1^1/_3$ Tonnen Tragfähigkeit = $^2/_3$ Nettotonnen,
1 Tonne Tragfähigkeit = $^3/_4$ Bruttotonnen = $^1/_2$ Nettotonne.

Digitized by Google

Besuch französischer Minister, die äußerst dringend um mehr Schiffe baten, und unmittelbar vorher waren italienische Minister in derselben Angelegenheit bei mir." Schließlich darf man nicht vergessen, daß die Qualität der englischen Schiffe in jeder Weise gelitten hat. Zwar sind der Zahl nach recht viele neue Schiffe gebaut worden, es handelt sich aber dabei um vorwiegend kleine, während umgekehrt unter den versenkten die ganz großen eine unverhältnismäßige Rolle spielen. So konnte man aus den Angaben der deutschen Admiralität für den Monat Januar für die versenkten Schiffe eine Durchschnittsgröße von 2700 Bruttotonnen errechnen, während die neugebauten Schiffe nur eine Durchschnittsgröße von 1350 Tonnen aufweisen. Gerade die großen Schiffe aber sind es, die in der Hauptsache für den überseeischen Verkehr in Frage kamen. Schließlich aber ist, so überraschend es klingt, auch in normalen Zeiten England mit seinem Seeverkehr in viel größerem Maße, als man gewöhnlich annimmt, auf die fremde Schiffahrt angewiesen. Das und verschiedenes andere ergibt sich mit ungewöhnlicher Klarheit aus der nachstehenden, äußerst wertvollen Zusammenstellung der Liverpooler Reedereivereinigung.

Englische Einfuhr (in Millionen Tonnen)

In den Halbjahren	Frieden		Krieg				
	1. Juli 1913 bis 31. Jan. 1914	1. Febr. 1914 bis 31. Juli 1914	1. Aug. 1914 bis 31. Jan. 1915	1. Febr. 1915 bis 31. Juli 1915	1. Aug. 1915 bis 31. Jan. 1916	1. Febr. 1916 bis 31. Juli 1916	1. Aug. 1916 bis 31. Jan. 1917
Einfahrende Tonnage (Nettotonnen)							
Englische Schiffe	16,59	16,14	12,28	11,63	11,27	9,89	10,14
Fremde Schiffe	8,58	8,20	5,40	5,42	5,47	5,10	4,60
Zusammen	25,17	24,34	17,68	17,05	16,74	14,99	14,74
Gewicht der Einfuhr (Gewichtstonnen)							
1. Artikel mit Gewichtsangabe:							
Nahrungsmittel usw.	8,68	7,47	9,11	7,58	7,97	7,60	6,90
Rohmaterialien	14,38	11,95	10,72	11,67	11,62	10,87	10,35
Fertigfabrikate	3,17	3,27	1,58	2,05	2,00	1,52	1,31
2. Artikel, deren Gewicht geschätzt ist	3,57	3,09	2,92	2,90	2,94	2,72	2,53
Zusammen	29,80	25,78	24,33	24,20	24,53	22,71	21,09
Auf 100 Nettotonnen kamen nach dem Gewicht	118 t	106 t	138 t	142 t	147 t	152 t	143 t

Betrachtet man diese Zusammenstellung, in der, wie ausdrücklich erwähnt sein soll, der Schiffsinhalt in Nettotonnen angegeben ist, so fällt einem, wie gesagt, sofort der große Anteil der ausländischen Schiffahrt auf. Er betrug im Frieden über ein Drittel der einlaufenden Tonnage und hat sich bis fast

Digitized by Google

zuletzt auf dieser Höhe gehalten. Dieser große Anteil der fremden Schiffahrt läßt übrigens auch verstehen, warum die Engländer immer und immer wieder erklären, daß die Tauchbootgefahr außerordentlich groß sei, im gleichen Atem aber dem Ausland gegenüber immer wieder betonen, welch außerordentlicher Verkehr sich in ihren Häfen abspiele und welch lächerlich kleiner Prozentsatz an Schiffen durch die Tauchboote versenkt werde. Man will auf diese Weise die Neutralen veranlassen, wieder die englischen Häfen wie seither anzulaufen. Gelingt diese Verlockung nicht und bleibt die neutrale Schiffahrt, wie sie es zweifellos bisher zum größten Teil getan hat, von den englischen Häfen fern, so ist allein damit ein gar nicht wegzuleugnender Riesenerfolg der Tauchbootpolitik erzielt. Denn England kann ohne die 4,5 Millionen fremder Tonnage kaum zurechtkommen.

Weiter ist in der statistischen Zusammenstellung die Entwicklung der Einfuhrgüter von Wichtigkeit. Während sich die Schiffstonnage gegenüber der Friedenszeit um reichlich 40% verringert hat, ging die Einfuhr von Waren nur von 29,82 auf 21,10 Millionen Gewichtstonnen, das sind knapp 30%, zurück. Dieser Unterschied läßt sich auch in der letzten Zeile der Tabelle wieder feststellen. Während im letzten Friedenshalbjahr auf 100 Nettotonnen Schiffsraum nur 106 Gewichtstonnen Güter kamen, sind es im letzten Kriegshalbjahr 143 Tonnen gewesen. Mit anderen Worten: die englische Handelsmarine hat fraglos rationeller geladen als bisher. An und für sich sind auch 143 Gewichtstonnen nicht viel, denn man rechnet, wie aus unserer Fußnote hervorgeht, im allgemeinen auf 100 Nettotonnen etwa 200 Tonnen Ladefähigkeit. Die geringere Ziffer erklärt sich aus der verhältnismäßig beträchtlichen Zahl von verladenen Stückgütern, die selbstverständlich sehr viel Frachtraum wegnehmen und keine so gute Ausnutzung erlauben wie etwa die Ladung eines Dampfers mit Getreide oder Kohle. Außerdem fahren sehr viele Schiffe ohne Nutzlast, lediglich mit Ballast, ein. Man denke nur an die jetzt von Frankreich vorwiegend leer ankommenden Schiffe. Die Besserung gegenüber dem Frieden wird zurückzuführen sein auf das immer weitere Zurückdrängen von Stückgütern.

Die drei großen Schwierigkeiten nun, die der englischen Schiffahrt zurzeit drohen, sind neben dem schon erwähnten Fernbleiben der fremden Tonnage vor allem die Versenkungen, dann aber die Notwendigkeit, größere Schiffsreisen als bisher zu unternehmen, das heißt: das für England notwendige Getreide muß fortab in der Hauptsache aus Australien und Indien geholt werden, während es vorher zum weitaus größten Teil aus Nordamerika kam. Nun braucht eine Reise von England nach Sydney und zurück rund $3^1/_2$ bis 4 Monate, während die Doppelfahrt nach Neuyork im ungünstigsten Falle in sechs Wochen erledigt werden kann. Da nun England im halben Jahre etwa 4 bis 5 Millionen Tonnen Getreide benötigt, die etwa einen Laderaum von 2 bis 2,5 Millionen Nettotonnen beanspruchen, so kann man sich vorstellen, welcher Ausfall allein dadurch für die englische Schiffahrt sich zurzeit ergibt. Darum ist es auch ohne weiteres klar, daß ohne außerordentlich einschneidende Maßnahmen es geradezu unmöglich wäre, auch nur das Allernotwendigste nach England zu bringen.

Deshalb hat Herr Lloyd George eine Reihe von Eingriffen angekündigt, die zweifellos in ihrer Gesamtheit England vor dem Verhungern schützen

Digitized by Google

würden, wenn sie durchführbar wären. Teilweise werden sie das sein, teilweise aber sicherlich nicht. Eine an und für sich vermutlich recht wirksame, wenn auch sehr zweischneidige Maßnahme ist die Tieferlegung der Ladelinie. Man erhofft dadurch eine Ersparnis von 600 000 Tonnen. Daß durch diese Tieferlegung der Ladelinie eine Kulturtat allerersten Ranges wieder rückgängig gemacht und vor allem die Gefahr von Schiffsunfällen dadurch ungewöhnlich gesteigert wird, sei nebenbei erwähnt. Viel mehr aber verspricht sich Lloyd George von einer Reihe tiefeinschneidender Einfuhrverbote. Wie diese zustande gekommen sind, ist bei allem Ernst der gegenwärtigen Lage amüsant. Lloyd George hat sich kurzerhand alle jene Güter aufschreiben lassen, die sehr ins Gewicht fallen. Das sind, abgesehen von dem unentbehrlichen Getreide, Holz, Erz, Fleisch und Papier, daneben einige Genußmittel wie Tee, Kaffee, Kakao usw. Holz benötigt England vor allem für den Grubenbau, ohne Holz keine Kohlenförderung, 6 Millionen Tonnen sind davon allein im letzten Jahr eingeführt worden. Lloyd George entdeckte, daß auch England und vor allem sein Bundesgenosse Frankreich Holz besitzt. Also, meinte er, brauche man dieses Holz nur abzuschlagen. Daß dadurch in England die ganze Landschaft und in Frankreich außerdem die klimatischen Verhältnisse verdorben werden, ficht ihn wenig an. Schließlich darf man ja auch auf derartige Dinge, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, keine allzu große Rücksicht nehmen. Wie aber Lloyd George die nötigen Sägewerke, Arbeitskräfte usw. aus dem Boden stampfen will, ist schon eine andere Frage. Erze benötigt England ungefähr 7 Millionen Tonnen, die zum großen Teil aus Spanien kommen. Auch da entdeckt Lloyd George, daß in England noch viele unausgenutzte Erzlager vorhanden sind. Warum diese unausgenutzt sind, kann sich jeder denken: sie können wegen ihrer Armut mit den ausländischen Erzen nicht konkurrieren. Lloyd George will sie nun künftig ausnutzen. Daß auch hier die Arbeiterfrage eine sehr wichtige Rolle spielt, daß ferner infolge der erwähnten Armut der englischen Erze erst große Hochöfen gebaut werden müßten, deren Bau außerordentlich viel Zeit in Anspruch nimmt, erkennt selbst Lloyd George an, indem er sagt: „Unglücklicherweise kann die Ersparnis erst recht spät im Jahr erfolgen."

Leichter wäre es, an den anderen Posten zu sparen, sofern mit der nötigen Energie vorgegangen wird. Da ist vor allem der Papierverbrauch. England führte im Frieden jährlich 1,80 Millionen Tonnen Papier ein, im letzten Jahr waren es noch 1,28 Millionen Tonnen. Jetzt sollen statt dessen nur mehr 640 000 Tonnen nach England gebracht werden. Wer in den letzten Tagen einen Blick in die englischen Zeitungen wirft, wird an diese Rücksichtslosigkeit der Regierungspolitik nicht recht glauben, denn die Zeitungen sind einstweilen so umfangreich wie je, wenn auch durch allerhand Kunstgriffe, wie Hinaufsetzung der Preise, Weigerung, unverkaufte Exemplare zurückzunehmen u. dgl. mehr, der Bedarf verringert werden mag. Immer noch sind aber die englischen Zeitungen bei weitem die umfangreichsten in Europa. Hier spricht zweifellos die Angst Lloyd Georges vor der Presse und namentlich vor der ihn haltenden chauvinistischen mit. Er hat in seiner Rede den Zeitungsleuten eine Reihe von Verbeugungen gemacht, dabei allerdings gemeint, wenn der Leser die Wahl habe zwischen einer Morgen-

Digitized by Google

zeitung und einem Frühstück, so werde er zweifellos das letztere vorziehen. Das Verbot, Genußmittel einzuführen, wird vermutlich durchgeführt werden, indessen braucht man nicht anzunehmen, daß dies von heute auf morgen geschieht, denn Schiffe beispielsweise, die nach dem Erlaß des Verbotes 8 oder 14 Tage von Ceylon weg waren, werden kaum unterwegs angehalten und gezwungen werden, nach dem Ausgangshafen zurückzukehren und dort den Tee oder was immer sie geladen haben, zu löschen. Mit anderen Worten, auch hier wird die restlose Durchführung eine Reihe von Wochen in Anspruch nehmen.

Am meisten aber verspricht sich Lloyd George von den Maßnahmen im Innern. Er will durch Sparsamkeitsvorschriften allerhand Einfuhren unnötig machen. Das einzige große Gebiet, das ihm hier zur Verfügung steht, ist die Bierbrauerei, die in England jetzt auf ein rundes Viertel ihrer Friedensproduktion verringert wird. Die so erzielte Ersparnis bedeutet auf das Jahr gerechnet einen Minderverbrauch von rund 600 000 Tonnen Getreide, das ist soviel, wie England in einem Monat verbraucht. Aber auch hier muß man bedenken, daß die Wirkung für das laufende Jahr reichlich spät kommt, da ja nur knapp fünf Monate des Erntejahres betroffen werden, also für das laufende Erntejahr, auf das es ja wohl ankommt, eine Ersparnis von 13 Tagen.

Eines geht wohl aus unserem Überblick zur Genüge hervor: die Rechnung ist so knapp, es kommt so außerordentlich viel auf einige 100 000 Tonnen Schiffsraum mehr oder weniger an, daß die Höhe der Torpedierungen tatsächlich den Ausschlag geben wird. Darum wird man mit gespanntester Aufmerksamkeit die weiteren Ergebnisse des Tauchbootkrieges verfolgen. Für die englische Schiffahrt als Ganzes bedeutet die Fortsetzung des Krieges die denkbar größte Erschütterung. Mit jedem Vierteljahr des Krieges geht die Bedeutung der englischen Flotte auch für die Zukunft zurück, während der Anteil der amerikanischen, japanischen und norwegischen Schiffahrt in früher nie geahnter Weise steigt. Die Ablehnung des Friedensangebots durch Lloyd George wird darum später einmal namentlich von der englischen Schiffahrt als ein unbegreiflicher Mißgriff verurteilt werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MJ P

Digitized by Google

Digitized by Google